

5562/54

Schmitz-Hoffmann

Lese- und Arbeitsbuch
zur
Geschichte Oberschlesiens



Zweiter Teil:
Vom Auftreten der Hussiten bis zum
Zeitalter Friedrichs des Großen



Langensalza
Verlag von Julius Belk
Berlin — Leipzig

Lese- und Arbeitsbuch

zur

Geschichte Oberschlesiens

für Schule und Haus

Herausgegeben von

Dr. Schmitz

und

Gustav Hoffmann

Schulrat in Neisse,
jetzt in Andernach am Rhein

Lehrer in Gr.-Strehlitz

Zweiter Teil:

Vom Auftreten der Hussiten
bis zum Zeitalter Friedrichs des Großen



Langensalza

Verlag von Julius Beltz

Berlin-Leipzig

1929

5562/54

1 SL 12 e

Alle Rechte vorbehalten

139775
II

Sd. Wallis
Siegelschönice, Roma 4
6.11.54 [6.-] 5



Inhaltsverzeichnis.

Nr.	Überschrift	Verfasser	Seite
1	Gefangennahme hussitischer Gesandter	Oberschl. Morgenzeitung 16. XI. 1924	1
2	Hussiten: 1. Ein Frühlingmorgen im Jahre 1428 2/3. Das tausendarmige Höllengespenst 4. Die Erfüllung	A. Hellmann	2 3 5
3	Die Hussiten besetzen Gleiwitz	Paul Kania (Oberschl. Wanderer)	6
4	Aus der Chronik des Martin von Bolkenhain	Scriptores rerum Silesiacarum Bd. 12. Breslau 1883	9
5	Die Hussiten in Toft	Max Niedurny (Wälderrauschen u. Hammerschlag)	10
6	Bilder aus der Geschichte des deutschen Handwerks: 1. Die Meisterprüfung bei einzelnen Gewerben 2. Wie die Innungen über das Heiraten dachten	Dr. Eugen Krawczynski	12
7	Streitigkeiten wegen Abgaben mit den Ratiborer Fleischern	Dr. Potthast	14
8	Der blaue Montag und seine Bekämpfung (Ein Kapitel aus der Geschichte des Handwerks)	Dr. Eugen Krawczynski	14
9	Eine Kleiderschau und feste Preise im Jahre 1661	Aus dem Oberglogauer Lande 1923 Nr. 6, Eintragung im Zunftbuch der Oberglogauer Schneiderinnung	17
10	Aus dem Innungsbuch der Bäder von Hultschin	Johannes Kaluza	17
11	Eine alte Kirchenordnung	Aus den kathol. Kirchenbüchern der Stadt Friedland	18
12	Hanno, der geizige Dogt	G. Hoffmann	20
13	Etwas vom alten Recht	G. Hykel	23
14	Was der Stochhausturm erzählt	Joseph Strede (Oberglogauer Heimatkalender)	24
15	Aus alten Tagen (im Kreise Neisse und Grottkau) a) Ober-Jeutritz, b) Buchwald, Wüstung bei Weizenberg, c) Leuppusch, d) Sengwitz, e) Ottmachau, f) Neisse, Gr.-Neundorf — Weizenberg — Hannsdorf — Ratmannsdorf,		

Nr.	Überschrift	Verfasser	Seite
	g) Patschau, h) Mannsdorf, i) Oppersdorf, k) Riemertsheide, l) Nowag, m) Groß-Neundorf	Heimatblätter des Neissegaues Aus dem Breslauer Staatsarchiv	28
16	Mittelalterliche Mordtöten	Kl. Lorenz	36
17	Hungerkreuze — Siebenkreuze	Kl. Lorenz	40
18	Ein herzogliches Schloß in alter Zeit	Chronik von Gleiwitz	42
19	Was uns das Grabmal in der Suchauer Kirche erzählt: 1. Besuch beim Gutsherrn Peter Strzela 2. Wir besuchen eine Bauern- familie	Gustav Hoffmann	
20	Der Bergbau	Gustav Hoffmann	43
21	Als Hohenzollernwert in Schlesien begann	Knötel, Gesch. Oberschlesiens	44
22	Verbreitung der Reformation	Müller, Was die Heimat sah Aus Knötel, „Geschichte Oberschle- siens“ und aus Dr. Potthast, „Geschichte der ehemaligen Zister- zienserabtei Rauden a. S.“	45
23	Reformation und Klosterleben	Dr. Potthast	47
24	Verbreitung der Reformation	Dr. Potthast	49
25	Reformation im Fürstentum Oppeln	Prof. Dr. Alfons Nowak, Geschichte der Pfarrei Gr.-Strehlitz	49
26	Aus der Geschichte der kathol. Pfarr- kirche zu Schimischow	Morawitzki	54
27	Der große Brand von Ratibor 1574	G. Hydel	55
28	Gefinde-Lohnentabelle im Jahre 1577	Hauptmann Martinus, Bischof von Breslau	58
29	Ratsmann Kolbe von Neustadt	Joseph Michna	58
30	Das große Neisser Schützenfest von 1612	Maximilian Stoschek	62
31	Der 30jährige Krieg in Ober- schlesien: I. Markgraf Georg von Brand- enburg II. In Rauden III. Die Mansfelder vor Gleiwitz 1626 IV. Ein Bubenstreich	Dr. Potthast	
32	Was eine Münze aus alter Zeit erzählt	Hugo Gnielczik Gustav Hoffmann	65
33	Der kleine Trommler von Lüh- brunnen	Gustav Hoffmann	71
34	Ein tapferer Pfarrer	Aus Jungnitz, Sebastian von Rostock	75
35	Grottkau und Sebastian Rodestodt	Benno Niehlert	77
36	1642 in Rauden	Dr. Potthast	79
37	Folgen des 30jährigen Krieges	Gustav Hoffmann	80
38	Das Gottesurteil	Gustav Hoffmann	80
39	Verwilderung des Adels nach dem 30jährigen Kriege	Nach Kirsch-Gründorf, Ein Heu- krieg auf den Stoberwiesen im Jahre 1683	82
40	Hegenwahn	Müller, Was die Heimat sah	85
41	Die Reinschdorfer „Herzefresser“	Kl. Lorenz	87
42	Krippenreiter und Rechtsweisen nach dem 30jährigen Kriege	Aus Freitag, Bilder aus der deut- schen Vergangenheit. 3. Bd.	92

Nr.	Überschrift	Verfasser	Seite
43	Räubernde „Wallachen“	Dr. Potthast	95
44	Reiseindrücke aus Oberschlesien vor 200 Jahren	Lukas Holstenius, Päpstlicher Legat vom Jahre 1630	95
45	Einzelbilder aus Oberschlesien (Beuthen, Kosel, Kreuzburg, Guttentag, Falkenberg, Sridland, Gleibitz, Glogau, Gorzowo, Großmüch, Grottkau, Holdschin, Krano- witz, Krappitz, Kunstatt, Laßlau, Leschnitz, Lublinitz, Lübschütz, Michelau, Mislowitz, Neisse, Neutirch, Neustadt, Oppeln, Ottomachau, Oyest, Patzschkau, Peißkrotschamb, Pülhowitz, Pit- schen, Ples, Ratibor, Ribenitz, Rosenberg, Schürgast, Sora, Steinau, Strelitz, Tarnowitz, Tost, Zauditz, Ziegenhals, Zülch)	Oberschlesien, aus Matthäus Merians Topographie. Frankfurt 1640—1688	96
46	Die Anfänge des ober-schlesischen Postverkehrs	Oswald Dölkel, Gleiwitz	108
47	Türkengefahr	Dr. Potthast	111
48	Alte Urkunden über Wasser und Land	Hante-Krempa	112
49	Bischof und Bürger	P. Alfred Wlozka	114
50	Graf und Pfarrer	Gustav Hoffmann	118
51	Die St.-Kochuskirche bei Rosenberg (O.-S.).	H. Sowa, Rosenberg	123
52	Wort- und Sachregister	Georg Laßmann	126
53	Zeittafel mit Entwicklungsübersicht	Dr. Schmitz	129

Gefangennahme hussitischer Gesandter.

Folgenden merkwürdigen Brief schrieb Herzog Johann von Ratibor an den Herzog Primko von Troppau:

Dem hochgeborenen Fürsten, Herzog Primko, Herrn zu Troppau, unserm lieben Vetter!

Hochgeborener Fürst, lieber Vetter, Euer Liebden klagen wir, daß uns der Teufel mit den Hussiten betrogen hat, daß sie gekommen sind hierher nach Ratibor, und wir haben sie fangen lassen, ihre 40, das ist Herr Wanek Wlaschena, Hlasa der Ritter, Wilhelm Kostka und Wanek Pymo mit ihren Gefellen und auch mit den Boten des Königs von Polen, einer ist genannt Mroczke und Herr Jawischa; auch ist zu uns Sestirgenecz gekommen und hat gewarnt, daß wir in unserm Lande alle Tage Gäste werden haben.

Gegeben zu Lubom (bei Ratibor) am Sonnabend vor Kreuzerhöhung (13. Sept. 1421).

Johann von Gottes Gnaden Herzog von Ratibor.

* * *

Aus dem dritten Bande der böhmischen Geschichtsschreiber, also einer unverdächtigen tschechischen Geschichtsquelle, erzählt der schlesische Geschichtsschreiber Grünhagen folgende, in ihrer nackten Ungeschminktheit besonders eindrucksvoll dargestellte Begebenheit:

(1421.) In diesem Jahre und gleich nachher sandten die Prager und Zizka an den polnischen König in Botschaft vier Ritter, nämlich Herrn Wilhelm Kostka von Postupic, Herrn Hlasa von Kamenice, Herrn Wanek Pietro und Herrn Wanek, den Sohn der Frau Pawljik aus Prag, damit er (der Polenkönig) ihnen geruhte, einen Herrn zu geben oder sie selbst anektierte. Diese abgesandten Ritter nahmen, als sie nach Ratibor kamen, Herzog Johannes (in der Handschrift steht irrtümlich Nikolaus), der Sohn des Meisters Hans, welcher auf dem Karlssteine die Herren ermordete, gefangen und lieferte sie dem König von Ungarn auf dem Spielberg aus, wo ihre ganze Dienerschaft zu Brünn enthauptet worden ist auf König Sigismunds Befehl und die Herren sandte er ins Gefängnis nach Trentschin, dort waren sie im Kerker bis zur Eroberung von Deutsch-Brod, und dann wurden sie wieder gegen andere Gefangene ausgetauscht.

Oberschl. Morgenzeitung, 16. 11. 24.

Hussiten!

1.

Ein Frühlingsmorgen im Jahre 1428.

„Wach auf, mein Mädel, wach auf!
Ich zeig' dir die goldene Welt,
den prickelnden Lenz in den Auen,
das drängende Werden im Feld . . .

— — — — —
Wach' auf, mein Mädel, wach auf!“

Wie diese weiche, bittersüß lockende Melodie zu dem hinter blätterlosem Gerank versteckten Fensterlein emporschluchzte! Wie das flehende Gesumme der Fidel anschmiegend hinterherkletterte!

Wenn sie sein Lenzmorgenständchen auch nicht hörte! Was tat's!

Ihr Herr Vater, der gestrenge, scharfgebrillte Herr Magister scheint nichts gehört zu haben; denn die kleine bretterne Fenstertür unten blieb regungslos verschlossen.

„Wach auf, mein Mädel, wach auf! . . .“

Die Fiedel andächtig zupfend, schritt der sehnigshlanke Scholar an dem kleinen Magisterhäuschen der Propstei Kasimir vorbei die große Handelsstraße weiter der Stadt Oberglogau zu.

Der herb aufknospende Frühlingsmorgen rumorte in seinem jungen Herzen. Die im Ost, hinter den dicken, schwarzen Walddickbüschen von Kosel aufgleißenden Sonnenstrahlen spielten mit seinem langen, weichblonden Haar und wühlten sich hinein in seine aufzückenden Adern. Der klarblaue Himmel lachte in seinen großen, treuherzigen Augen.

Heiliger Ambrosius! Was war das doch für ein gottgesegneter Tag!

Er dachte an den Plünderungszug polnischer Räuberhorden nach dem lieben Städtchen Pitschen vor gerade elf Jahren, da er, der damals sechsjährige Junge, und seine kranke Muhme ihr Leben mit knapper Mühe und Not aus dem brennenden Städtchen in die Wälder retten konnten . . .

. . . Dann vor zwei Jahren den furchtbaren Einfall der Hussitenpest in dem mittleren Schlesien, die ihre blutgierigen Gangarme immer lusterner auch nach Oberschlesien gleiten ließ . . . Der wilde Frühjahrswind webte an manchem Abend von Norden her, von dem gemarterten Plätzchen Landshut, Lauban, Löwenberg, Goldberg her einen stickigen Dunst von Feuerrauch heran . . . von Blut . . . von Mordgier . . . von Todes-
schreien . . .

Daß ihm gerade jetzt diese drohende, beängstigende Anwandlung kommen mußte! Hinein mit der ganzen feinnervigen Poeten- und Grammatikistenhand in die Saiten der Fidel! Er schritt ja durch ein aufwachendes Frühlingsparadies! . . . Vor ihm die Türme von Oberglogau, das er auf seiner Scholarenwanderung nicht umgehen wollte.

Was war die Welt doch so schön!

Und links und rechts von der Landstraße schüttelten die Frühlingsblumen die silberglikernden Taupropfen von ihren Köpfen und rissen die bunten Augen auf . . . verstummten für einen Augenblick in den aufknospenden Zweigen die jubelnden Vögel:

Das . . . war wohl . . . der Frühling . . . was dort auf der Landstraße . . . singend, jauchzend und geigend entlang zog . . .

2.

Das tausendarmige Höllengespenst.

Der Lenzmorgen hielt urplötzlich den Atem an.

Die Fidel verstummte.

Von Süden her . . . von der Propstei Kasimir her . . . von dem schon waldversteckten Magisterhäuschen her . . . kam dumpf gurgelnd mit dem Winde ein seltsam brausender Ton. Undeutbar; doch mit der Ahnung eines heranastenden Verhängnisses . . .

Die frische Morgenluft durchschauerten Fäden einer Atmosphäre von Mord und Brand. Wie Geißelhiebe. Unkörperhaft; doch mit der Kunde von einem heranrasenden Schicksalgeschehen . . .

Der junge Poet und Grammatist stand, zitternd am ganzen Körper. Er schaute zurück. Aus den breiten Waldflecken von Kasimir, Höhenloß, dort rechts auch von Neustadt her stiegen erst kleine helle, dann schwarze, riesenhafte Rauchschwaden zum Himmel.

Ein Volk Vögel schwirrte von dort mit entsetzten Schreien heran. Was bedeutete das?

Da brach es heraus aus den Wäldern ringsum, über denen bereits Flammen lohten. Rudel von Reitern, die in wildem Galopp unter Schreien, Pferdewiehern und barbarischen Gesten heransauften. Hier — da — dort! Von überall, wohin der Scholar entsetzt hinstierte.

Eine Starrheit befiel ihn. Nur ein Gedanke hämmerte in sein Gehirn: Rette dich!

Mit einem Sprunge saß er in dem zerfallenen Loch einer steinzeitlichen Wohngrube, die in einem Lößstreifen neben der Landstraße lag, wühlte sich hinein in die tausendjährige Erde. . . und kauerte . . . betend — —

Wie eine Taifunwelle preschten sie heran. Allen voran auf der Landstraße flog Procopius Apostata, der wildeste Hufschützenführer. Ein einziger tierischer, urgewaltiger Mordschrei durchgellte den aufstrahlenden Frühlingsmorgen.

Dreifacher Haß stach ihnen aus den blutunterlaufenen, rotglühenden Glosaugen, brüllte aus den schweißschäumigen, roh verzerrten Mäulern heraus:

Haß den Krummstabmördern des heiligen Huf! . . .

Haß den großschnäuzigen Deutschen . . .

Haß den land- und goldreichen Pfaffen, ihren Kirchen und prallen Dörfern! . . .

Wie ein fanatisch aufheulender, giftgeschwollener Sturmwind stoben sie vorbei ... über die steinzeitliche verfallene Wohngrube hinweg ... den Turmspitzen von Oberglogau entgegen ...

Den goldschimmernden Lenz in den Wiesen zerstampfend ...

Immer weiter! Nach Blut und Gold!

Den einsamen Wanderer auf der Landstraße, den Bauern in der Ackerfurche, den Holzfäller im Gehölz mit blutgieriger Eisenlanze durchstoßend ...

Immer weiter!

Den Kaufmann mit seinem Kramwagen niederreitend und ausraubend ...

Immer weiter!

In einsame Hütten, versteckte Dörfchen, wallumwehrte Städtchen Pechkränze werfend, plündernd, mordend, schändend ...

Immer weiter! Nach Blut und Gold!

Allen voran Procop mit blutunterlaufenen, haßglühenden Augen.

Ein riesenhaftes, tausendarmiges, Gott und Welt zertrampelndes Höllengespenst? — —

Der Scholar erwachte aus seiner Starrheit, lugte hinaus, rieb seine Augen wie nach einem entsetzlichen Traum.

Was war das? ...

Und die in den dichtesten Zweigen hockenden Vögel, die halbzertrretenen und zufällig verschont gebliebenen Frühlingsblumen auf den zerwühlten, aufdampfenden Wiesen schauerten:

Was war das? ...

Der Scholar stand und starrte. Jener Dunsthauch von Feuerrauch ... von Blut ... von Mordgier ... von Todeschreien ... den der Wind an manchem Abend von Norden herangeweht hatte, lag dick in der Frühlingsluft.

Feuerflammen, Rauchsäulen ringsum. In den Richtungen auf Zülz, Steinau, dort auf Hohenploth, Neustadt, dort auf Krappitz. Überall von neuem ausbrechend.

Da fuhr es wie ein Dolchstoß in sein Gehirn: Was mag aus dem kleinen Magisterhäuschen ... was aus Gisela ...

Herrgott! Daß er das nicht bedacht!

Und wie ein aufgeschrecktes Reh rannte er auf der zerstampften Landstraße zurück, vorbei an wüst zerrissenen Leichen, röchelnden Sterbenden ... dem Kasimir-Walde zu, über dem eine schwarze, trägsatte Rauchwolke klebte ...

3.

Da stand er zitternd an allen Gliedern, und starrte wieder. Der Schweiß floss an ihm herab. Die Pulse jagten. In seinen Schläfen hämmerte es.

Da stand er mitten in langsam knisternd verkohlenden Trümmern des Magisterhäuschens. Er hing seine Fidel an einen schwarz angerauchten Baumast und — suchte ... suchte ...

Und fand sie. Wenige Schritte von den Trümmern lag sie . . . mit wüst zerfetztem, blutbeflecktem Hemd . . . eine gräßliche Wunde im Kopf. Auf ihren Lippen schaukelte ein roter Blutstropfen.

Unnennbares, brennend-Heißes quoll in ihm auf. Schmerz? Rachegefühl? Abscheu? . . . Er wußte es nicht.

Gegenwartslos lag er. Hörte nichts von dem Prasseln des Feuers, dem Krachen des einstürzenden Gebälks in der weiter liegenden Propstei . . . nichts von dem Jammern und Stöhnen verstümmelter, sterbender Männer . . . Frauen . . . Kinder . . .

Ein Windstoß fuhr durch den Vormittag. Er wühlte einen beißenden Blut- und Leichengeruch auf, so daß die in den Wipfeln hungrig lauernden Raben begehrlieh aufkrächzten . . .

Er spielte in dem schweißfeuchten Blondhaar des hingeworfenen Scholaren und den blutnassen Goldlocken des geopfertten Mädchens . . .

Er fuhr in die Saiten der an dem Baumast hängenden Fiedel, aus der es weich, bittersüß lockend erschluchzte:

„Wach auf, mein Mädel, wach auf!
Ich zeig' dir die goldene Welt,
den prickelnden Lenz in den Auen,
das drängende Werden im Feld . . .

Wach auf, mein Mädel, wach auf!“ . . .

4.

Die Erfüllung.

Als vier Jahre später — 1432 — schlesische Fußmänner und Reiter, bewaffnet mit den modernsten Errungenschaften der Kriegstechnik, nämlich Riesensteinbüchsen zum Einschießen von Mauern, sogenannte Tarassteinbüchsen, und leichteren Handfeuerwaffen, sogenannte Pischullen, gegen Nimptsch, die schlesische Hussitenfeste zogen, da ritt an der Spitze eines Fähnchens ein zwanzigjähriger, sehnig-schlanker Fähnrich.

Stumm verbissen. Unheimliches glühendes Feuer in den großen einst treuherzigen Augen.

Das Berennen begann. Hartnäckig. Verzweifelt knurrend, Erfolglosigkeit dumpf ahnend.

Aus einem Stadttor ergoß sich plötzlich ein wilder Rudel Hussiten in die verbissenen Angreifer. Ein Blutbad begann. Unmenschlich. Tierisch.

In dem stärksten Gewühl mähte der sehnig-schlanker Fähnrich. Blutschaum stand auf seinen Lippen. Ein Feld Hussitenleichen weitete sich um ihn. Bis ihm das Pferd zusammenbrach und der Arm erlahmte.

Zwanzig Hussitenpfeere bohrten sich in seinen Leib. Hundert Hussitenpferde gingen über seinen sterbenden Körper und jagten den fliehenden Seihen der tapferen Schlesier nach.

A. Hellmann.

Sundort: Oberschl. Volksstimme.

Die Hussiten besetzen Gleiwiß.

„Sechs Prager Groschen! Der Rest. He, Jungfer Barbara . . .“
Der so rief, ein veritabler Dickbauch, erhob sich schwerfällig und ziemlich weinselig von seinem Platz, schwankte durch den Rathauskeller, trommelte mit seinen Patschen gegen einen Bottich, der vor der Tür stand.

„Dunner . . . Dunnerlittchen! He, Jungfer! Mein Humpen? Teufel, wo bleibt der Humpen?“

Da erschien auch schon in der Tür ein kräftiges Mägdelein mit frischgefüllten Krügen. Doch, wie sollte die Jungfer zur Kellerstube herein, da der Dickbauch mit all seiner plustringen Massigkeit vor ihr stand und mit fürchterlichem Baß zu gröheln anhub.

Am Tisch unter dem Fenster, durch das die Aprilsonne matt in das dumpfe Gemäuer blinzelte, saßen drei Mannsleute. Die hatten bislang ein geheimes Gespräch miteinander geführt: der Wenzel Sikkhotta mit dem narbigen Gesicht, der Ratsherr Niklas Holz und der pfiffige Gregor Rathen.

Unwillig wandten sich die drei der Tür zu, wo der Dicke, Lorenz Raupensack mit Namen, mit seinem Geld hantierte.

„Schmeißt das Scheusal an die frische Luft!“ brummte Wenzel Sikkhotta, „der Kerl spielt sich auf, als hätte er seinen Wanst nur so mit Dukaten gepollstert. Mit blankem Gold, das er dem Abt von Rauden abgejagt . . .“

„Hä! Neid der Besitzlosen!“ rülpste es von der Tür her. Und Lorenz Raupensack schleppte sich wankend zum Tisch der drei.

„Mit Verlaub, Herr Konsul!“ — er grüßte den Ratsherrn — „Mit Verlaub! Habe ich in Rauden die frommen Patres bestohlen? Habe ich? Oder bin ich nicht, wie es sich für einen anständigen Christen ziemt, gegen die Bande der Taboriten zu Felde gezogen, . . . gegen die Papstfresser, . . . die gottverdammten Hussiten, die unser Schlesierland brandschakten . . . raubten, mordeten, plünderten . . .“

„Tatet ihr nicht ebenso?“ fiel Gregor Rathen ein, „ihr sauberen Spitzbuben! So mästet ihr den Bauch . . .“

Und Wenzel Sikkhotta schlug erbozt auf den Tisch, daß Krug und Becher aufklirrten:

„Straf' mich Gott, wenn der Toseler Konrad, euer Herzog, etwa heiliger ist als der Prager Professor, den sie zu Konstanz in ein besseres Jenseits befördert. Wider sein Wissen und Wollen. Verfluchter Scheiterhaufen! Oder ist euer Herzog etwa frömmere als Ziska? Gott hab' ihn selig!“

„Oh!“

Vom Nebentische sprang der junge Andreas Stenzer auf, der gleich dem Dickbauch in Diensten des hussitenfeindlichen Herzogs Konrad von Töfel stand.

„Oh, sieh dich vor, Wenzel! Ein Schuft, der seinem Herrn läßt Schimpf antun.“

„Pst . . .!“ mischte sich da der alte Ratsherr schlichtend zwischen die Wütenden. „Ruhe! Liebwerte Bürger! Streitet nicht miteinander! So ihr auch anderen Herren untertan seid, Ihr, Wenzel Sikkhotta, und Ihr, Gregor Rathen, dem erlauchten und durchaus untadeligen Kasimir von Auschwiz — und Ihr, Lorenz Raupensack, und Ihr, Andreas Stenzer, dem erlauchten und nicht minder untadeligen Konrad von Cosel, — so ihr auch zweien Herren dienet, seid ihr doch samt und sonders Gleiwitzer. Laßt nicht Verdruß kommen zwischen euch. Vertragst euch! Bald werdet ihr genug des Kampfes, der ob unsere arme Stadt heranzieht, erleben.“

„Was heißt Kampf, Herr Konsul?“ meinte Gregor Rathen. „Haben wir nötig den Kampf? Wir haben Weib und Kinder. Und sind die Böhmen und Polen, die heranziehen, nicht Menschen wie wir? Sollen wir uns plündern lassen unser Haus? Weil wir Widerstand leisten? Nur meine ganz bescheidene Meinung, Herr Konsul; ich meine, sind die Hussiten gottlos, so wird sie der leidhaftige Satanas kurz über lang schon holen. Soll ich mir da einhau'n lassen den Schädel? Denke nicht dran. Ich halte zu Kasimir. Der wird schon wissen, warum er mit den Hussiten paktiert.“

Dem Andreas Stenzer schoß das Blut zu Kopf. Wutschäumend brauste er auf:

„Pfui, feige Memmen! Schande über euch! In der Stunde der Not kapituliert ihr. Wir aber, das schwören wir, wir halten die Stadt bis zum letzten Mann. Die Bollwerke sind besetzt. Die Zitadelle mit Mörsern. Sie sollen nur kommen, die Raubgefallen. Wir böllern sie zu Tode. He, Lorenz! Lorenz!“

Doch Lorenz Raupensack, der dicke Kriegskumpan, hatte sich im Bewußtsein geknickter Größe auf die Bank gebettet und schnarchte.

„Seiges . . Pack . . .“ lallte er im Dusei. Und als er in wenig sanfter Weise in die Höhe gezerrt wurde, polterte er los:

„Aech, Pack . . , feiges Gesindel! Angst um den faulen Leichnam. Aech, hols der Henker, . . Jungfer Barbara, meinen Humpen! Es lebe Herzog Konrad! Divat! Hoch!“

Nach dieser feierlich sein sollenden Rede plumpste er auf die Bank zurück und schnarchte weiter.

Draußen erdröhnte ein Böllerschuß.

Abermals ein Schlag.

Andreas Stenzer ergriff seinen Spieß von der Wand und stürzte hinaus.

Die drei am Tisch sahen sich durchdringenden Blickes an, als wollten sie gegenseitig die sich aufstürmenden Gedanken ergründen. Niklas Holy, der Ratsherr, trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Dann sprach er:

„Jeder Widerstand ist umsonst. Puchalla mit seinen Taboriten und der Litauer mit der polnischen Freischar rücken vom Coseler Land vereint vor. Konrad der Weiße ist geflohen. Die Leute sind sinnlos, wenn sie Widerstand wagen. Über zehntausend Mann Fußvolk und weit über

tausend Reiter uns gegenüber. Und unser simples Häuflein . . . ? Ein gar zu dünner Damm vor diesem Ansturm."

"Sie verlassen sich," sagte Gregor Rathen, "bauen auf die Bollwerke."

Wenzel Sikhotta hielt sein wetterhartes, narbiges Gesicht auf die Linke gestützt. Sein Blick funkelte unheimlich, da sein verbissener Mund hervorzielte:

"Wir werden den Bollwerkern die Hölle heiß machen. Heute noch, so sage ich, sollen die Hussiten in der Stadt sein."

"Recht so, recht so," ereiferte sich Gregor Rathen. "Sollen wir mit-leiden, weil die Blöden Widerstand leisten. Unfug, hirnverbrannter Unfug! Warum sollen wir die Tore versperren vor den Hussiten? Tun wir ihnen nichts, werden sie uns auch nichts tun. Freilich, schon in der Bibel steht es: Unter hundert Schafen treibt sich ein räudiges herum. Und wenn schon? Gibt es bei uns nicht Räudige? Schlimmer als die Taboriten?"

"Straf mich Gott, wenn ich hier müßig sitze, wo es um uns und die Stadt gilt!"

Wenzel Sikhotta schnürte seinen Leibgurt straffer, prüfte sein Messer, stampfte finsternen Blickes hinaus.

Wieder krachte der Böller. Und jetzt hörte man das Glöcklein der Sankt Trinitatis-Kapelle wimmernd rufen. Dann — — die Glocke der Pfarrkirche "Zu allen Heiligen" läutete Sturm.

In den Keller stürmte Mathes, des Ratsheeren Bub, mit weitaufgerissenen Augen, wildem Gesicht:

"Sie kommen! Vatel! Sie kommen! Vom Turm hab ich geschaut. Auf dem Anger . . neben dem gemauerten Kreuze . . . Ratiborer Straße . . viele, viele Kriegsleute. Und Pferde . . Hörst du? Bumm brumm . . ."

Stimmengewirr auf dem Platze vor dem Rathaus. Verworrenes, angstvolles Fragen. Hin- und Herlaufen. Gerenne nach Nordwesten, nach der Pfarrkirche.

Dann . . . wildes Schreien . . .

"Verrat! . . ."

Vom Bollwerk an der Trenke, nahe dem Trinitatis-Hospital, schlug eine Flamme hoch.

"Verrat! . . ."

Schmerzenschreie gellten. Blutüberströmten Antlitzes liefen einige der Verteidiger vorüber.

"Mord! . . . Verräter unter uns! . . . Feuer! Feuer! . . . Löscht den Brand!"

Auf der Rathhaustreppe stand der Konsul Niklas Holn.

"Bürger von Gleiwitz!" so hub er an. "Ergebt euch dem Schicksal! Jeder Widerstand schadet euch und der Stadt. Schonung ist uns zugesichert, wenn ihr vernünftig seid und kapituliert . . ."

"Feigheit! . . . Schnöder Verrat! . . . Schande! Pfui über euch!" scholl es aus den Reihen der Verteidiger.

Die Menge stürmte zur Zitadelle.

Von Süden her sprengten Reiter der polnischen Freischar durch die Stadt. Am Markt wurden sie von den Ratsherren mit „Vivat“ empfangen.

Immer noch läutete die Glocke von „Allerheiligen“ Sturm.

Weib und Kind, von Furcht und Grausen gepackt, suchten Schutz in der Kirche, warfen sich vor den Marienaltar, brannten Opferkerzen, schrien in all ihren Ängsten zur Mutter Gottes.

Das Bollwerk, nahe der Kirche, war in schwerer Bedrängnis. Von der Ratiborer Straße her griffen die Taboriten an. Von der Stadtseite her fielen die Polen über die kleine Schar der Verteidiger und schlugen die meisten zu Tode. Der Rest ergab sich und wurde gebunden weggeschleppt.

Die Hussiten besetzten die Stadt.

Hörner erschallten, das rhythmische Trommeln der Paukenschläger schwoll an zu einem mächtigen „Rum—gong, rum—gong“, verstärkt durch fortwährendes Vivatrufen.

Und da kamen die Straße entlang, hoch zu Roß, umgeben von Edelleuten in prächtiger Gewandung, der litauische Prinz Siegmund Kornbut, ihm zur Seite der Pole Puchalla.

Gleiwitz wurde Kornbuts Residenz.

Am Wall bei Sankt Trinitatis, wo der Frühling blühte, Hufblattichblümelein und Maßliebchen aus dem Boden hervorlugten, lag der wackere Andreas Stenzer. Der Maßliebchen manche waren rot gefärbt. Rot wie das Blut des Andreas Stenzer. Der war tot.

Die Vöglein im Garten des Hospitals sangen ihm sein Schlummerlied. Zur ewigen Ruh.

Im Keller des Rathauses aber schnarchte Lorenz Raupensack. Als der Tumult auf der Straße immer stärker ward, fühlte sich Jungfer Barbara bewogen, den Schläfer aufzurütteln.

„Prosit . . .!“ lallte der Dickbauch. Aber er stand nicht auf.

„Heda! Seurio! Die Hussiten kommen!“

„Ist gut . . .“, nuschelte Lorenz dufelig und legte sich auf die andere Seite.

Diesem glückhaften Umstand hatte er es zu verdanken, daß er am Leben blieb.

Paul Kania.

Sundort: Heimat und Volk. Beiblatt zum Oberschlesischen Wanderer.

Aus der Chronik des Martin von Vollenhain.

„XIII hundert jar dornach yn dem XXVII jahre als yn deme herbeste, do czogen dn vorfluchten Hussen unde Taberer mit grosser macht keigen Ungern unde herfarten dornne mit brande, mit morde ane alle were und [besaczten] doselbist den Ungerischen Brode unde [andre stete] unde bleben yn dem lande aldo de[n winter über bis] an dn fastnacht, do czogen (sn yn dñs landt Slesia) unde quomen uff T(roppaw) dn andern unde lewte an lich

vorstat unde vorbas meh was keyne were yn desen landen do czogen sie dieze lant dn twere dn lenge umbe an allen schaden unde an alle were mit grossen brande, morde [unde] roube unde blebin yn desern lande gantzer X wachen [unde gebrant]en gar vile stete als Wenigen Glogaw¹⁾, dn [Newenstat²⁾, Hoczenplocz³⁾], Werdaw⁴⁾, Grotke⁵⁾, Patichkaw, den Br[ig⁶⁾, Czulcz⁷⁾, Falkenberg, Czegin[hals⁸⁾, Frankstenn⁹⁾, Renshinpa[ck¹⁰⁾, Chant¹¹⁾, Hannow¹²⁾, Goldberg, den Bun[tczel¹³⁾, Newmargt, Lant[czhut¹⁴⁾]

ouch sal man wissen]

[k]omen vor den

halbe le

[her]czog.¹⁵⁾

Die Hussiten in Tozt.

Das Weihnachtsfest im Jahre 1430 sah die wilden Horden der Hussiten im Besitze von Ottmachau und Nimptsch, von wo aus das Land ununterbrochen in Angst und Schrecken gesetzt wurde. Die verzweifelte Bevölkerung, die nichts zu brechen und zu beißen hatte, schloß sich zum Theil den neuen Gewalthabern an, und auch die Großen des Landes glaubten am klügsten zu handeln, wenn sie sich mit ihnen verbrüderten. Bei einem geglückten Raubzuge fiel auch für sie etwas ab; und so verstehen wir es, wenn der polnische Prinz Sigismund Kornbut und der Pole Puchala von Kreuzburg, selbst Herzog Bolko V. von Oppeln mit ihnen gemeinsame Sache machten.

Damit beginnt zugleich eine Schreckenszeit für jenen Theil Oberschlesiens, der von den hussitischen Horden bisher verschont geblieben war. Im Frühjahr, gerade als Bauern und Ackerbürger sich anschickten, ihre Felder zu bestellen, lief von Ort zu Ort die beängstigende Kunde, daß Kornbut das befestigte Gleiwitz berannt und eingenommen habe. Da rang man die Hände und flehte den Himmel um Hilfe an. Man vergrub Geld und Gold an sicherer Stelle und führte das Vieh in die umliegenden Wälder. Mit Neid gedachte der Bauer der festen Stadtmauern, hinter denen man dem feindlichen Überfall trogen könne.

Aber die Städter in Peiskretscham, Tozt und Ujest, so stolz sie auch sonst auf ihre Befestigungen waren, hegten nach alldem, was ihnen von den Kriegslisten und Feuerwaffen der Plünderer zu Ohren gekommen war, berechtigte Zweifel, an der Zuverlässigkeit ihrer Mauern und Thürme. Trotzdem taten sie alles, um die Wehrhaftigkeit ihrer Städtchen zu erhöhen und dem feindlichen Anprall widerstehen zu können.

Und er kam, der Hussitensturm., Noch starrten die Augen angst-erfüllt nach der roten Lohe, die von der brennenden Schwesterstadt Peiskretscham zum sommerlichen Himmel hinauffstieg, da kroch auch schon das

¹⁾ Ober-Glogau. ²⁾ Neustadt O.S. ³⁾ Hoczenplocz bei Jägerndorf. ⁴⁾ Weidenau. ⁵⁾ Grottau. ⁶⁾ Brieg. ⁷⁾ Zülz. ⁸⁾ Ziegenhals. ⁹⁾ Frankenstein. ¹⁰⁾ Reichenbach. ¹¹⁾ Canth. ¹²⁾ Heynau. ¹³⁾ Bunzlau. ¹⁴⁾ Landeshut.

¹⁵⁾ Scriptores rerum Silesiacarum. 12. Bd. Breslau 1883.

Verderben an die Mauern Tofts. In Trupps von zehn bis fünfzehn hussitischen Reitern ergoß sich das Raubgesindel sengend und plündernd in die benachbarten Dörfer. Flüchtlinge strebten schweiß- und staubbedeckt nach der Stadt. Dort stand ja die Burg, die schon manchem Angriff standgehalten und sich als Schützerin der Bedrängten erwiesen hatte. Sie würde doch auch jetzt in dieser fürchterlichen Gefahr ihren Zweck erfüllen.

Ein schwacher Trost.

Eine bange Nacht brach herein; unter ihren dunklen Schleiern barg sich das Verderben. Der Morgen zeigte die Kornbuttschen Plünderer vor den Toren Tofts. Was sich an Mut und opferfreudiger Heimatliebe hinter den Stadtmauern bereitgestellt hatte, zerstob oder verblutete an der tüchtischen Kriegslust der Anstürmenden. Gegenüber der kazenartigen Geschwindigkeit der kriegsgeübten Scharen und ihren Donnerbüchsen war man wehrlos. Bald standen die hölzernen Häuser und Häuschen, Scheunen und Ställe in hellen Flammen; totes und lebendes Gut der Bürger fiel in die Hände der Räuber.

Noch stand die Burg. Ihr galt die letzte Anstrengung. Verzweifelt wehrte sich die Besatzung, deren gelichtete Reihen todesmutige Bürger immer wieder füllten. Vergeblich! Nicht lange dauerte es, und auch sie, die trogige Wächterin über dem Städtchen und an der Grenzmark gen Osten, ging in Flammen auf. Auf dem Burghügel wehte für einige Zeit ein mächtiges Feuerzeichen, dann sank die Burg prasselnd und ächzend in sich zusammen.

Ein Jahr darauf, wieder im Lenz, machten die Oelser Herzöge, die drei Konrade, der Hussitenherrschaft in Gleiwitz ein Ende. Sie säuberten das Land von den ungebeten Gästen, und Oberschlesien hatte von da an Ruhe.

Aber die Not blieb. Wehmütig schauten die Bürger nach dem Burgplan, der müßig und traurig dalag. Wer wird die Schutzburg wieder auferstehen lassen?

Es war der Herzog Przemko, der Sohn Kasimirs von Auschwitz. Das Tofter Land gehörte ihm allein und freute sich unter ihm einer vorbildlichen Verwaltung. Kaum hatten die Bürger ihre Häuser notdürftig hergestellt und die Äcker bebaut, so regte sich auch auf dem Burghügel neues Leben. Der Herzog wollte sich hier dauernd niederlassen; und da geziemte es sich wohl, daß eine ihm würdige Stätte seine Hofhaltung aufnahm. Bald erstand Burg Tost von neuem. Aus Mauerwerk festgefügt, schöner und größer als der alte Bau, blickte sie freundlich auf das Städtchen hinab und auf das Tal, das ihr zu Füßen lag. Der Herzog hielt mit seinem Hofe feierlichen Einzug, die Morgenröte besserer Zeiten stieg für das Tofter Land auf. Mit väterlicher Fürsorge verwaltete Przemko fünfzig Jahre lang sein Herzogtum; und Burg Tost, seine Residenz, wurde zum Segen für das ihm untertane Gebiet.

Max Niedurn.

Aus: Wälderrauschen und Hammerschlag. Diesterweg, Frankfurt.

Schmiedhoffmann, Oberschlesisches Geschichtsbuch. 2.

Bilder aus der Geschichte des deutschen Handwerks.

Die Meisterprüfung bei einzelnen Gewerben.

Wer soll Geselle sein? Wer was kann!
Wer soll Meister sein? Wer was erfann!
Goethe.

Hatte ein Handwerker lange genug dem Gesellenstand angehört und wollte er Meister werden oder, wie man auch in Schlesien sagte, Zeche gewinnen, so mußte er zeigen, daß er etwas Tüchtiges zu leisten vermag. Er mußte durch ein Meisterstück nachweisen, daß er imstande sei, den Meistertitel würdig zu führen und Lehrlinge gut ausbilden zu können.

Zu verschiedenen Zeiten waren die Anforderungen verschieden; wir wollen nur eine Zeit ins Auge fassen und erzählen, was in ihr für Meisterstücke verlangt wurden. Wir greifen die Zeit vor 200 bis 300 Jahren heraus und begeben uns nicht in die großen Städte im Westen, wie Nürnberg, wo die bedeutendsten Handwerksmeister aller Zeiten gelebt und gewirkt haben. Wir bleiben vielmehr in den weniger bedeutenden Orten des deutschen Ostens, wo man sich mit bescheideneren Leistungen begnügte.

Wir versetzen uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und gehen nach Groß-Strehlitz.

Ein Kalb wird im Hause des Obermeisters der 1530 gegründeten Fleischerinnung zur Schlachtbank geführt. Ein Fleischergejelle, der sich um den Meistertitel bewirbt, hat sich beim Obermeister eingefunden, und nach und nach erscheinen alle Meister der Innung. Vor diesen allen schlachtet der Fleischergejelle das Kalb so geschickt, daß es keinen Laut von sich gibt. So verlangt es ja auch die Innungsordnung. Darauf nimmt er die Eingeweide recht sorgfältig heraus, und die Meister begeben sich wieder nach Hause oder, was wir auch annehmen dürfen, in die Herberge. Der erste Teil der „Prüfung“ ist zu Ende. Am folgenden Tage versammeln sich dieselben Männer wieder beim Obermeister. Wir beobachten jetzt, wie der Fleischergejelle mit großer Geschicklichkeit das Fell des Kalbes so abzieht, daß es gar nicht beschädigt wird. Das Kalb wird dann in zwei gleiche Teile zerlegt. In dem Bewußtsein, alles richtig, wie es in den Satzungen verlangt wird, gemacht zu haben, erwartet er jetzt von den älteren Meistern Worte der Anerkennung und aus dem Munde des Obermeisters das Urteil, daß er die Prüfung bestanden habe.

In Ziegenhals herrschte bei der Fleischerzeche ein anderer Brauch. In Gegenwart der zünftigen Meister hatte der Bewerber um das Meisterrecht das Gewicht eines Rindes zu schätzen. Lief hierbei ein geringer Fehler unter, so übersah man es. War aber der Unterschied zwischen dem angegebenen und dem wirklichen Gewicht mehr als sechs Pfund, so galt die Prüfung als nicht bestanden. Der Bewerber mußte seine Sache besser lernen.

Welcher Brauch herrschte bei den Töpfern oder Ofensehern?

Wir begeben uns in das Schloß eines Grafen, etwa des Grafen Colonna von Groß-Strehliß. Dort arbeitet ein Töpfergeselle an einem glasierten Ofen. Eben ist er fertig geworden. Die Meister der Innung finden sich im Schlosse ein, um sich das Werk anzusehen. Sie sagen dem Gesellen, daß er das Meisterstück gut ausgeführt habe.

Im Schweiße seines Angesichts arbeitet an einer anderen Stelle einer, der von den Böttchern den Meistertitel verlangt. Was hat er alles in der Werkstatt seines Meisters auszuführen? Eine Bütte auf zwölf Schuh, ein Gerbschaffel, eine Kufe mit acht Reifen und endlich eine Wanne.

Die Tischler (in Oppeln) waren in ihren Anforderungen nicht bescheiden. Sie verlangten, daß der Bewerber um das Meisterrecht einen Schreibtiß, einen Kleiderkasten und ein Brettspiel anfertigte. Er bekam dazu vier Wochen Zeit.

Die Schuhmacher (in Groß-Strehliß) prüften zuerst, ob der Geselle das Handwerk ordentlich versteht. „Versteht er es nicht ordentlich, so wird er nicht aufgenommen.“ Ist er zur Prüfung zugelassen, so hat er sich für sein Geld gutes Rindsleder zu kaufen, es selbst auszuarbeiten und aus diesem Leder mit dem Schusterkneif ein Paar Stiefeln sowie ein Paar Schnürschuhe und Pantoffeln zuzuschneiden.

Bei einer Bäckerinnung bestand die Vorschrift, daß die Bewerber einen sogenannten Meisterschuß backen (Schuß ist soviel Brot, wie auf einmal in den Backofen geschossen oder geschoben wird) und zeigen mußten, daß sie imstande seien, „einen Semmelteig zu schieben.“

Ein Schmied will Zechen gewinnen. Bald sehen wir, wie er sich damit abmüht, eine ungewöhnlich große Düngergabel anzufertigen. Sein Freund dagegen hat die Aufgabe erhalten, ein Pferd zu beschlagen und dazu die Hufeisen zu fertigen, ohne sie anzuprobieren, und sie kalt aufzuschlagen. Ein anderer muß ein Rad beschlagen. Zwar darf er dazu Maß nehmen, aber den fertigen Reifen darf er nicht anpassen.

Und der Barbier? Er mußte glatt rasieren, so daß der Bart nicht zu fühlen war, und er durfte nicht schneiden.

Wie die Innungen über das Heiraten dachten.

Eine Hauptbedingung für die Aufnahme eines neuen jungen Meisters in die Zunft war, daß er heiraten mußte. Dieses Verlangen war natürlich im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit geboten. Wie streng es die Zünfte mit diesem Heiratsgebot nahmen, beweisen uns die alten Urkunden, die wir hier reden lassen wollen.

In Ziegenhals lautete der erste Artikel der Weberinnung: Erstlichen, welcher von uns Meister werden will, soll mit einer gewissen Heirat versehen sein, einer Jungfrau oder Wittiben, so einer ehelichen Geburt ist.

In Oppeln bestimmte eine Innungsordnung, daß dem Goldschmied der Laden „gesperrt werden soll“, wenn er in einem Vierteljahr nicht „heurrattet“.

Die Satzungen einer Schuhmacherzunft (Groß-Strehliß) sagen: „Wenn sich ein Meister binnen Jahresfrist nicht verheiratet, so soll er ohne Erbarmen der Zunft einen Stein Wachs und ein Maß Bier als Strafe geben.“

Eine Schneiderinnung (Groß-Strehliß) verlangte in ihren Satzungen von einem neu aufgenommenen Meister, der noch nicht verheiratet war, daß er bis zum Ende des ersten Jahres heiraten mußte, widrigenfalls er zur Strafe ein Maß Bier zu geben hatte „solchergestalt, wie andere haben tun müssen.“

Die Tischlerinnung in Oppeln nahm es mit der Heiratsbestimmung sehr streng: „In einem Vierteljahr soll der aufgenommene Meister heiraten. Tut er es nicht, so verfällt er in eine Strafe von 16 Groschen; bleibt er das zweite Vierteljahr auch unverheiratet, so verliert er das Bürgerrecht und das Zechrecht (d. i. das Recht, der Innung oder Zechen anzugehören) und gibt 32 Groschen Strafe ohne alle Gnade.“

Dr. Eugen Krawczynski.

Aus: „Heimatblätter des Neißegaues.“

Streitigkeit wegen Abgaben mit den Ratiborer Fleischern.

Auch die Ratiborer Fleischer weigerten sich, dem Kloster den Kuttelhofzins von 8 M. jährlich zu zahlen.

1385 erging die endgültige Entscheidung an sie, die ihnen gebot, den Zins zu zahlen. Jedoch mußten sie sich wohl noch geweigert haben, denn 1386 erhielt der Pfarrer an der Nikolauskirche, nahe bei Ratibor, ein Vollmachtschreiben.

Er erhielt darin den Auftrag, die Schlächter bei fortgesetzter Auflehnung zu exkommunizieren.

Scheinbar haben aber auch diese Strafandrohungen keinen Erfolg gehabt.

Dr. Pothst, a. a. O.

Der blaue Montag und seine Bekämpfung.

Ein Kapitel aus der Geschichte des Handwerks.

Während in den jetzigen trüben Zeiten viele Menschen vergeblich Arbeit suchen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ging es früher manchen so gut, daß sie sich öfter von der Arbeit fernhielten und zum Feiern nicht am Sonntag genug hatten, sondern sich auch am Montag dem Nichtstun ergaben, oder, wie sie es selbst nannten, blauen Montag hielten. Dieser Ausdruck scheint sehr alt zu sein, ursprünglich wurde aber nur der Montag vor Fastnacht „blauer Montag“ genannt, und zwar von der blauen oder violetten Altarumhängung in den Kirchen. Später wurde jeder Montag, an dem gefeiert wurde, mit dieser Bezeichnung belegt. Es gibt übrigens Gelehrte, die — vielleicht nur scherzhaft — meinen, man müsse hier an das althochdeutsche Wort *pliuwan* = blauen denken, denn an diesen Tagen habe mancher Handwerksgefelle, der sich dem Nichtstun und dem Trunke ergab, andere verbleut.

Der Brauch, gerade den Montag sich frei zu machen, wurde bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fast allgemein in Deutschland, und im 16. Jahrhundert haben sich die Gesellen den halben oder ganzen freien Montag sogar als Recht erkämpft. Weil das Feiern des Montags zu allerhand Unzuträglichkeiten führte, so empfand man den Brauch von jeher als arge Unsitte, und die Zünfte und die Behörden bekämpften sie aufs heftigste. Bei Hans Sachs, geb. 1494, gest. 1576, dem Schuhmacher und Dichter, der die Handwerksverhältnisse genau kannte, wirft eine Frau dem Gesellen vor, daß er keinen einzigen Montag gearbeitet habe, und an einer anderen Stelle seiner Dichtungen sagt ein Landsknecht zu einem Handwerksmann:

„Wo du liegst bei dem Wein und Spiel
und den Montag zum Sonntag feierst“.

Der berühmte Pater Abraham a Santa Clara (1644—1709), der seine sittlichen Ermahnungen gern in scherzhafte Worte kleidete, die dann Schiller in der Kapuzinerpredigt von Wallensteins Lager nachgeahmt hat, klagt bitter über die Vertreter des Schuhmacherhandwerks seiner Zeit, die vielleicht im Feiern des blauen Montags alle anderen Handwerker übertroffen haben. Abraham a Santa Clara sagt nämlich:

„Der Schuster macht lauter blaue Montag,
verspricht die Schuh' auf künftigen Sonntag.
Wenn dann die Schuh' soll'n fertig sein,
so kauft er erst das Leder ein“.

Hier kommt der Ausdruck „blauer Montag“ in einer mehr als 250 Jahre alten Dichtung vor, während ihn Hans Sachs noch nicht gekannt zu haben scheint. In seiner Zeit sagte man meist „lustiger“ oder „guter Montag“. In den angeführten Versen ist nicht der Handwerksgehilfe, sondern der selbständige Meister gebrandmarkt, der von seiner fröhlichen Gesellenzeit her noch an dem Müßiggang des Montags festhielt. Sonst waren die Meister als Familienväter genötigt, eifrig zu arbeiten und mußten als Vorgesetzte ihrer Gesellen und Lehrlinge diesen mit gutem Beispiel vorangehen. Sie bekämpften nicht nur im eigenen Hause, sondern auch von der Innung aus aufs schärfste diesen Mißbrauch, wie aus den alten Satzungen der Innungen hervorgeht. Viele Satzungen enthielten einen Artikel, der sich gegen den Mißbrauch wandte und den Müßiggängern die schwersten Strafen androhte. Es seien hier Bestimmungen aus einigen alten schlesiſchen Innungssatzungen angeführt.

Die aus dem 18. Jahrhundert stammende Innungsordnung der Töpfer in Groß-Strehlitz enthält folgenden Artikel: Ein Meister, bei dem das Gesinde oder die Gesellen blauen Montag feiern, zahlt drei Groschen Strafe. Die von dem Grundherrn im Jahre 1664 bestätigte Innungsordnung der Schuhmacher derselben Stadt besagt, daß Gesellen, die sich an Montagen oder anderen Tagen der Woche der Arbeit entziehen, zur Bestrafung vor das Rathaus geführt werden sollen. In sehr energischer Weise gehen die Oppelner Tischler in ihrer aus dem Jahre 1637 stammen-

den Innungsordnung gegen die häßliche Unsitte vor. Jeder Geselle, der am Montag oder an einem anderen Tage feiert, wird für die ganze Woche aus der Arbeit entlassen. Der Meister aber, der ihn wieder aufnimmt, zahlt die damals sehr hohe Summe von 24 Groschen als Strafe. Ähnlich lautet ein Artikel der Zunftsatungen der Ottmachauer Schlosser, Schmiede, Tischler aus dem Jahre 1654: Welcher Geselle am Montag nicht arbeitet, den soll man die Woche nicht halten bis zum andern Montag. Nach dem Zunftbrief der Siegenhaller Weber vom Jahre 1612 muß jeder Geselle, der Montags nicht arbeitet, als Strafe einen Stein Wachs geben. Der Meister aber, der den Gesellen nicht anzeigt, muß das Doppelte erlegen. (Aus dem Wachs wurden Kerzen verfertigt, die in den Innungsverfassungen, bei Beerdigungen von Zunftmitgliedern oder in der Kirche als Altarkerzen Verwendung fanden. Hatten doch viele Innungen früher ihre eigenen Altäre.)

Der Kampf, den die Zünfte gegen den blauen Montag führten, hatte nicht immer den gewünschten Erfolg. Dies beweisen die angestrengten Bemühungen der Landesherren, die alles taten, um die verderbliche Unsitte auszurotten. So hat Kaiser Karl VI. (1711—1740), der Vater der Maria Theresia, für seine böhmischen Erblände, zu denen damals auch Schlesiens gehörte, im Jahre 1731 das General-Handwerkspatent erlassen, das ebenso wie die von demselben Fürsten 1739 veröffentlichten General-Zunftartikel, sich in einem Artikel auch gegen „den sogenannten blauen Montag“ wendet und den Müßiggängern hohe Geldstrafen androht. Als Schlesiens einige Jahre nach Publikation der genannten Gesetze Karls VI. preußisch wurde, blieben diese auf Anordnung Friedrichs des Großen weiter in Geltung. Friedrich erließ noch seinerseits eine Reihe von Edikten, die das Handwerk betreffen, darunter ein Edikt vom 24. März 1783 „wegen Abstellung einiger Mißbräuche, besonders des sogenannten blauen Montags bei den Handwerkern“. Hier wendet sich der Preußenkönig viel schärfer als Karl VI. gegen die Nichtsteuer. Sofort nach Publikation des Gesetzes, so heißt es dort, soll der freie oder blaue Montag eingestellt werden. Damit der Unfug, der den Staat um eine zweimonatliche Arbeit bringt und notwendig zur Verarmung der Handwerker führen muß, aufs sicherste abgestellt werde, verordnet der König, daß der Meister, dessen Geselle gegen dieses Gesetz verstößt, diesen bei 2 Talern Strafe dem Magistrat anzeigen und der Geselle zuerst mit 8, im Wiederholungsfalle mit 14 Tagen Arrest, ja sogar mit vierwöchentlicher Zuchthausstrafe belegt werden solle. Gastwirte und Herbergsväter machen sich strafbar, wenn sie die feiernden Gesellen aufnehmen. Auch der Vorgänger Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I., hatte sich in seiner Handwerksordnung für das Königreich Preußen im Artikel 27 sehr energisch gegen die Unsitte des blauen Montags ausgesprochen. Im Jahre 1824, am 2. Juni, wandte sich die Oppelner Regierung gegen dieselbe Unsitte in einer Verfügung, die gewissermaßen ein Abdruck des Edikts Friedrichs des Großen war. Seitdem diese Verfügung erlassen wurde, sind hundert Jahre vergangen, und lange noch haben die Zünfte und die Polizei Gelegenheit gehabt, gegen den argen Mißbrauch einzuschreiten. Zur Entschuldigung der Gesellen, die

so zäh am blauen Montag festhielten, sei aber gesagt, daß in den Arbeitsstätten der Handwerker in früheren Zeiten nicht 8, sondern etwa 12 Stunden am Tage gearbeitet wurde und daß dort, wo man es mit der Heiligung des Sonntags durch Besuch des Gottesdienstes nicht ernst nahm, sogar am Sonntag bis zum Mittag gearbeitet wurde. Wenn sich manche Gesellen unter solchen Umständen am Montag von der Arbeit fernhielten, so ist das Fernbleiben erklärlich. Sicherlich hat die vom Staat vor einigen Jahrzehnten eingeführte Sonntagsruhe am meisten dazu beigetragen, hier geordnete Verhältnisse herbeizuführen, und heute, wo jeder froh ist, wenn er Arbeit findet, um sein Dasein fristen zu können, denkt wohl kein Geselle mehr daran, blauen Montag zu halten.

Dr. Eugen Krawczynski.
Aus „Heimatblätter des Keißlegauens.“

Eine Kleiderschau und „feste Preise“ im Jahre 1661.

Anno 1661 das Quartal Heilige Dreifaltigkeit.

Weil alle Meister alle miteinander in der Schneiderzeche alle ihr Votum geben haben, als nämlich vor die Arbeit wie folget zu fordern:

Ein französisch Kleid	1 Reichsth.	9 Gr.	
Ein Bürgerkleid mit Knöpfen vorn und hinten 30 "			
Ein Mantel mit Knöpfen	22 "		6 Sg.
Ein Frauenrock mit Sichttuch ¹⁾	13 "		
Mantelscheib ²⁾ von Atlas	30 "		
Ein Mantelscheib von hell Damast	18 "		
Mofularscheib ³⁾	9 "		
Mofularrock ³⁾	13 "		6 Sg.
Eine Gestalt ⁴⁾ mit Fischbein	9 "		
Ein Leibrock von Tuch	15 "		

Aus dem Innungsbuch der Bäcker von Gultschin.

Am 6. Januar 1695 bestimmten die Mitglieder, daß derjenige Meister, der, ohne an der Reihe zu sein, Brot bäckt und an denjenigen, der an der Reihe ist, verkauft, ohne Gnade 2 Pfund Wachs zahlen soll, und zwar 1 Pfund für die Kirche und 1 Pfund an die Zunft. Er soll weder weißes noch schwarzes Brot backen. Wenn ein Meister bemerkt, daß während der Woche (mit Ausnahme des freien Tages) jemand von denjenigen, denen es erlaubt ist, Brot zu backen, Brot trägt, und wenn er

¹⁾ Bedeutung nicht erkennbar. ²⁾ Das Scheib= die Schauge war im 16. Jahrh. ein Oberrock mit Pelz gefüttert oder verbrämt; vorn mit senkrechter Öffnung und mit breit ausgelegtem Pelztragen. In der Reformationszeit ist die Schauge das charakteristische Kleidungsstück des Mannes, vom Fürsten bis zum wohlhabenden Bauern im Gebrauch, aus kostbaren und einfachen Stoffen verfertigt (Brockhaus, Konversationslexikon Bd. 14). ³⁾ Mofularscheibrock, =Schauge, Rock aus Musselin. ⁴⁾ Gestalt, die Taille, das Korsett.

Joseph Adametz, Dtsch.=Probniß.
(Aus dem Oberglogauer Lande 1925 Nr. 6, Eintragung im Zunftbuch der Oberglogauer Schneiderinnung.)

dieses Brot nicht beschlagnahmt, so soll er 1 Pfund Wachs als Buße an die Innung leisten. Wer nicht an der Reihe ist, soll an dem freien Tage das Brot nicht auf der Tafel auslegen, sondern es im oder vor dem Hause verkaufen.

Am 1. Februar 1701 wurde in Gegenwart des Ratmannes Lorenz Soltinek und des Stadtrichters Merdon beschlossen, daß in dem Falle, wenn ein Meister oder Meisterfrau, die an der Reihe sind, ihrer Verpflichtung unmöglich nachkommen können, einer der in dieser Woche nicht backen darf, das Recht dazu erhalte. Jedoch soll er den nicht Backenden nach Gebühr dafür entschädigen.

Am 26. Januar 1710 wurde in Gegenwart des ersten Bürgermeisters (burgmistra Starssnko) Wenzel Soltinek, des Vogtes Johann Kudera und des Schreibers Sigismund Anton Reinhart folgender Beschluß gefaßt:

1. An den Jahrmärkten darf jeder Meister seine Ware an drei Tischen auslegen und zwar an einem Tische in dem Verkaufsstande (jarka), an einem Tische auf dem Ringe und an einem Tische im Hause. Es soll aber niemand einen zweiten Tisch bei dem Verkaufsstande bei Strafe von 2 Pfund Wachs haben.

2. Brot darf nicht in kleinen Stücken (na krajice) verkauft werden.

3. Auf Ablassen dürfen nicht Brot und andere Waren verkauft werden außer in den zur Hultschiner Pfarrei gehörigen Orten.

Gegen die Bestimmung unter 3 verstieß Johann Koczka. Im Jahre 1711 am 11. Januar wurde nämlich in der Zunftversammlung festgestellt, daß er auf den Jahrmärkten in Beneschau verkaufen ließ. Er sollte die vorgeschriebene Buße leisten. Auf seine Bitten wurde sie ihm einstweilen erlassen. Jedoch mußte er sich eigenhändig schriftlich verpflichten, daß er im Wiederholungsfalle die doppelte Strafe zahlen werde.

Unter dem 16. Oktober 1712 ist vermerkt, daß auch andere Meister sich darin verfehlt haben. Diesmal wurde die Strafe zur Warnung nicht erlassen. Die Namen wurden verschwiegen.

Am 22. Januar 1713 verkauften zwei Witwen, Anna Koczka und Juliana Basel ihr Backrecht an die Zunft für 2 Meißer Taler.

Am 11. März 1716 wurde hinsichtlich des Prezelbackens bestimmt, daß während der Fastenzeit der eine Bäcker 16 Tage, der zweite wiederum 16 und der dritte gleichfalls 16 Tage Prezeln backen dürfe. Dem dritten wurde der Ostersonnabend, Sonntag und Montag dazu gegeben.

Johannes Kaluza.

(Oberschlesisches Jahrbuch für Heimatgeschichte und Volkskunde. I. Band.
Eichendorff-Verlag, Neisse-Neuland.)

Eine alte Kirchenordnung.

(Aus den katholischen Kirchenbüchern der Stadt Friedland im 17. Jahrhundert.)

I. sollen die Unterthanen bei Vermeidung der höchsten Strafen ihrer Obrigkeit alle öffentlichen Verachtungen und Lasterungen des heil. Namen Gottes, seines Wortes des rechten Gottesdienstes des hochwürdigen Sacramentes und was mehr zur wahren Gottseligkeit gehört, verhüten.

II. die Predigt göttlichen Wortes fleißig hören, auch Andern, so solches zu hören geneigt, nicht verhindern oder ärgerlich sein, mit Spazierengehen, Spielen, Zechen, Krämerei treiben, Branntwein saufen usw.

III. der Haltung des hochwürdigen Abendmahls und des Herrn Jesu Christi nicht heraufzuziehen, sondern sich öftere Mal dazu schicken und bereiten bei gesunden Lebenstagen. Wo Jemand nicht recht berichtet wäre von diesem Stücke, sich gelehrte Seelsorger lassen unterrichten.

IV. sollen sie meiden allerlei Abgötterei, falsche Lehre, so wider Gott streitet, solche nicht unter den Leuten rumbtragen, die arme unverständige Jugend hiermit zu vergiften.

V. soll denn ernstlich verboten sein des teuflischen Fluchens, Scheltens, Schwören, Wahrsagen, Zaubern, alles teuflisches und abgöttisches, hierdurch Menschen und Vieh verunglücket, zu verrichten.

VI. sollen sie ihre Kinder bei Zeiten zur Taufe bringen, solches nicht aufziehen umb Fressens und Saufens willen, christliche Herzen zu Gevattern bitten.

VII. sollen sich diejenigen, so das hochwürdige Sacrament des Herrn genießen, an demselben Tage im öffentlichen Kretscham und Schankhäusern unterlassen, Leichtfertigkeit treiben, nicht befinden lassen.

VIII. die gebotenen Feiertage sollen sie nicht freventlich und muthwillig übertreten, wie viel denn hin und wieder befunden werden, so den Charfreitag, Oster-, Pfingst- und Christtag und Sonntag durch nicht feierlich begehen, zu Holze fahren usw. und andre fromme Herzen dadurch ärgern.

IX. Die Jugend soll ihre Ältern ehren gehorsamst, desgleichen die geordneten Vormünder, Seelsorger lieb und werth haben.

XIV. Nachttanz außerhalb der Hochzeit und ohne Erlaubniß der Herrschaft sollen unterlassen werden.

XV. bei Verlöbnißen und Hochzeiten, die große Unkost und Überfluß mit Essen und Trinken zu diesen schweren Zeit meiden.

XVI. daß kein Wirth oder Kretscham unzüchtige verruchte Leute und lose Bälge beherbergen oder aufhalte, damit ihr Bier desto mehr zu vertreiben.

XVII. ein jeder Vater und Mutter, Wirth und Wirthin im Hause sollen ihre Kinder, Gesinde, Knechte, Mägde, Hausgenossen zur Kirche halten und treiben, sonderlich besonders wo man Nachmittags den Katechismus behandelt und sie beten lehret.

XVIII. wenn die Kirche unseres Herrgott angeht, soll sich Jedermann zu plaudern und zu waschen unter dem Gesang und Predigt enthalten, vielmehr allda beten oder fleißig zuhören, denn durch solche Geberden wird Gottes Haus zur Mördergrube gemacht.

XIX. soll sich Niemand unterstehen heimlich oder öffentlich in Bierhäusern seinen Seelsorger und andere ordentliche Diener unseres Herrgottes zu schänden, da aber dennoch der eine gerechtlcher Beschwehr für-

bringen, thue solches ohne Lästern bei der ordentlichen Obrigkeit und Herrschaft.

XX. soll sich Niemand vergreifen an Pfarrgütern und Witmuthen, von solchen Gütern nichts zu sich ziehen, diese durch Pflügen nicht abstellen oder verschmählern, den armen Pastoren ihre Wiesen und Aecker nicht aushüten, in die Garten und Hölzer nicht fellen.

XXI. sollen christliche Unterthanen Gott zu ehren und allen den ihren Nachkommen die Seeligkeit zu befördern das Kirchen-Gebäude, Pfarrhaus, Schule und Schreiberei bauständig halten, auf daß gelehrte Leute desto länger bei ihnen verbleiben können. Es erhält eine Gemeinde einen Kuhhirten seine Wohnung wie vielmehr dem Seelforger.

XXII. die Kirchenväter bei jeder Pfarre sollen jährlich bereit sein, den Behörhern oder durch wenn es derselbe schaffen möchte Rechnung zu thun von Zinsen und Einnahmen was sie zur Kirche gehörig empfangen.

XXIII. Jedermann soll seine Zinse, decem so er zum Gotteshausdienst und Pfarramt verpflichtet zu Zeit und Tag dem Pfarrherrn entrichten.

XXIV. die Leute sollen in allen Kirchspielen ehrlich begraben werden um des Glaubens Willen von unser Auferstehung, ein Nachbar den andern helfen begleiten, die letzte Freundschaft in der Welt einander geleisten, daß wir mit desto größeren Freuden in jenem Leben wieder zusammenkommen. Das helfe der allmächtige gütige Gott.

Hanno, der geizige Vogt.

1.

Schon als kleiner Knabe liebte er blizende Kugeln und Knöpfe und hob sie sorgfältig auf. O, er verstand es, Ordnung zu halten! Jede Sorte lag sauber und zierlich geordnet in einem Kästchen. Seine Schulbücher sahen immer wie neu aus. Vater und Mutter hatten ihre Freude an dem sparsamen Jungen, dessen Wams immer fleckenlos war und dessen Spitzen am weißen Halskragen und an den Ärmeln stets so rein wie frisch gefallener Schnee schimmerten. — — — — —

So war Hanno 24 Jahre alt geworden, als man das Jahr 1520 schrieb. Er lebte allein im Hause seiner Eltern, die vor kurzem gestorben waren. Troßdem die alte Turmuhr sieben zwölf Uhr nachts schlägt, ist er noch munter. Er ergreift einen hohen Leuchter mit zwei brennenden Kerzen und tritt in den Keller. Gespenstisch schlägt das Licht an die Wände, huscht über einen eisenbeschlagenen Eichenholzkasten und fällt dann breit auf den Tisch, auf dem allerhand blizende Gegenstände liegen. Der Mann öffnet den schweren Kasten. Hei, wie es da blitzt und blinkt, schimmert und schillert, glänzt und gleißt! Geblendet schließt Hanno die Augen, so stark ist der Strom des Glanzes, der aus dem Kasten flutet: Gold, Gold, Gold. Ganz versunken ist der Mann in seinen

Reichtum, seine Hände sind gierig in das klingende Metall verkrampft. Der Leuchter ist umgefallen, das Licht schwelt am Boden ... Hanno ist reich. . . .

* * *

Einige Jahre sind vergangen. Hanno hat sich die Vogtei einer ober-schlesischen Stadt gekauft. Er ist nun der Richter der Stadt. Der dritte Teil aller Straf gelder gehört ihm.

2.

Draußen fällt kristallharter Schnee vom milchiggrauen Wolkenhimmel. Jeder Schritt des Hengstes knirscht und quietscht, auf dem in stolzer Haltung ein stattlicher Reiter sitzt. Ein warmer, kostbarer Pelz bekleidet ihn. Es ist Hanno. — — —

. . . Plötzlich stutzt der Gaul, bockt, steigt, bäumt sich hoch empor. Im Schnee kniet ein Weib. Das mit Fellen halb bekleidete Wesen schaut mit flackernden Augen, deren Lider rot entzündet sind, unendlich flehend zu dem Manne empor . . .

Nur einen kurzen Blick wirft Hanno auf die verhärmte Bettlerin. Er schleudert ihr eine kleine Münze zu und reitet weiter.

* * *

Die Frühjahrschmelze hatte heftig eingesezt. Eisschollen kollerten den Fluß entlang, stießen, rammten und stauten sich, krochen übereinander, barsten und brachen. Bald trat der zum Strome gewachsene Fluß über die Ufer, drang auf die Felder, griff gierig nach den Gärten der Bürger, polsterte in den Straßen der Stadt, riß Zäune um, stürzte Scheuern und Holzhäuser. Die Not war gewaltig. Auf den Dächern hockten die Armen und sahen mit Tränen in den Augen ihr Hab und Gut davonschwimmen. . . .

Einen Augenblick war es Hanno, der auf seinem hoch gelegenen Steinhause ungefährdet wohnte, in den Sinn gekommen: Hier könntest du helfen! Bist ohne Weib und Kind und hast viel Geld. Aber sofort verwarf er den Gedanken. Er sparte, sparte doch für sich. Ha, was ging ihn das Volk da unten an!

* * *

Ein graues Untier schwebte über der Stadt. Sein geifernder Rachen glich einem Drachenmaul, und aus seinen roten Augen zuckten schwefelgelbe Blicke. Graue, weite Fledermausflügel spannten sich mächtig aus. Unsichtbar und leise schwebte es über der Stadt und goß einen Regen von blutigem Eiter über die Bewohner. Wimmernd lagen sie am Boden, unter den Schwibbögen der Häuser, in den Gassen, auf den Friedhöfen. Hier wimmerte ein kleines Kind um seine tote Mutter, dort wand sich ein noch junger Mann greulich fluchend im Todeskampfe, hier kniete ein altes

Weib in heißem Gebete, dort zerrissen ein paar Hunde einen noch warmen Körper: . . . Die Pest war da. . . .

3.

Da warf es auch Hanno auf das Krankenbett. Nicht die Pest war's. Seine Seele war krank geworden. Tagelang hatte er vor seinem Geldkasten gekauert und im Golde gewühlt. Dann hatte er gelacht: so teuflisch und grausig, daß sein Diener Nikolaus erschreckt zum Zimmer hinausstob. Er hatte sein Geld gestreichelt, geliebkost, geküßt, mit warmen Tüchern bedeckt, an den Kamin getragen. . . .

Er hatte plötzlich laut geschrien. Die arme, mit Sezen bekleidete Frau war gekommen. Flackernden Blicks starrte ihr Auge ihn aus entzündeten Wimpern an, drohend schwang sie die Knochenhand, sprang ihm an die Kehle. Da war er zu Boden gestürzt. Leise wimmernd kroch er furchtsam an den Wänden seines Zimmers entlang, riß die Tür auf, rasste durch Zimmer und Gänge, stürzte ins Freie. Hinter ihm drohte das verhungerte Weib. . . .

In Schweiß gebadet fand Nikolaus seinen zusammengebrochenen geisteskranken Herrn und trug ihn ins Zimmer.

* * *

Draußen ging friedlich und stille die Sonne zur Ruhe. Mit goldigem Rot überflutete sie das Städtlein und die angrenzenden Wälder. Leise und fromm sangen die Vöglein ihre Abendgebete.

Aber im Vogthaus herrschte wilder Aufruhr. Auf sprang der geisteswirre Hanno. Keuchend jagte er im verschlossenen Zimmer umher. Brach zusammen, raffte sich wieder auf, lief, rasste. Die von Wassersnot und von Pestkrankheit Verarmten waren hinter ihm her. Hier drohte ihm eine heulenbedeckte Faust, dort hielt ihm ein Weib mit einem Totenschädel ihr ertrunkenes Kind entgegen. Auf Krücken wankte ein weißhaariger Alter heran, streckte bittend die zitternde Rechte hervor, griff dann zu seinen Krücken und schlug sie mit gewaltiger Kraft aufs sündenbedeckte Haupt des Vogtes. Da brach er zusammen. Nikolaus trug ihn ins Bett und band den Geisteskranken mit Stricken. Doch bald tobte der Irtsinn von neuem durch seinen Körper. Mit übermenschlicher Kraft zerriß er die Stricke, rasste und schrie:

... „Das Weib! . . . der Strom, der Strom . . . Hilfe, Hilfe!“

Mit bebenden Händen griff er in die Goldkiste und warf, warf sein erspartes Gut mit vollen Händen ins Zimmer. — — — Zu spät! — — —

4.

Und dem Kranken kam eine lichte Stunde. Schwach, nur leise atmend, lag er in seinem Bette, und sein Leben flog blüßschnell an ihm vorüber.

Er sah alles noch einmal: Die glänzenden Steinchen und Kugeln, die saubern Spitzen, die Goldkiste. . .

Eine tiefe Trauer umschlang den Sterbenden. Ja, sein Leben war verfehlt! Sparen ist eine Tugend, aber sie wird dem Menschen zum schrecklichen Fluch, wenn er seine Güter nur für sich zusammenschart.

Der erblassende Geist des Sterbenden zauberte ihm Bilder vor: die hagere Frau schritt gut gekleidet und mit gesund gefärbten Wangen vorüber, der greise Bettler blickte froh und zufrieden, die vielen nun gesättigten Verarmten und Kranken, alle, alle neigten sich dankend vor ihm und ehrten ihn als ihren Wohlthäter und Vater. Und über allen schien mit freundlichem Glanze die gute Allmutter Sonne.

Jammernd stöhnte der Sterbende, leise wimmernd bedeckte er sein Gesicht, und bittre Tränen quollen zwischen den Fingern hindurch.

Zu spät!

Gustav Hoffmann.

Etwas vom alten Recht.

Unser heutiges Recht ist etwas, was im Laufe der Zeiten nach und nach geworden ist. Manche Zeugnisse aus vergangenen Tagen geben Kunde von der Auffassung des Rechts unserer Altvorden. Um das alte Dorfrecht zu verstehen, ist es gut, einen Blick in die Gemeindebücher zu tun. Bei allen Gerichten, die nach deutschem, dem Neumarkter Recht, richten, sind die Finder des Urteils die Schöffen. Sie heißen so, weil sie das Recht „schaffen“. Sie finden das Urteil unter dem Vorsitz des Vogtes in Städten oder des Schulzen im Dorfgericht, die es dann verkünden und vollziehen. Sie pflanzen durch ihre Sprüche und „Weistümer“ das deutsche Recht fort und bilden Gewohnheiten aus, die wie Gesetze gehalten wurden.

So bestand in Wanowitz die schöne Sitte, daß der Gläubiger dem Schuldner vor Gericht ein grünes Reis übergab. Das sollte bedeuten, daß der Schuldner „quitt und frei“ sei, seine Schuld also vollständig getilgt war. Und es heißt darüber: „Gegen solche Quittung sollte kein weltliches und geistliches Gericht gelten.“

Starb ein Ehemann, ohne Kinder zu hinterlassen, so erhielt die Frau nach Wanowitzer Recht und Landesbrauch eine bestimmte Geldsumme; waren aber Kinder vorhanden, dann nur den dritten Teil der Hinterlassenschaft. Das Erbgeld der Waisen legt das Ortsgericht in die Waisenkasse, führte darüber Waisenbücher und ließ es aus. Bei der Erbfolge wurde vielfach der letzte Sohn bevorzugt; er erhielt, wie es vielfach hier und da üblich ist, die Wirtshaft.

Um 1548 galt in Wanowitz unter dem Richter Bartel Klos als Recht: „Wenn jemand die Geschworenen wegen eines Schadens auf das Feld führt, so hat er ihnen 4 Gulden zu geben; ist es im Dorfe, dann 2 Gulden, und läßt einer einen anderen wegen einer Schuld ins Gefängnis setzen, so muß er den Geschworenen 2 Gulden geben, und was diese verzehren, bezahlt der Richter, der den Schuldner einsetzen läßt.“

Solches ist der Gemeinde Wille gewesen, und weil es von altersher so gewesen, hat es der Grundherr Heinrich von Donat bekräftigt." Hiernach waren also bereits Gerichtsgebühren üblich, die in Geld und Verpflegung bestanden.

Das Dorfgefängnis hieß in Wanowitz „Bußding“, in Bladen die „Büttellei“. Als Strafmittel gebrauchte das Ortsgericht außer dem Gefängnis den spanischen Bock und der Grundherr den sogenannten Esel. Dieser, gleich dem spanischen Bock, ein Marterwerkzeug, war ein hohes Gerüst aus Holz und bestand aus vier schrägen Beinen und einem scharf zugeschnittenen Verbindungsbalken. Er hieß in Bladen von dem roten Anstrich, der „rote Esel“ und stand dort wie in anderen Dörfern beim Schlosse, in Leobschütz aber vor dem Rathause. Ungehorsam, geringe Diebstähle und andere, weniger erhebliche Vergehen, büßte der Täter dadurch, daß er stundenlang auf dem Esel sitzen mußte. Hände und Füße waren mit Gewichten schwer belastet, um den Bestraften zu hindern, sich durch Wendungen eine Erleichterung seiner Schmerzen zu verschaffen.

War er ein Dieb, so hing neben ihm auch der gestohlene Gegenstand zur Schau.

Die Öffentlichkeit der Strafe als Schauspiel und Abschreckungsmittel entsprach dem Geiste der Zeit. Erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwand der „rote Esel“ aus Bladen und den anderen Orten.

G. Hyckel.

Sundort: Oberschl. Jugendfreund, Nr. 12. 1924.

Was der Stockhausturm erzählt.

Meine Heimat sind die Steinbrüche bei Gogolin, um die vom deutschen Selbstschutze und von Krappitzer Bürgern im Mai 1921 aufs tapferste gegen den polnischen Vorstoß gerungen wurde. Nachdem ich seit der grauesten Urzeit als kleiner Teil der dort lagernden Gesteinsmassen in Nacht und Finsternis geschlafen hatte, weckten mich plötzlich Arbeiter, die mit langen eisernen Brechstangen Stein um Stein loslösten, diese auf Wagen trugen, nach Ober-Glogau fuhren und hier innerhalb des Nordteiles der Stadtmauer abluden. Etwa 60 Schritt östlich vom Schloßstore war in einem Geviert von etwa zehn Meter Seitenlänge und bedeutender Tiefe der Grund ausgegraben worden, in den die Maurer Stein auf Stein legten, bis ihr Werk vollendet war. Zimmerleute setzten mir das Dach auf, schmückten es mit der eisernen Sturmfahne und hingen in das Dachgebälk eine Glocke, die sie „Armesünderglocke“ nannten. Ich wunderte mich höflich, wer auf den Gedanken gekommen war, mich zu erbauen und welchem Zwecke ich fortan dienen sollte. Aus den Gesprächen der Bauleute und der Rede des Vogtes bei meiner Übernahme habe ich das sehr haarklein erfahren.

Bauherr war der Obergerichtsherr von Ober-Glogau und Umgegend. Das alte herzogliche Schloß von Ober-Glogau, 200 Schritte westlich von mir gelegen, nahm in früheren Zeiten, wie allgemein üblich, die ver-

hafteten Verbrecher in sein „Burgverließ“ auf. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Menschenauflauf beim Einbringen der Häftlinge und das Weinen und Jammern derselben den Schloßbewohnern unbequem gewesen sein mag. Darum mußte ich an die Stelle des Burggefängnisses treten.

Nun verstand ich auch die Einrichtung, die ich im Innern erhielt. Es wurden mehrere Stockwerke durch Balkenwerk und Dielung abgeteilt, damit recht viele Häftlinge in mir Platz fänden. Den untersten Raum bestimmte man für die Schwerverbrecher. Er faßt dreimal drei Meter im Geviert und ist in vier Meter Höhe gewölbt. In das fensterlose, völlig dunkle Verließ führt ein zwei Meter langer und 60 cm breiter Gang, der durch zwei Türen verschlossen wird. An den Wänden des Raumes standen oder hingen verschiedene Marterwerkzeuge, Folter, Daumschraube, Zangen, Staupbesen usw. Auf dem Fußboden liegt heut noch ein schwerer meterlanger Eichenkloß, in den eine Kette fest eingehaspelt ist. An diese Kette wurden von nun an die Verbrecher angebunden. Wenn sie schlafen wollten, legten sie sich neben den Kloß, das Haupt auf das harte Holz gestützt. Die meiste Zeit aber saßen sie auf dem Kloße. Ach, die Seufzer und Klagen, die ich da hören mußte! An ein Entrinnen aus diesem Gefängnis war nicht zu denken, denn vor den zwei Eingangstüren war Tag und Nacht eine Wache aufgestellt. An dem Turmeingang stieß nach Osten das Stockhaus, in dem die gewöhnlichen Gefangenen untergebracht wurden. In seinem Erdgeschoß liegen zwei Klausen und die Wohnung des Wärters, in dem Stockwerk darüber fünf Klausen.

Über die Häuser der Stadt hinweg hatte ich eine weite Rundschau. Deshalb konnte ich auch bemerken, was die Bauleute sonst noch für Vorkehrungen zur Bestrafung der Verbrecher trafen. Auf dem Ringe gruben sie einen großen Quaderstein ein, errichteten darauf eine steinerne Säule und setzten ein Dächlein darauf. Staupsäule nannten die Leute das Ding, weil sie zum Stäupen diente, d. h. zum Streichen mit Ruten. Ferner errichteten sie an der Straße, die nach Rosnochau führt, ein Hochgericht, wo die Verbrecher gerädert oder gehenkt wurden. Dieses Hochgericht hieß auch der „Rabenstein“, weil dort nach den Hinrichtungen Scharen von Raben ihr Opfer umschwärmten. Ungefähr zweihundert Jahre später kamen an jene Stelle ein Köpfschhaus und ein Galgen.

Mit diesen beiden Richtstätten stand ich in enger Beziehung, denn alle jene Verurteilten, die gestäupt, gerädert, gehenkt oder geköpft werden sollten, lagen während der Untersuchung und nach der Verurteilung bis zur Vollstreckung des Urteils in meiner Büttelzelle an der Kette. Was für entsetzliches Jammern mußte ich mir beim Verhör der Gefangenen anhören, wenn durch Anlegung der Daumschraube oder durch Strecken auf der Folter Geständnisse erzwungen wurden! Nicht nur Ströme von Tränen, sondern auch unzählige Blutstropfen hat der Boden getrunken, auf dem ich stehe.

Die Rede des Herrn Vogts bei meiner Übergabe, durch die ich mit meiner Aufgabe vertraut gemacht wurde, hatte folgenden Wortlaut:

„Ratsherren, Schöffen, Gerichtsleute, Bürger, Bauern! Unsere Stadt hat nun jetzt vom Herzoge das Vorrecht des Obergerichtes in Gnaden erhalten, und wir haben darum den Stockhausturm, die Staupsäule und das Hochgericht erbaut, um an Ort und Stelle alle Sünder zu bestrafen, die sich unterfangen sollten, mit Vorbedacht Totschlag oder im Hinterhalte Räuberei zu treiben, item Völlerei, Unzucht und Ehebruch. Ihren Lohn sollen ferner empfangen Kornmauser, Robotschuldige, Pferdediebe, Meutereidige, Maulhelden, maßen solche, die gegen die Obrigkeit lose Reden führen, item solche, die Drohbrieife schreiben. Ermahnt auch eure Weiber, item das Gefindlein, in aller Zucht und Ehrbarkeit zu wandeln, weder Zauberei an Vieh noch Hexerei zu treiben und was dergleichen Teufelsdienereien noch mehr sind, denn Büttel und Henker werden nicht faul sein, die Schuldigen zu greifen.“

Wie das hochnotpeinliche Gericht gehandhabt wurde, davon wurde ich schon wenige Tage nach meiner Fertigstellung Zeuge. Ein Räuber wurde in meinem unteren Verließ an die Kette gelegt. Nach einigen Tagen führte ihn der Büttel unter großem Menschenauflauf an einem Strick zur Staupsäule. Dann nahen der Herr Vogt und die Gerichtsschöppen, in geziemender Entfernung der Henker in rotem, geschlitztem Wams und sein Knecht. Neben der Staupsäule stand ein Eimer Wasser mit dem eingeweichten Staupbesen. Der Büttel übergab den Sträfling dem Henker, der sein Opfer mit prüfendem Blick maß. Der Herr Vogt las etwas von einem Pergament ab. Dann entkleideten Henker und Knecht dem Verurteilten den Oberkörper, banden seine Füße am unteren Ringe und die Hände am oberen Ringe der Staupsäule fest. Hierauf empfing der Räuber vom Henker eine Anzahl heftiger Rutenstrieche, daß das Blut zur Erde rann. Die Umstehenden sahen dem grausamen Schauspiel theils mit entsezten Gebärden, theils mit scheuem Grinsen zu. Weil der Gestäupte ein Räuber war, wurden ihm nachher Nase und Ohren abgeschnitten, um ein für die Dauer berechnetes Abschreckungsmittel zu geben. Dann führte man den Gekennzeichneten unter dem Verschreien des Volkes hinaus bis an die Grenzen der Stadt und verwies ihm jegliches Wiederkommen.

Bei kleineren Vergehen kamen ehrsame Bürger nicht in das verurufene Stockhaus, sondern in die Gefängniskammer im Rathause.

Es war nicht immer leicht, die Verbrecher zu greifen und in meinen Gewahrsam zu bringen. Wenn der Herr Vogt durch seinen Büttel die Verhaftungen nicht zuwege brachte, stellte ihm der Bürgermeister die Stadtsoldaten, d. h. die jüngsten Meister der Zünfte, zur Verfügung.

Schon mit Beginn des 30jährigen Krieges mehrte sich die Zahl der Strolche, Spikbuben und losen Vögel so sehr, daß oft alle meine Stockwerke und die Klauen des Stockhauses mit Gefangenen belegt waren. Außer Räubern und Gewalttätigen wurden sehr viele Leute eingesperrt, die wegen Noth und Armut im Sommer Getreide, Gemüse, Obst, Trauben und Kraut, im Winter aber Holz aus den Höfen und die Holzzäune von den Gärten gestohlen hatten, ferner Gefindel, das aller Arbeit den Rücken kehrte, dazu eine Anzahl unehrbarer liederlicher Weibsbilder.

Anfang 1630 ist auch eine Witwe bei mir als Hexe eingeliefert worden, der man nachschrie, sie habe einen neuen Besen mit dem Auskehricht in das Haus eines anderen Bürgers zu besorgen versucht. Beim peinlichen Verhör hat sie bekannt, daß sie ihre Flöhe gelesen, um zu versuchen, sie einem anderen zuzuschicken. Der Herr Graf wollte die Sache nicht glauben, konnte ihr aber nicht auf den Grund kommen. Weil aber der Besen mehrere gelegt worden sind und die Rede ging, daß von den Besen die Leute krank würden und ausdörren, richtete der Herr Graf, um weder zu viel noch zu wenig zu tun, am 8. Mai 1630 die Anfrage an den Schöppenstuhl in Breslau: „Die Herren wollen mich von rechtswegen belehren, wie ich mich gegen das Weib und konsequenterweise auch gegen die anderen verhalten soll.“ Der Büttel erzählte noch, der Herr Graf habe noch, um die Breslauer Herren für das Weib günstig zu stimmen, der Anfrage den Bericht hinzugefügt, „daß in Ober-Glogau viel Aberglauben sich befinde, so der christlichen Liebe und Gottes Gebot zuwiderläuft“. Die Antwort aus Breslau muß wohl günstig für die Witwe ausgefallen sein, denn sie wurde nach einiger Zeit fortgeführt. Sie mag wohl auch freigelassen worden sein, denn von einer Hexenverbrennung habe ich damals nichts gesehen. Auch sonst hat in Ober-Glogau wohl niemals eine Hexenverbrennung stattgefunden¹⁾. Unter den Gefangenen, die man mir zuführte, befanden sich sehr oft Unschuldige, die mir unter Weheklagen und Schluchzen ihr Leid vertrauten, daß Mißgunst und Bosheit ihre Ankläger gewesen seien.

Adelige Verbrecher zu beherbergen hatte ich nicht die Ehre. Diese wurden anfangs meinem Nachbar eingeliefert, dem Schloßturme, später kamen sie in den „Wolf“ des Gefängnisturmes des Schlosses zu Oppeln. Von einer solchen Gefangensetzung habe ich folgendes erzählen hören: Im Jahre 1601, um Michaeli, begegnete der Ritter Johann Reißwitz von Kaderjin auf Silberkopf im Kreiße Ratibor dort, wo kurz vor der Eisenbahnunterführung an der linken Seite der Ober-Glogau-Thomnitzerstraße, ein Steinkreuz steht, zwei Söhnen des Scholzen von Kasimir, Kr. Leobschütz. Weil ihm diese nicht die schuldige Ehrerbietung erwiesen, bekam der Ritter mit den beiden jungen Leuten Streit und erschoss im Verlaufe desselben die beiden Brüder. Wegen dieses Mordes wurde der Ritter vor Gericht gestellt, dessen Vorsitz der Landeshauptmann von Oppeln und Ratibor, Freiherr Georg II. von Oppersdorff führte. Dieses verurteilte den Ritter zu einer Geldbuße von 500 Talern und zu sechs Monaten Haft im Turme zu Oppeln. Serner mußte er den Vater der von ihm ermordeten Söhne um Verzeihung bitten und an der Stelle, an der der Mord stattfand, als Sühne auf seine Kosten ein steinernes Kreuz aufstellen.

Von einer ähnlichen Verurteilung hörte ich folgendes: Dem Ritter Georg Lukas Buchta von Buchtitz, Besitzer von Pustyne und Domezko im Kreiße Falkenberg, hatten die Schweden 1645 seinen Eisenhammer verbrannt. Dadurch wurden seine Eisenarbeiter brotlos. Zwei von ihnen

¹⁾ In den hiesigen Akten ist nichts zu finden, was auf eine Hexenverbrennung in Oberglogau schließen ließe.

fanden Arbeit in dem Ratiborer Eisenhammer des Reichsgrafen Georg III. von Oppersdorff. Als im Jahre 1646 Herr Buchta seine Arbeiter zurückforderte, war der eine derselben, Dalek Machura, nicht zu finden. Buchta meinte, des Grafen Gutsinspektor, der Ritter Petrici, habe ihn versteckt und schalt ihn deshalb bei einem Taufessen zu Oberglogau Bärenhäuter, Hundsfuth, Räuber und Schelm. Auf die Klage des Ritters Petrici wurde eine Sühnekommission eingesetzt, die folgendes Urteil fällte: Ritter Buchta soll dem Ritter Petrici sogleich in Gegenwart der Kommission Abbitte leisten, auch erklären, daß er ihn fortan für einen ehrlichen Rittersmann halten wolle. Dann soll er auf zwölf Wochen in den Wolf gehen, den Gefängnisturm des Schlosses zu Oppeln, und zuletzt dem Kläger 200 schwere Mark (je 48 Groschen) Buße abstaten.

Die neuere Zeit hat mich völlig in den Ruhestand versetzt. In den letzten 100 Jahren haben in Ober-Glogau keine Hinrichtungen mehr stattgefunden. Mit Einführung der mildereren Strafgerichtsbarkeit sind auch die Staupsäule, der Galgen und das Köpshaus verschwunden. Der Abbruch des Galgens und des Köpshauses am 18. November 1817 ergab 35 Thaler für Ziegeln. Im Jahre 1818 wurde meine 143 Pfund schwere Armesünderglocke verkauft. Für den Erlös beschaffte man einen neuen Turmknopf, den mir der Schieferdecker Anton Dreßler aus Neisse aufsetzte. Im Jahre 1856 erhielt ich zum besseren Schutze gegen Feuergefahr ein Schieferdach.

Auch mein kleiner Nachbar, das Stockhaus, geht seiner Abdankung entgegen. Bis 1894 beherbergte es immer noch zahlreiche Gefangene. Das änderte sich aber in jenem Jahre, von dem ab die Gerichtsgefangenen nur noch in dem auf der Fichergasse neuerrichteten Gerichtsgefängnisse untergebracht werden. Das Stockhaus dient heute nur noch als Polizeigeängnis für Personen, die eine Polizeistrafe abzußigen haben oder die nach kurzer Polizeihaft dem Gericht ausgeliefert werden. Da für diesen Zweck alle sieben Klauen nicht mehr benötigt werden, hat man zwei derselben als Wohnung vermietet, die anderen werden wegen der heutigen großen Wohnungsnot fast täglich von dem zahlreichen obdachlosen Wandervolke als unentgeltliches Nachtquartier gern in Anspruch genommen.

Joseph Straße.

Sundort: Oberglogauer Heimattalender 1926 (Verlag A. Frank, Oberglogau).

Aus alten Tagen.

Ober=Jeutritz, Kr. Neisse.

1559.

Anno 1559, Dienstag nach Misericordia Domini sind unterschriebene Personen wegen Ungehorsams gefänglich eingezogen gewesen. Der Bischof wollte zunächst mit harter Strafe gegen sie vorgehen; auf Fürbitte hin aber läßt er sie los aus dem Gefängnis „auff diese meinung, daß sie sich semptlichen Zum herrn Hoferichter Sigmund Schwertligen gegen Neuforge

verfügen und den fleck, so Ihnen vom Herrn Hoferichter angezeigt undt geweißet ausroden sollen.“

Merten Jüpner, Scholze, Paul Hoffmann, Thomas Schneider, Viß Kauschke, Peter Hantke, Merten Poße, Urban Heine, Gregor Puße, Hans Cunze, Peter Pfötichen, Matz Bierische Alle von Ober-Zeutrik.

(Bresl. Staatsarch. Rep. 31., III. 15 a.)

* * *

Buchwald (Wüstung bei Weizenberg), Kr. Neisse.

1575.

Item zu merken ist, daß in der Fastenzeit 1575 das ganze Domkapitel hinausgezogen ist, zum Walde, der da Buchwald genannt wird, um die Wrenzen zu begehen und zu erneuern. Wir fanden sie überall recht und unverseht und kamen schließlich zu einer Hoffstatt, auf der in alten Zeiten ein Allodium gestanden hat. Ein Hügel schließt sich an, durch einen See von allen Seiten umgürtet, der bis zum Einfall der Hussiten das Wohnhaus für den Erbherrn des Waldes getragen hat. Diweil der Ort durch Alter und durch die Nachlässigkeit unserer Vorgänger wüst geworden und dicht mit Unkraut und Dornen bestanden ist, gefiel es den Herren anzuordnen, daß er wiederum gereinigt werde, um hier ein Lusthaus zu erbauen, das zur Sommerzeit den müden Geistern Ruhe und Erquickung bieten könne. Nachdem dieses nun samt einem unterirdischen Keller vollendet, sind wir 2. August hinwiederum hinaus gezogen und haben Sorge getragen, daß uns nicht nur ein Mahl bereitet worden, sondern auch durch die diensthaften Untertanen von Bötmannsdorf und Bielitz gleichzeitig der Graben geschlämmt und erneuert worden ist. Verbrachten also freudig und fröhlich den Tag.

Gegenwärtig aber waren außer dem Dompropst Mathäus von den Kanonikern Johannes Murrello, Doktor Jakobus Schoresius und Heinrich Blumel, welcher gemeinhin „Stuppelvogt“ genannt wird.

(Aus den „Akta des Neisser Domkapitels“, Sammlung Kastner XIX, Neumann.) R.

* * *

Leuppusch, Kr. Grottkau.

18. 1. 1563.

An die gemein zu Leupusch.

Liebe getreuen, Wir kommen in glaubwürdiger Erfahrungk, das Ir euch zum theil euer ordentlichen Kirchen, da Ir billich die Hochwirdigen Sacrament undt seelsorge suchen soldet, eussert undt In andere ortt über die granitz zu unordentlichen und ungewenheten Sectischen praedicanten lauffen sollet. Befehlen euch darum allen Ernstes bey verlust eurer Güter solch frevelhafft beginnen zu unterlassen und euch nur an den Zustendigen Pfarrherrn zu halten.

Bresl. Staatsarch. S. Neisse, Rep. 31, III. 13 a.

* * *

S e n k w i ß.

1579.

a.

Das Dorf Senkwiß zum Hospital St. Barbara gehörig hat folgende Bauern: Balzer Scharffenberg, Andres Jüttner, Georg Polnerin, Andres Grözner, Meldhior Scharffenberg, Peter Hillner, Hanns Dittmann, Jakob Junge, Thomas Woitke, Peter Benisch der Kretschmer; Barttel Mehe, Bartelli Polner, Jakob Karger.

(Bresl. Staatsarch. Rep. 31 S. Neisse, VIII, 1 e.)

1749.

b.

Suprepartition der Realitäten in Senkwiß.

1. Maria Peterin, früher (1728)	Anton Bönißch
2. Hans Jüttner	Anton Bönißch
3. Elisabeth Wachin	Kretschambsgut
4. Hans Neuber	Michel Hofrichter
5. Katherina Müllerin	Michel Bienert
6. Parthel Gierlich	Georg Gierlich
7. Peter Jüttner	Michel Jüttner
8. Adam Herde	Baltasar Herde
9. Josef Grüzner	Paul Grüzner
10. Caspar Grüzner	Jörg Grüzner
11. Georg Biener	Martin Biener
12. Paul Becker	H. Schmette

Kleine Leute in Senkwiß.

Parthel Gickel, Josef Kauff, Josef Noske, Anton Weißbrich, Lorenz Orsmann, Hans Weiß, der Hirt, der Schmied, Georg Weiß, Mathes Thüle, Georg Hartmann, Thomas Paschke und Katharina Müllerin.

(Bresl. Staatsarch. Rep. 201c, Kat. trch. B. 230.)

O t t m a c h a u.

19. 3. 1621.

Bericht des Christoff v. Kochtiz an die Administratores.

„Was nachgesetzte Dorfschaften wegen der Lohau'sischen Völker an mich gelangen lassen, habe ich nicht umbgehen mögen auf deroelben geschwornen mündlichen Bericht den Herrn zu referieren. Daß solche die Steffsdorfer umb 46 Thaler ranzioniert, der Merkelin zu Laßwiß in die Cammer geschlagen, dem Bienert das Schloß von der Cammer weg gerissen, das Fleisch mit gewalbt herausgenohmen, Ben Jakob Schmieden undt berürtem

Bienert alle Schepße eigenmächtiger wenße geschlachtet, Hünner undt Eyer mit gewalbt genohmen. Welcheß Balzer Behme, Cretschmer doselbstn Persönlich im Amte berichtet; hetten auch allda zu Laßwiß in 2 tagen undt 2 nachten bey 50 Thaler Wein undt auch bey 18 faß bier außgetrunken, auch im Cretschem allda Calvinisch gepredigt,

hätten hierüber noch begehrt, sie zu quittieren, auch dortzue noch geldt zu geben, weiln sie vorhabens wehren von ihnen hinweg zu ziehen.

So berichtn auch Perschkenstein, Ogen, Gauers, Wendicht und Jedliß, doß sie alle tage kommen und anbefehlen, sie sollten zum Obristenlieutenambt Kohmmen undt sich mit Ihme vertragen, Maßen der Obristlieutenambt selbstn bey Paul Gabeln zu Perschkenstein gewesen. Sagende: wir müssen euer dosmalen verschonen, aber kombt baldt hernoch undt verglaicht euch mit mir. Sie aber, alß es das Ambt verhohten, dahin mit erschienen; dorüber sie sich erzürnet undt den Aldten Scholzen zue Jedliß den Bartt außrauffen auch iedem Pauern zu Jedliß zu 30 Soldaten einfurrieren wollben, die Pauern aber wiederumb solches ausgeleschet.

Diese obberührten Dorffschaften berichtn auch, doß sie zu Nowag im Neißsißchen 8 malder haber dem becker theills zue 16 $\frac{1}{2}$ groschen undt theills zu 18 Groschen denselbten, so sie den leuten abgemartert verkaufft. Zu Ellgoth berichtn die Geschwornen, wo sie antzo liegen, daß sie zwar dorießen etlich Eheinengewebe mit gewaldt genohmen, Christoff Klosen, einen selbstn nicht ungebührliches vorgeuohmen, allein dos sie die Pauern in den höffen über gebir mit Soldaten überleget. Graschwiß habe ihnen 22 Thaler, Gr. Carlowiß aber 6 Thaler geben müssen.

Die Herren göttlichem Schutze emdtpfehlende. Datum Ottmachau den 19. Marti anno 1621.

Meiner großgunstigen Herrn dienstwilliger

Christoff v. Kochtiß.

(Bresl. Staatsarchiv. Rep. 31, VII, 5 1—5 n.)

* * *

Neisse, Gr.-Neundorf—Weizenberg—Hannsdorf—Ratmannsdorf.

„1806 herrschte im Frühjahr hier und vorzüglich in den beiden eingepfarrten Dörfern Groß-Neundorf und Weizenberg eine sehr bössartige und ansteckende Krankheit, das hitzige Nervenfieber mit dem Faul- und Fleckfieber verbunden, die eine bedeutende Menge Menschen wegraffte. In der Stadt selbst wütete diese Seuche noch nicht so heftig, obzwar sehr viele Menschen davon erkrankten und starben. Täglich wurden Leichen sowohl von Zivil als auch Militär frühzeitig und Spätabend ohne Begleitung und Aufwand still begraben. Noch wüthender aber grassierte diese Pest in den oben genannten Dörfern. Die Zahl der gefährlich Kranken daselbst erstreckte sich weit über 400, wovon der größte Teil und auch selbst der Lokalist in Groß-Neundorf herr Jüttner das Leben einbüßten. Sechs von den zur Kur aus Neisse dorthin berufenen Ärzten, der Doktor Stehr, der Kreisphysikus Reimann und noch zwei Wundärzte wurden ein Opfer dieser Seuche.

Diese drohende Gefahr griff auch weiter und zeigte sich schon in der Nachbarschaft Riemertsheide, Hannsdorf und in dem entfernten Rat-

mannsdorf, welche aber durch gute Maßnahmen nach und nach getilgt wurde. Durch frühzeitige landrätliche und herrschaftliche Anstalten wurde diesem Übel Einhalt getan. Mehr als der neunzehnte Teil ($? \frac{9}{10}$) der epidemisch Kranken wurde durch diese wohlthätige Verfügung vom Tode gerettet."

(Aus „Chronographische Beschreibung der Stadt und Festung Neisse. Ratsarchiv K III, St. 144.)

P a t s c h k a u .

Von den mittelalterlichen Befestigungsbauten am besten erhalten sind die drei Tortürme, der Breslauer, der Gläzer und der Frankensteiner. Sie und die von den 30 Mauer- oder Weichtürmen erhaltenen geben mit dem mächtigen Turme der katholischen Pfarrkirche, dem Turme des Begräbniskirchleins, dem schlanken Turme der ev. Erlöserkirche und dem sehenswerten Rathhausturme der Stadt mit Recht die Bezeichnung einer vieltürmigen. Da ursprünglich nur drei Tore, das Breslauer, Gläzer und Frankensteiner, die Zugänge zur Stadt bilden sollten, so wurden auch nur drei große Tortürme errichtet. Das Neisser Tor wurde erst im Jahre 1573 angelegt und besitzt demzufolge keinen eigentlichen Torturm. Die Türme neben den beiden Haupttoren, der Breslauer und der Gläzer, besitzen gleiche Höhe von je 36,72 Metern oder 130 Fuß früher gebräuchlichen Maßes. Der Frankensteiner Torturm hat nicht, wie die beiden anderen Tortürme, ein pyramidenförmiges Dach, sondern ist nur mit einer niedrigen Kappe eingedeckt und erreicht auch nur eine Höhe von 25,42 Metern oder 90 alten Fuß. Die innere Einrichtung aller drei Türme war ziemlich die gleiche. Durch eine mehr oder weniger hoch über dem Straßenniveau gelegene eiserne Einsteigetür gelangte man auf ein aus Ziegelsteinen bestehendes Gewölbe, welches in der Mitte eine etwa 50 cm im Durchmesser betragende Öffnung hat. Durch dieselbe wurden die Gefangenen in das darunter befindliche Verließ hinabgelassen. Dieser enge Raum reicht bis unter die Straßenhöhe hinab. Weder ein Lichtstrahl noch ein frischer Luftzug vermag in denselben einzudringen. Bei einem Besuche dieser Turmgefängnisse konnte man vor 30 Jahren Müllhaufen vermoderten und zusammengebackenen Strohes finden, das den Gefangenen einst als Lager gedient hatte. Von der Wölbung der Verließe führen nach der Plattform der Türme, welche von einer mit Zinnen besetzten Brustmauer umgeben ist, hölzerne Treppen. Die Tortürme sind zu Verteidigungszwecken in die bei ihnen vorüberführende Straße vorgeschoben, wodurch die Eingänge in die Stadt verengt sind. Um nun am Gläzer und am Breslauer Tore einen für Fußgänger bequemeren Zugang zur inneren Stadt herzustellen, ist der Gläzer Torturm 1900, der Breslauer Turm in späteren Jahren durchbrochen worden, so daß sich jetzt am Orte der Verließe ein Durchgang durch den Turm befindet. Der Durchbruch des Frankensteiner Torturmes dürfte eine Frage der Zeit sein. Der Breslauer Torturm ist seitens der städtischen Behörden dem Quickborn-Jungborn als Stadtheim überlassen und von diesem zu Versammlungs- und Übungszwecken eingerichtet, auch mit einem durch ein enges Pfortchen

erreichbaren Treppenaufgang versehen worden. Da, wo früher Stöhnen und Klagen der Gefangenen ertönten, erschallen jetzt heitere Lieder, begleitet von eigenartiger Instrumentalbegleitung. Der Versammlungsraum im hohen Turmhotel muß besonders anziehend sein, da einst eine heitere Gesellschaft, in der auch Damen nicht fehlten, das offene Pfortchen benutzten, um im Quickbornheim eine feuchtfröhliche nächtliche Sitzung abzuhalten, die schließlich von einem Hüter nächtlicher Ruhe geschlossen wurde. Die 30 Mauer- oder Weichtürme, mit Plattformen, Zinnen und pyramidenförmigen Spitzen versehen, dienten ebenfalls zu Verteidigungszwecken und waren vom Stadttinnern aus mit Sturmleitern zu ersteigen. Viele von ihnen sind verfallen. Einige aber sind in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit Unterstützung der Regierung, die zu jedem Turme 500 Mark beisteuerte, vollkommen in ihrer früheren Form hergestellt worden. — Wer die Überreste der Befestigungen unserer Stadt, Mauern, Türme und Wallgraben betrachtet und in Gedanken ergänzt, der wird finden, daß Patschkau zur Zeit, als der Gebrauch des Schießpulvers noch nicht allgemein war, als eine nicht unbedeutende Festung gegolten haben muß; so bildete es z. B. in den Hussitenkriegen, während deren es stets mit einer starken Mannschaft besetzt war, eine schützende Vormauer des Fürstentums Neisse.

* * *

Mannsdorf.

1658.

Michael Neuber von Mannsdorf wird als vielfach überführter Dieb in Neisse zum Tode durch den Strang verurteilt.

„Als er nach vollendetem Examen befraget worden, warumb er die ganze Zeit über das crucifix niemal angesehen, sondern seine augen nur alle Zeit in die höhe zu einem Fenster hinaus gewandt habe, ist der Stockmeister vorgetreten undt angebracht, eß müßte mit ihme keine gutte beschaffenheit haben, alldieweilen er Verflohenen Sonntagß Zu abendt Umb 7 Uhr ganz toll mit iemandem in dem gefengnis, wo er doch nur allein ist, geredet undt hatte diese formalia von ihme gehört: „Pfun dich teuffel! gehe hin undt laß mich zu ruh. — Jesus Christ, hilf mir! — Du wirst an mir kein theil haben.“ — Dieses hat Neuber beantwortet: eß hette umb die bemelte Zeit eine stim hinter dem ofen herfür — nicht anderß, alß wenn es Meisel Adam, so sich ungefehr vor 2 Jahren eben in diesem gefengnis Diebstahls halber sitzendt selbst erhenkt hatt, gewesen wäre — gegen ihn stark und hell geredet: „Bruder Michel, du wirst herauß kommen.“ Dem er wieder geantwortet: „ni in der nacht wirstu mich herauß lassen. Pfun dich teuffel, scher dich von mir weg! Du wirst an mir kein theil haben.“ Undt hierauf den Namen Jesus angerufen,

eß wäre aber alß bald der stockmeister zu ihm kommen undt wie ein windt von ihm gangen. Ferneres aber habe er gar nichts gehöret."

Bresl. Staatsarch. Ortsakten Mannsdorf.

*

*

*

Aus der Oppersdorfer Pfarrchronik.

Ohne Datum. (Um 1665.)

"Ein Pfar aus diesem Archipresbyteratu hat von Pauern ein neuen Zaun gemacht zu werden begehrt. Da haben sie unterschiedliche Sinn und Reden geführt. Einer saget: kann doch wohl bleiben; ein anderer: mag's doch bleiben; ein anderer: mag er ihn nicht machen; alius: daraus wird wohl nig; alius: wird er darauf sollen warten et alii aliter, omnes murmurabiliter. Am folgenden Sonntag als der Pfarr predigen soltt, beginnt er mit ähnlichen Worten: „Ich soll predigen! kann's doch wohl bleiben; mag's doch bleiben; mögt ihr doch selber predigen, Es wird nig draus; mit einem Wort: wie euer Lust ist zum Zaun, also ist meine zum Predigen. Amen!"

(Meiß. Ratsarchiv, Kastner VIII. St. 345.)

*

*

*

Riemertsheide.

27. 11. 1667.

Dem Hochwohlgeboren Herrn Johann Friedrich v. Prinz, Röm. Kayß. auch zu Hungarn und Böheimb Königl. Majest. Hochlöbl. Fürstl. Holstein'schen Regiments zu Pfehrt Bestallter Obrist-Leutnambt undt Com-mandeur, unserm Gnädigsten Herrn.

Eu. Gnaden wiel ich demütigt undt hoch dringendt zu vernehmen geben, wie daß ich auf das Dorf Rimmerzhende bin verlegt worden, Alß komme ich den 24. Tag dieses Monaths in den Krätßchem, Bitte ich gemeine in aller gütte, wen sie mir wellen ein quartier geben, daß ich nicht allzeit dürfte Umb gelegt werden, giebet mir der Scholß mit Trohigen wortten Antwort, ich wehre nit besser alß ein ander Reitter. So sage ich darauf: Kein solches quartier begehrt ich nit, Wen ihr mir ein solches wolt geben. Wie ihr es dem andern Reitter mit ennem Priegel habt geben wollen, beger ich nit. Der Scholze hebet mich balde an zu duzen: er hette mehr Brodt gessen alß ich. Ich sage: Herr Scholze, er darfst mich nicht baldt duzen, ich wolte ihm auch wohl was anderes sagen.

Auf dieß fallen sie alle auf mich, So viel alß ihr an dem Tisch seindt gegessen, Undt schlagen all auf mich, daß baldt kein fleck an meinem leibe, der nicht Blau ist. Alß der andere Reitter Nahmens Michel Schönfelder Siehet, daß sie mich so Ibel tractieren, Redet er ihnen glimpfflich zu undt Spricht: Ihr Herren, Ist er euch was zuwieder gewesen, Habt ihr doch unsern Offizier. Alß dan fallen sie auch auf ihn undt schlagen ihn so gutt auß als mich undt werffen uns beyde in den Stock.

Also gelanget derowegen an Ew. Gnaden unser demüthig undt fleißig bitten undt erzuhen, Sie geruhen unns in diesem fahl genedig zu Schützen. Befehlen unnß auch gegen Ew. Gnaden in thiestester Demuth unndt Verbleiben

Euer Gnaden

Schuldigste Diener unndt knecht

Hanns Christoph v. Tschirnicz

Michel Schönfelder

beide Reitter unter Ew. Gnaden Compagnie.

(Bresl. Staatsarchiv Rep. 31, VII, 9 a.)

* * *

Nowag.

15. 4. 1673.

Zeugnis des Adam Ungerathen.

Pfarrer Georg Hauschild von Nowag sitzt mit einigen Bauern seines Dorfes beim Frühstück im Schmolitzer Kretscham. „Als Lorenz Franke von Schmoß nach Hause geht, bittet er David Wahner von Nowag zum Frühstück, dazu auch den Herrn Pfarrer. Dieser hat anfangs nit gewollt, nachher aber zugesagt. In Frankes Stube habe sich Wahner oben an den Tisch gesetzt. Dies habe Franke nit gelitten, sondern dem Pfarrer diesen Platz angebothen. Als nun schon das Sauerkraut auf dem Tisch gewesen und der Herr Pfarrer einiges auf der Gabel gehabt, habe Wahner gesagt: „Schaut doch, wie stolz ist der Pfaffe von Nowag!“ Welches er (Zeuge) selbst empfunden und zu Wahner gesagt: „Mein Vätter! Was legt dir der Herr Pfarrer in den Weg, daß du solches wider ihn sagest?“ Auf welches der Herr Pfarrer angefangen: „Wer mich einen pfaffen heißt, der heiße mich lieber einen schelmen.“ Nach welchem David Wahner fortgefahren, sagend: „Waß? hab ich's doch schon gesaget, und hat es der Schulmeister in seinem Buch.“ Worauf Herr Pfarrer etwas mit dem Finger geschmalzet, sagend: „Ich will dir pfaffen, daß du sollst an einen Pfaffen gedenken.“ Ob Herr Pfarrer solche Rede zum Verklagen oder Schlagen gerichtet, hette Zeuge nit verstanden. Ob Herr Pfarrer dem Wahner zuerst an den Pelz griffen, hette er nit wahrgenommen. Mit den Haaren hetten sie einander vest gehalten, weil es aber sehr geschwinde gegangen, da sie nebenst einander geseßen, hette er es nit wahrnehmen können, welcher von Ihnen den ersten Haargriff gethan. So fest hetten sie sich gehalten, daß sie sich schwer hetten können von einander losmachen. Lorenz Franke und Jon hetten den David Wahner weg genommen; er (Zeuge) aber Herrn Pfarrer wieder hinter den Tisch bracht. Bei welchem Herr Pfarrer noch einmal mit dem Finger geschmalzet, sagend: „Wann ihme zugelassen, wollte er gern noch eins mit ihm wagen.“ Auf welches David Wahner den Pfarrer gefragt: „Ob er Ihme ausforderte?“ Herr Pfarrer aber

geantwortet: „Nein, sondern wenn es ihm zugelassen wäre, wollt er noch eins mit ihm gehen.“ Mit welchem sie ihr Zänkerei geendet und zum Essen wing Lust gehabt.“

(Bresl. Staatsarch. III 31, aa Protokollbuch 1669—1682.)

* * *

Groß-Neundorf.

„Samstag, den 7. September 1715 um mittag entsteht bei Georg Stenzel, Capitalsbauern in Groß Neundorf eine Feuersbrunst, durch die in 2 Stunden die ganze Gemeinde samt allem eingeernteten Getrende in Asche gelegt worden. Weil nun nachgehendts wegen dieses Brandes die Pauern den Stenzel nicht länger haben dulden noch leiden wollen, wird ihm auf sein inständig Bitten gestattet, sein Gut mit dem Bruder in Rieglitz zu tauschen.“

(Bresl. Staatsarchiv. F. Neisse, III. 31 kk., St. 701.)

* * *

Über eine in Neisse stattgehabte Feier der Jahrhundertwende erzählt ein Bericht des damaligen Stadtpfarrers v. Zoffeln folgendes:

„1801, den 1. Januarii war nicht allein der Anfang eines neuen Jahres, sondern auch eines neuen Jahrhunderts gefeiert, wo es auch ein Jahrhundert ware, das die Königl. Würde in Ansehung Preußen bei dem Churfürsten zu Brandenburg ist. . . Es wurde in der Nacht zuvor als den 31. December zum 1. Januarii vom 12 bis 1 Uhren geläutet, welches besonders bemerken will jenen, die wieder ein neues Jahrhundert erleben werden. Den anderen Tag als am Neujahrsfeste habe ich gepredigt über den Text: Domini in virtute tua laetabitur rex und nachher wurde das Hochwürdige ausgeführt und das De Deum gesungen.

Bei dem Civil aber ist erst den 18. dieses eine Tractation (also ein Diner) gewesen, wo die Canonen um die ganze Stadt zu dieser Feierlichkeit bei der Gesundheit trinken des Königs (also beim „hoch!“) gelöst, und ein jeder das Essen bezahlen müssen.“

R.

Aus „Heimatblätter des Neissegaues.“

Mittelalterliche Mordsühnen.

Wie alle andern Zweige der indo-arischen Völkerfamilie kannten auch die alten Germanen die Blutrache. Wurde ein Angehöriger irgendeiner Sippe erschlagen, so übernahm dessen ganze Verwandtschaft die heilige Pflicht, den Täter zu verfolgen und zu töten. Doch schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung milderte sich diese strenge Rechtsauffassung des „Auge um Auge; Zahn um Zahn“ so weit, daß die Freundschaft des Getöteten sich mit dem Mörder gütlich einigen durfte, indem sie im Wege freier Vereinbarung statt des Blutes eine bestimmte Buße — das Wergeld — forderte. Bei den vornehmen Familien galt es freilich noch lange Zeit für schimpflich, Geld statt Blut zu nehmen. Die Gaurichter setzten auf Antrag im „gehegten Ding“ die Höhe der Buße fest. Gewöhnlich bestand

sie in Geld, Waffen, Rossen oder Großvieh. Als die Germanen endgültig die stolzen Nacken unter das Joch Christi gebeugt hatten, wurde diese mildere Form der Mordsühne schnell allgemein. Der ungeheuer starke Einfluß der christlichen Liebeslehre spiegelt sich fortan ganz deutlich in den Bestimmungen späterer Sühnevergleiche wider.

Das Wergeld wird zwar weiterhin den Hinterbliebenen zugesprochen, doch immer in der Voraussetzung, daß man es zum Seelenheile des Gemordeten anwende. Oft überweist es der Richter ohne weiteres Spitälern oder Kirchen, damit es dort durch Gebet und Messen der armen Seele zum Trost gereiche. Selbstverständlich wird der Täter auch für alle Unkosten und Schäden, die aus dem Totschlag entspringen, haftbar gemacht. Dazu wird fast immer dem Mörder aufgelegt, an der Stelle seiner Untat eine Kapelle oder ein steinern Kreuz zum ewigen Gedenken aufzurichten zu lassen. Solcher Sühnekreuze finden sich heut noch gegen 300 in Schlesien. Sie tragen oft eine rohe Nachbildung des Mordwerkzeuges — Schwert, Art, Messer, Dolch — eingerigt. Um der irdischen Gerechtigkeit zu genügen, wanderte der Übeltäter für längere oder kürzere Zeit ins Gefängnis. Durch öffentliche Kirchenbuße, durch Wallfahrten oder Stiftung von „Seelgeräten“ suchte er reuevoll seine Schuld zu sühnen. Häufig gelobte er auch, sein Leben lang an dem Wochentage, da er den Mord beging, Wein, Bier und berauschende Getränke zu meiden und den Angehörigen seines Opfers überall aus dem Wege zu gehen, um neuen Zwist zu verhindern. Totschlagsühnen dieser Art sind bis zum Ende des 16. Jahrhunderts im Gebrauche geblieben. Erst die allmählich erstarkende Staatshoheit, die jegliche Selbsthilfe energisch bekämpfte, machte diesem eigenartigen Rechtsbrauche ein Ende.

Als typische Beispiele mittelalterlicher Mordsühne mögen zwei Gerichtsvergleiche aus dem Neisser Lande folgen.

I.

Vertrag wegen eines Totschlags, welchen Andres Alder der Junge von Heiderßdorff Anno 1570, den 10. September an Mathes Alders Sohn begangen.

„Nachdem sich der erschrockliche fahl Zwischen Andres Aldern dem Jungern und der frawen Barbara, Mathes Alders hinterlassenen, iezo aber Mathes Schilders ehelichen Hausfrauen und derselbigen kinder undt freundschaftt zugetragen, Also der Andres Alder obgemelter Frauen leiblichen Sohn Merten Alder Jemmerlich uf dem rübenacker an sonntag vor Exaltatione crucis geschlagen, dadurch dan der Knabe noch dreien wochen dieses schadens halber mit Todt abgangen, Ist diese sache nach langwieriger Verhandlung vortragen undt vorglichen am negsten Freitag nach Hedwige vor versammelten Capittel, Also:

Der obgedachte Andres Alder dieser seiner Unthat halber sol an die stelle des schlagens oder wo es am gelegensten ein steineres Kreuz oder hölzernes Marterbild auf seine Unkosten aufrichten.

Zum Andern, daß er 30 Mark innerhalb 3 Jaren erlegen sol anzufangen uf Martini des 1571. Jares 10 m und dan die folgenden 2 Jar

ierlich 10 m alwege. Davon die ersten dem Kinder-Spital, die andern der Thumkirchen gefallen sollen.

Zum Dritten, daß er alle Unkost undt schäd, so dieses Todschlags halber ergangen, Zale undt richtig mache innerhalb 14 Tagen.

Zum Vierdten, daß er ein Jar lang ins gefengnus, so ihme die Herren des Capittels ordnen werden, sitzen soll von Advendt nechstkünfftig anzufangen, undt deßen nicht ledig sei, es sey denn, wan Ihme die Herschaft dasselbe auf etlich Zeitt in der Zeitt der arbeit linderten. Noch welches gefengnus ausgang er sich bald den nechstkünfftigen Grunendonnerstag Zur Cathedralkirche von Breslau verfügen undt offentlich buße in der Kirchen thuen soll undt die entpündung dieser seyner misse that allda empfangen. Sol auch daselbst angeloben, ferner die Zeitt seines lebens an kekinem Sontag byr oder wein oder was trunken macht zu trinken; es were dann, daß Ihme die echte krankheits noth dazu dringe. Welches alles er angelobt bei seinem waren gewissen stet und unverbrüchlich zu halten. Auch sol sein elich Hausfraw mit Ihrenn hierzu erbethenen Vormunden solches vorwilligen zu halten. Darauff die parteien vergnügen lassen, die die alle Persönlich zur stelle gewesen als nemlich fraw Barbara, des erschlagenen knabens Mutter samt irem iezigen Elichen Manne Mathes Schildern und hierzu gebethenem vormund Georg Radig und ire kinder Simon und Greger Alder durch Peter Pilgermann, Jakob Alder durch Simon Alder von Mehrengassen, Agnes durch Lorenz Seligern, Anna durch Michel Pilgermann undt Margaretha durch Greger Aldern ire hierzu erbethenen vormunde sambt andern Ihren erbetenen freunden als Bartel Sölkeln, Joachim Langen, Balzer Hindelmann, Georg Matzke undt Bartel Pilgermann, mitburger allhie zur Kneß und Jakob Sperlingen einem kirschnergefellen. Welches obgedachter Andres Alder vor versammeltem Capitel mit gedemüthigtem fußfahl umb vorgeleichung dieses fahls gebethen undt Ihme auch durch obgemelte Contition zugesagt und vorgeben worden. Auch beineben angelobt, solches nimmermehr gegen Ihme oder die seinigen ferner zu eiferen ganz Treulich undt ungeferlich.

Daben sindt gewesen auf anordnung der Herren des Kapittels Hans Schubart, Scholtz; Greger Langer und Peter Walter, robotleute; Hans Becker, Andres Adler senior, Jung Simon, senior, Scheppen von Heiderßdorff und Urban Cremer, metwohner allhier zur Kneß undt Christoff auff des Andres Alders hierzu gezeugen."

(Bresl. Staatsarchiv, Protokollbuch des Collegiatsstiftes Neisse, 1516—77. St. 116.)

II.

Zwischen Peter Tarners mutter und Thomas Korkowizen wegen eines todschlages.

"Anno 1531 am Sonnobende noch Marie entpheung zur Neis, nachdem sich inn vorscheinn tagenn zugetragen, das die erbarn vestenn ettwann Peter Tarner unnd Thomas Korkowiz uf einander zu Reguliz

in unserm lannde geschossen und geschlagenn, do dann Peter Tarner von Thomas Korkowizzen todt bliebenn unnd Thomas Korkowiz derowegen unser land, seine narung, weib unnd kindt meiden unnd vilveldig muhe unnd unkoſt hot tragen muſſen, nochmals bey unns als ſeinem lanndeſurſten durch ſeine verwante herren unnd freundte angeſtellte vilfeldige vorbitt genedige zulaffung erlangtt, das er ſich mitt des entleibtenn Tarners mutter unnd freundiſchafft vorfüren unnd voreinigen mochte unnd derowegen eczliche tageleiſtungen unnd handlung vorgeblich gehaldenn, habenn wir uff ferner getane demutigk und underthenig anſuchen den partenn vorbeſcheidenn unnd mitt irem vorwiſſenn unnd zugeſtellter macht diſenn ausſacz auffgerichſtt, Nemlich

das Thomas Korkowiz des entleibtenn Tarners mutter auff den erſten freitag inn nechſtkunſtiger faſtenn zue Neſſſze mit czehenn ſeiner negſtenn freunden erſuchen ſoll unnd ir ſolche todt umb gottes willen wie gewohnlich abbitten unnd neben ſolcher abbitte auff denſelben tagk derſelben frauen gebenn unnd entrichten ſechczig reiniſche gulden: iedenn gulden czu 32 groſchenn gerechennt. Welch geld die frau zu ires verſtorbenen ſones ſeelenheill wenden mag.

Zum dritenn ſoll Thomas Korkowiz zwuſchen hie unnd oſtern eine ſteine capelle mitt einen cruczifir unnd der Tarner wappenn gen Reglitſ uff der ſtelle der entleibungk ſeczenn laſſenn.

Es ſoll auch Thomas Korkowiz obgedachten allen Tarnern unnd Schoffenn (= Schaffgotschen) im biſtumb geſeſſin unnd wohnhaſſtig, die er kennen wurde, uff wegenn unnd ſtegenn ausweichen dergleichenn in herbrigenn. Er mochte denn mitt Irem gutten willenn dorinne bleibenn unnd wider ſie nicht ſtehen noch thuen, es wer dann vor gerichte.

Dorüber ſo ſoll gemelter Korkowiz ſich 4 wochenn in ein gefengnus, welches wir Ime anzeigen werdenn, loſſenn ſtellenn unnd begeben unnd dorüber ſich auch zwuſchen hie und oſtern aus der ocht wirkenn und ferner gegen uns wegen der gerichte abbringenn unnd ablegen unnd uff ſolches ſoll aller widerwille, nachtheill unnd ſchadenn, ſo Thomas Korkowizzen aus der gemeltten ſachenn hette einicher weiſe zukommen megen, allenthalben beigelegt unnd gerichtt ſein. So erkennen wir auch als landeſuerſt, das alle die vorgehenden handlungen Thomas Korkowizzen zu keiner gewehr leibes, guttes oder ehrenn gelangen ſolle noch moge in krafft dies unſern brives treulich unnd ungeverlich Geſchehn . . .“

(Bresl. Staatsarchiv, F. Neiſſe, III. 21 O, 1531.)

Anmerkung: Die von Thomas Korkowiz errichtete Sühnekapelle ſtand bis 1807 auf dem Kapellenberge. Bei der Belagerung von Neiſſe legten die Franzoſen daſelbſt eine Batterie an und riſſen ſie nieder. Der Stein mit dem Wappen der Tarner ſoll noch in der Wand eines Hannsdorfer Wohnhauſes eingemauert ſein.

Kl. Lorenz.

Aus: Heimatblätter des Neiſſegaues.

Hungerkreuze — Siebenkreuze.

In den Grenzdörfern des preußischen und tschechischen Schlesiens, auch im Neissegau, findet man vereinzelt auf Feldern, an Wegen und bei Kapellen eigenartige Steingebilde, von denen manche vollkommene Kreuzesform zeigen, andere wieder nur Reste ehemaliger Steinkreuze zu sein scheinen. „Hungerkreuze“ nennt sie der Volksmund. Die Dorfgeschichte hat selten geschriebene Nachrichten über die Entstehung dieser „Merkzeichen“



schwerer Zeiten; denn die Bezeichnung des Hungers läßt mit Sicherheit auf schlimme Jahre schließen. Die meisten dieser Hungerkreuze sollen der Sage nach aus der Zeit stammen, da die Mongolen oder Tataren sengend, mordend und raubend in Schlesiens wüteten und auch das „Neisser Land“ brandschatzten. In Patschkau erinnert der „Tatarenbrunnen“ der Pfarrkirche an die damalige schwere Zeit. In Heinzendorf steht unweit des Dorfeinganges an der Chaussee, am rechten Ufer des Tharnaubaches, ein etwa 1 $\frac{1}{4}$ m hohes Steinkreuz, tief in den Grund eingelassen, dessen

Seitenbalken wohl 50 cm in die Länge und Höhe messen. Die Jahreszahl 1254 auf dem Kreuze deutet auf die Zeit nach der Mongolenschlacht hin. Die Formen, einstmals wohl scharf gekantet, sind im Laufe der Zeit durch Sturm, Frost, Regen, Hagel und Schnee verwittert und abgerundet worden. Die Gemeinde schätzt diesen kostbaren Besitz aus alter Zeit und möchte ihn wohl um schweres Geld nicht veräußern. Ein ähnliches, kleineres Steingebilde, das aber nur den rechten Kreuzesarm behalten hat, den linken Arm und den oberen Teil des Hauptbalkens dagegen als Stumpf vorweist, steht hinter der Kapelle in Bruckeina bei Patschkau. Diesem Hungerkreuze hat der stete Tropfen der Zeit noch rundlichere Form verliehen als dem Heizingendorfer Denkmal. Eine Jahreszahl oder irgendeine Inschrift ist auf dem Brucksteiner Kreuze nicht zu sehen. Auch scheint es seinen Standort öfters gewechselt und erst in den letzten Jahrzehnten an Stelle einer gefällten Linde seinen jetzigen Platz bekommen zu haben. — Dem „Hungerkreuze“ in Brucksteine sehr ähnlich ist ein Steinkreuz, das den eigentümlichen Namen „Die sieben Kreuze“ führt. Es steht im Vorderreviere des Patschkauer Stadtwaldes auf der „Hirschkoppe“ und ist vom Grenzdorf Weißbach zwischen Patschkau und Jauernig in dreiviertel Wegstunden zu erreichen. Wohl sollen einstens sechs ähnliche Kreuze in seiner Nähe gestanden haben, die durch schanzenförmige Erdwälle gebildet wird. Dieses Denkmal soll nach der Sage jüngeren Ursprungs als die Hungerkreuze sein. Die „Puschfranken“, ein fast 90 jähriges Beerenweiblein aus Weißbich, das fast zwei Menschenalter Patschkau mit allen Erzeugnissen seines Waldbodens, Leberblümchen, Waldmeister, Beeren aller Art, Pilzen, Farrenkräutern und dgl. versorgte und das unsere Stadt als zweite Heimat betrachtete, erzählte einst über die sieben Kreuze: „Do sein ei dam Kriege, ich gleeß, a hoot dreißig Juhre getauert, die Schweda vu insen, a Kaiserlichä, eim Mückagrunde (1639) asu geschloan wurn, doasß a unds blieba keene Mandel nich übrig. Die verstaßta sich eim Pusch und labta vu Pilza und Bloobaarn. Die „Eberschta, oader, sieba Gerschts, schickta die „Gemeen“, die „Tuta“ verschorrn. Die räunta se uff enn „Heffa“ zusamma, schaufelta Walbarde drüber und machta äus Stenn an „Hübel“, darde hinte noch die „Tutakuppe“ benoamft werd. Die „Gerschts“ oader, die soakta sich under anner „Buche“ zusoamma, oaka die lahta Leckerbissa und troanka „Ungerfschen“ derzune. Derbeine woarsch'n nich etwan loamper eim „Gehlüte“; denn sie wullta lieberßch starba, als Gefangene vu a Kaiserlichä warn. Sie werfelta drim, doasß enner, darde ausgewerfelt warn sullde, die andern zerirschte und sich selber zulezte erdulchen sullde. Dar jüngste, a schmuckes Prinzla, schmieß „achza“ und stoach siebamol eis Harze, zulezte eis eegne, bis doasß sieba „Tute“ under dar Buche eim Blutte schwomma. Wie die Tutagräber vu ihrer ferschterlichä gruslichä Warbt harkoama, schluga se de Hände überm Kuppe zusomma und soata kee Wurt nich vur Schreck. Dernochtern machta se jedwedem Gerschts a „Groab“ und sakta a Steenkreize druf. Die „Panduren“, diede a Pusch durchstöberta, machta bale ooch die lehta Schweda tut. Ok blufich enner, dar woar schlau. Dar zug am tuta Kaiserlichä die „Montur“ runter, kruch nei und koam über Potschke

glücklich heim. Durte broach moand Harze vu senner Räder bei Grooen, Müttern, Kindern und Bräuta.“ Soweit die Erzählung der „Pusch-franken“. Der Revierförster von Weißbach, Thoellden, ein biederer Thüringer, der den Lebensabend in Jauernig im eigenen Heim verbrachte, ergänzte bei einem gemütlichen „Plausch“ im Herrenstübl des Kronprinzen die Sage dahin, daß später die sieben Kreuze beim Bau von Kirchen der Nachbarorte Weißbach, Gostitz und Dorf Jauernig vermauert wurden. Sechs blieben an Ort und Stelle, das des jüngsten Fürsten aber war in der Nacht immer wieder zu seinem Grabe zurückgekehrt, in dem der siebenfache Mörder niemals Ruhe finden sollte. Waldarbeiter, Beerenfrauen, selbst Kinder, gehen der Grabstätte auf der Hirschkoppe aus dem Wege, um sich nicht zu verirren. Ja manche wollen dort um die zwölfte Stunde, mittags und nachts, Schlachtenlärm, Trommelwirbel und Trompetensignale gehört haben. Andere sollen die sieben gemordeten Ritter mit blutenden Herzen haben herumwandeln sehen. Als die Braut des jüngsten Schwedenfürsten nach jahrelangem vergeblichen Harren und nach täglichem Ausblick vom Erker ihres an den „Scheren“ gelegenen Schlosses das schreckliche Ende ihres Geliebten erfuhr, da glaubte sie, ihr Schicksal als verlassene Braut nicht ertragen zu können. Sie wünschte sich die Schwingen eines Vogels, um das Grab ihres Bräutigams aufzusuchen. In eine Singdrossel verwandelt, fliegt sie jährlich im Lenze in die Vorberge der Sudeten, singt schmelzende Lieder von Liebe und Leid auf der Hirschkoppe und pickt ein Körnlein vom Grabkreuze ihres Bräutigams ab. — Wenn das Erinnerungssymbol der schaurigen That in Jahrhunderten dem Verfall geweiht sein wird, dann erst kann die in eine Drossel verzauberte Fürstenbraut im Tode Ruhe finden im Bergwalde Schlesiens. Dann wird auch der nächtliche Spuk der „sieben Kreuze“ schwinden; denn gebüßt werden sein alle Schandthaten des Religionskrieges, der unsägliches Elend über Deutschland gebracht hat. Ruhe, himmlische Ruhe wird dann auch finden der Schwedenfürst, dem einst an seiner Wiege eine glückliche Zukunft gesungen wurde.

Kl. Lorenz.

Aus „Heimatblätter des Neißegaues“.

Ein herzogliches Schloß in alter Zeit.

Wir schreiben das Jahr 1561. Die Stadt Gleiwitz, schon 1507 den Hofstaat des Herzogs Hans von Aufschwitz beherbergend, erhielt nun ein neues herzogliches Gebäude. Ein Zeitgenosse gibt ihm den Namen „Schloß“ und beschreibt es in folgender Weise: „Dieses Haus ist innerhalb der Stadt und an der Stadtmauer gelegen, auf welche die Zimmer von der einen Seite gesetzt sind. Der Erbauer hat zunächst einen abgeordneten, mit Lehm abgeklebten Parken (Umfriedung, Zaun) von allen drei Seiten herumgeführt. Der Zaun ist weder sehr hoch, noch sehr weit; denn der Platz ist an und für sich nicht groß. Auch stehen die Häuser der Stadt hart daran. Darauf hat er ein Stockwerk ins Geviert mit einer Mauer, zu deren einen Seite die Stadtmauer mit zu Hilfe genommen wurde. Soweit als die Keller gehen, aufgeführt; ungefähr drei oder vier Ellen

über der Erde. — Über dem Keller, also über dem Mauerwerk, ist lauter Holzwerk, und zwar eine sehr große Holzstube, daneben an der Stadtmauer zwei kleine Stübchen gegeneinander. Neben dem einen Stübchen ist auch eine Schlafkammer, deren Fenster durch die Stadt hinaus durchgebrochen sind. Über diesem Bau ist wieder eine Stube und eine Kammer, daneben über der großen Hofstube ein Schüttboden zum Getreide. Auf der Stadtmauer läuft ein Gang von Holz bis zum Parchen des Vorschlosses.

Im Hofe, an der einen Seite des Parchens, ist eine Küchenkammer und ein Stübchen von Holz angebaut. Auf der anderen Seite des Parchens steht ein Stall ungefähr für zwölf Rosse und darüber ein Heuboden. Alle Gebäude sind mit Schindeln gedeckt.

Chronik v. Gleiwitz.

Sundort: Oberschlesischer Jugendfreund. 1924. Nr. 11.

Was uns das Grabmal in der Suchauer¹⁾ Kirche erzählt.

Wir treten in das kleine Dorfkirchlein und betrachten das alte Grabmal. Wie alt mag es wohl sein? 50 Jahre, 100 Jahre? Wir versuchen die Umschrift zu lesen, vielleicht erfahren wir's. Aber das ist ja nicht deutsch, nicht lateinisch — nein, tschechisch. Fast ohne Mühe entziffern wir folgende Worte:

(L)ETHA PANIE MDC W PYRWNI SOBOTY POTRZECH
KRALIGH CEST W PANV VSN(VL) VRO ZENY PAN PETER
STRZELA Z WYRAHV KORVNY POLSKIGE OWIEKO W XL
ROKV GEHOZ DUSSY PAN BROH RACZ MILOSTIV BITI.

Sie heißen: Im Jahre des Herrn 1600 am ersten Samstag nach drei Königen ist im Herrn eingeschlafen der Wohlgeborene Herr Peter Strzela aus Wyrach aus der Krone Polen im Alter im 40. Jahre, dessen Seele Gott der Herr möge barmherzig sein.

Peter Strzela heißt der Ritter und ist 1600 gestorben, also ist das Grabmal wohl mehr als 300 Jahre alt. 300 Jahre — eine lange, lange Zeit. Ach, könnten wir doch etwas von jenen Tagen erfahren! . . . Ja . . . ist es ein Traum? . . . Der steinerne Mann bewegt sich, läßt den Arm mit der Beilspitze sinken und spricht:

„Euer Wunsch soll erfüllt werden. Viel, viel könnte ich euch zeigen und erzählen. Für heute nur zweierlei.“

1. Besuch beim Gutsherrn Peter Strzela.

Wir schreiten zum Herrenhause, einem Gebäude aus Fachwerk, das ein Schindeldach trägt. Über das Dach lehnt die große Feuerleiter. An der Vorder- und Hintertür erblicken wir schwere Sperrbalken. Im Erdgeschoß befinden sich eine große Stube, die Küche und das Zimmer für die Dienstleute. Im Oberstock liegen die Schlafräume.

Soeben fangen die Hunde an wütend zu bellen. Man hört Roßgewieher, lustiges Lachen, Scherzen. Einige Adlige aus der Nachbar-

¹⁾ Suchau Kr. Gr.-Strehlitz.

schaft kommen zum Besuch. Laut und lebhaft ist die Begrüßung, polnische, deutsche und böhmische Worte schwirren durcheinander.

Man tritt ins große Zimmer, und bald darauf wird das Mittagessen aufgetragen. Es gibt Reh- und Hasenbraten, Fische in gelber Zwiebelstunke, ein paar gebratene Gänse und Hühner. Dazu trinken die Damen und Herren dünnes Bier. Ein alter Gutsherr trinkt sein großes Glas auf einen Zug leer, schüttelt sich und brummt: „Schnaps wäre besser!“

Da wird auch schon das Branntweinsäß ins Zimmer gerollt. Und bald ist die ganze Gesellschaft in übermütigster Stimmung. Die Stube ist voll Tabakqualm. Plötzlich erklingen ein paar Siedeln, und lustig drehen sich die Paare im Tanze.

Unterdessen ist die Nacht hereingebrochen. Die Herren zechen immer noch und sind trunken. Plötzlich entsteht zwischen zwei jüngeren Männern Streit. Säbel rasseln aus den Scheiden, Stühle werden gerückt. Flüche schwirren durcheinander.

Im Morgengrauen geht's hinaus auf die Wiese. Mit unbekleidetem Oberkörper stehen die beiden Kämpfer da. Wild schlagen die Säbel aufeinander. . . .

Da ertönt ein halbunterdrückter Schrei. Der ältere der Fechter blutet. Eine tiefe Wunde klafft am Schädel. Totenblaß stürzt er nieder.

2. Wir besuchen eine Bauernfamilie.

Der „Wohlgeborene Herr“ Peter Strzela führt uns an eine kleine Lehmhütte. Sie trägt ein zerflicktes und löcheriges Strohdach. Es ist in dem ganzen Hause nur eine einzige Stube vorhanden. Sie ist niedrig und schmukig. Der Ofen raucht, und es riecht häßlich.

Die Familie ist gerade beim Mittagessen. In der Mitte des ungehobelten Tisches dampft eine Schüssel mit Hirsebrei. Alle drängen sich um das Gericht und essen hastig und schmauzend. „Au!“ schreit der kleine Josef. Er hat zu hastig gegessen und sich den Mund verbrannt. Doch sofort langt er wieder in den Topf. Nur schnell, schnell, sonst essen die andern alles auf.

Im Zimmer drängen sich ein paar Schweinchen, Zicklein, Enten, Hühner um den Tisch. Doch sie bekommen nichts ab.

Da treten wir durch die offene Tür ins Zimmer. Jetzt erst sehen uns die Leute. Sofort kommen sie langsam und demütig heran und küssen die Hand ihres Rebherrn.

Gustav Hoffmann.

Der Bergbau.

Er war uralte: schon 1136 werden in einer Urkunde des Papstes Innocenz II. Bergleute, die Silbererz förderten, in dem Dorfe Chorzow vor Beuthen erwähnt. Ein Jahrhundert später (1247) verleiht Herzog Wladislaus von Oppeln dem Breslauer Vinzensstift das Recht, auf seinem Erbgute Repten (bei Tarnowitz) ein Dorf zu deutschem Recht zu gründen; die neuen Ansiedler sollten unter anderem auch freies Blei haben. Diese

Bedingung weist selbstverständlich auf bergmännischen Abbau von Bleierzen bei diesem Orte hin. Im Jahre 1394 legte ein Deutscher, Meister Heinrich, eines der ältesten schlesischen Eisenwerke, den später sogenannten Althammer, auf der Lübenauer Heide an der Grenze zwischen den alten Herzogthümern Ratibor und Beuthen an. Verschiedene Umstände ließen den Bergbau nach etwa 100 Jahren in dieser Gegend wieder eingehen. Die Bewältigung des Wassers erwies sich immer schwieriger, und Hafermangel hinderte daran, eine genügende Zahl von Pferden zur Betreibung der Wasserkünste zu halten. Dazu kamen die inneren Unruhen auch in dieser Landschaft, die schließlich sogar zur unnatürlichen Trennung der Stadt Beuthen in zwei ganz selbstständige Teile (von 1369—1477) führten. Hierbei muß auch die Ermordung des Pfarrers der Marienkirche und seines Kaplans durch die Beuthener Bürgerschaft im Jahre 1363 erwähnt werden, in der die Einkünfte der Kirche aus dem Bergbau eine Rolle spielten. Sagenhafte Berichte wissen zu erzählen, daß der höllische Geist Scharlen sie zu der Untat verführt habe. Die Stadt traf infolgedessen die Strafe des Interdikts, währenddes keine kirchliche Handlung für die Laienschaft vorgenommen werden durfte, und sie blieb 70 Jahre darin.

Im Jahre 1519 wurde bei dem Dorfe Tarnowitz in der Nähe des erwähnten Repten ein reicher Bleierzfund gemacht, der bald zahlreiche Bergbaulustige anlocken mochte. So entstanden drei Kolonien: Tarnowitz, die Lisze und die Blaschne. Aus ihnen erwuchs die heutige Stadt Tarnowitz, der gegenüber von da an das gleichnamige Dorf durch das Beimort Alt- unterschieden wurde. Erinnert dieser Vorgang an die Städtegründungen bei der großen Zuwanderung der Deutschen im Mittelalter, so läßt auch die Anlage der inneren Stadt mit ihrem viereckigen Marktplatze erkennen, daß ihr, wie bei den älteren deutschen Städten, ein regelmäßiger Plan zugrunde liegt.

Knötel, Gesch. Oberschlesiens. (Boehm Kattowitz.)

Als Hohenzollernwerk in Schlesien begann.

Es war im Jahre 1505, da ging zu Ansbach in Franken ein junger, einundzwanzigjähriger Ritter aus fürstlichem Geblüt aus seines Vaters Hause, um in der Welt sein Glück zu suchen.

Der junge Ritter hieß wie jener hochberühmte Rittersmann und Drachentöter — Georg.

Ein Markgrafenschloß verließ er — und kam in eine Königsburg, die Burg zu Ofen an der Donau, und wurde wohl empfangen; denn König Wladislaus von Ungarn und Böhmen, der zu Ofen wohnte, und des Jünglings Mutter Geschwister. Und da Georgs Vater, der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach, ein Sohn des hohenzollernschen Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg war, kann man wahrlich sagen, daß der junge Ritter aus gutem Hause und Geschlechte stammte.

Von Schätzen wird Markgraf Georg aus dem Schlosse seines mit zehn Söhnen und sieben Töchtern gesegneten Vaters nicht viel mitgenommen

haben. Dafür kam er ins Ungarnland mit frommem, klugem Sinn und frischem, ritterlichem Wesen. So gewann er bald das Herz des Königs und wurde dessen Liebling.

Doch er gewann sich mehr.

Die Königshuld verhalf ihm zur Hand einer vornehmen Dame, die früh verstarb und ihm große Güter hinterließ.

Und als er den König im Jahre 1511 auf der Huldigungsfahrt ins schlesische Land begleitete und im Breslauer Rathhause beim Sechterspiele seine Waffenkunst zeigte, waren unter den Zuschauern zwei ober-schlesische Herzöge: Herr Valentin von Ratibor und Herr Johann von Oppeln. Beide schlossen den jungen Hohenzollern in ihr Herz und bestimmten ihn später, da Valentin unverheiratet und Johann ohne Sohn war, zu ihrem Nachfolger und Erben.

Da es ihm auch gelang, das Fürstentum Jägerndorf zu kaufen und nach König Wladislaws Tode der junge König Ludwig seinem Erzieher Georg die Herrschaft Beuthen überließ und Ratibor und Oppeln 1532 dem Markgrafen wirklich zufielen, vereinigte dieser erste schlesische Herrscher aus dem Hohenzollerngeschlechte ein gut Stück schlesischen Landes in seiner Hand.

* * *

Zur rechten Stunde war Markgraf Georg nach Schlessien gekommen.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert harrten die blinkenden Reichtümer in der ober-schlesischen Erde — der rechte Schatzfinder kam nicht.

Zwar — schon um 1139, also da Peter Wlast im Oderlande waltete, hatten Bergleute im heutigen Beuthener Kreise Silbererze gewonnen. Und in den Jahren vor dem Tartareneinfall förderte man in der Tarnowitzer Gegend Bleierze. Dann aber schien es, als hätten die Hufe der Tartarenpferde die Spuren der ober-schlesischen Schatzkammern vertreten. Der Bergbau hörte allmählich ganz auf.

Da gab die gute ober-schlesische Erde im Jahre 1519 Bleierz in besonders reicher Menge heraus.

Wußte sie es, daß der Mann im Lande war, dessen glückliche Hand imstande sein würde, die Schatzkammern offenzuhalten? . . .

Der reiche Erzfund lockte Bergleute in Menge heran. Ansiedlungen wuchsen empor, und Markgraf Georg verstand es, in Gemeinschaft mit seinem Gönner Johann von Oppeln die neuen Niederlassungen des Bergmannsvolkes 1526 zu einer freien Bergstadt zusammenzufassen — zur Stadt Tarnowitz.

Ein viereckiger Markt nach deutscher Art wurde zum Kern des jungen Gemeinwesens. Er verriet, daß auf des Markgrafen Ruf viele Bergleute aus deutschem Lande, besonders aus Georgs Heimat, Franken, in jene bis dahin ganz polnische Gegend gekommen waren.

* * *

Im schlesischen Lande waren jetzt alle die Stimmen der Arbeit laut, die neben den alten Handwerken durch Jahrhunderte vom Gewerbefleiß der Schlesier gezeugt haben. Denn während in den Tarnowitzer Höhen der Bergmann aus immer neuen Schächten Silber, Blei und Zinkerz schürfte und die Hütten rauchten, lärmten die Eishämmer zu Schmiedeburg, pochte man Kupfererze zu Kupferberg, rann in den Schmelzen Gold aus dem Gestein zu Löwenberg, Bunzlau und Grünau bei Hirschberg. In den alten Tuchmacherstädten aber, in Görlitz, Bolkenhain, Lüben, Liegnitz, Schweidnitz, Glas und Striegau und in den Leinweberdörfern des Riesengebirges klapperten längst die Webstühle. Selbst die Schleierweberei, die feine, oft gemusterte Leinwand lieferte, war schon 1470 von Joachim Girnith aus Holland nach Hirschberg gebracht worden.

* * *

Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der Begründer des oberschlesischen Bergbaues, und seine Nachkommen haben zusammen kaum hundert Jahre in Schlesien geschaltet.

Georg, man nannte ihn den Frommen, war unter den schlesischen Herzögen einer der ersten und eifrigsten Bekenner der Lehre Luthers, die sich damals still und schnell im Lande verbreitete.

Schon diesem protestantischen Fürsten, der noch dazu dem brandenburgischen Herrscherhause so nahe stand, hatte König Ferdinand I. Oppeln und Ratibor nur ungern und nur pfandweise überlassen.

Georgs Sohn, der von 1543 bis 1603 regierte, wurde durch Ferdinand gezwungen, die beiden Gebiete gegen Sagan und andere nieder-schlesische Besitzungen zu tauschen.

Georgs zweiter Nachfolger verlor im Dreißigjährigen Kriege alle seine Besitzungen und starb 1624 im Auslande in der Acht.

Die Zeit der ersten Hohenzollern in Schlesien war vorüber.

Müller, Was die Heimat sah. (Priebatsch, Breslau.)

Verbreitung der Reformation.

Es erscheint selbstverständlich, daß der Markgraf Georg von Brandenburg aus der fränkischen Linie der Hohenzollern auch in seinen schlesischen Besitzungen, wie er es in seinem Stammlande Ansbach tat, der Reformation Eingang zu schaffen versuchte. In größerem Umfange gelang es ihm im Fürstentum Jägerndorf. In Oppeln-Ratibor hinderte ihn an der strengen Durchführung seiner Pläne die Mitregierung des katholisch gebliebenen Herzogs Johannes und später der Umstand, daß er die Fürstentümer nur pfandweise von dem gleichfalls katholischen, böhmischen und deutschen Könige Ferdinand inne hatte. Immerhin finden wir auch hier an zahlreichen Kirchen in dieser Zeit lutherische Pfarrherren, und die Pfarrkirche von Tarnowitz war von Anfang an protestantisch, da die dorthin berufenen fränkischen Bergleute sich zur lutherischen Kirche bekannten. Daß aber auch auf dem flachen Lande unter der größtenteils polnischen Bevölkerung die Reformation eine größere Zahl Anhänger

hatte, ergibt sich z. B. daraus, daß die um Tarnowitz herumliegenden Dörfer Inclin, Repten, Radzionkau, Piekarn, Kochlowitz, Bielczowitz, Paniow und Mielchowitz protestantische Kirchen besaßen.

Natürlich begünstigte die lutherische Lehre auch Georgs Sohn, Georg Friedrich, der seinem Vater 1563 gefolgt war und 1603 starb. Während seiner Unmündigkeit wurde der Ansbacher Pfarrer Andreas Althammer, Superintendent der Fürstentümer Jägerndorf und Oppeln-Ratibor. An der Pfarrkirche zu Beuthen wird mit Sicherheit zuerst 1569 ein lutherischer Pfarrer erwähnt. Oppeln-Ratibor mußte Georg Friedrich auf Veranlassung seines Vormundes Ferdinand in ungünstigem Tausche gegen Sagan und andere niederschlesische Besitzungen hergeben. Aber auch die Königin Isabella von Ungarn, der König Ferdinand Oppeln-Ratibor nunmehr verpfändete (bis 1557), erwies sich, obgleich selbst katholisch, der neuen Lehre günstig. Unter ihr erbauten sich z. B. die Protestanten in Ratibor eine hölzerne Kirche auf dem Zborplatze und beriefen Martin Rexta als Prediger.

Mit größerem Erfolge wurde die Reformation im Lande Kreuzburg-Pitschen durchgeführt, das seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts mit mehreren Unterbrechungen im Besitze der Brieger Pfasten war.

Ganz eigentümlich gestalteten sich die Verhältnisse im Bistumslande. Von einem Widerstande gegen die Verbreitung der lutherischen Lehre ist von seiten der Breslauer Bischöfe zunächst kaum die Rede. Ja die Bischöfe Jakob von Salza (1520—39) und Balthasar von Promnitz (1539—62) entgingen von streng katholischer Seite nicht dem Vorwurf der indirekten Begünstigung der Reformation, insofern sie nicht oder fast nichts getan zu haben scheinen, um die Lehre Luthers dem Bischofslande fern zu halten. So spendeten z. B. die Kapläne der Hauptkirche im Jahre 1555 ungehindert den Laien das Abendmahl, entgegen dem Gebrauche der katholischen Kirche, unter beiderlei Gestalten. Und auch in den Landgemeinden folgte man vielfach ihrem Beispiele. Ein anderer Vorwurf, den man Bischof Balthasar machte, bestand darin, daß er das Neisser Pfarrgymnasium mit Lehrern besetzte, die im Verdachte standen, Anhänger der Lehre Luthers zu sein und daß er solchen zwölf Waisenknaben zur Erziehung übergab.

Um so mehr war sich aber der folgende Bischof Caspar von Sogau (1562—1574) seiner Pflichten gegen die katholische Kirche bewußt; freilich konnte er es nicht verhindern, daß die Untätigkeit seiner Vorgänger weitere Früchte trug¹⁾.

Aus: Knötel, Geschichte Oberschlesiens S. 48—50.

Bei einer Abtwahl (Himmelwitz) erhielt der Raudener Prior Johannes Boguslawski vier, der seit einem Jahr in Rauden weilende Pater Gregor Stoin sechs Stimmen.

¹⁾ Kastner, Archiv I, 85 ff.

Es war aber fraglich, ob Gregor die Abtswürde erhalten könne, war er doch zweimal aus dem Kloster entlaufen. Er gab an, dies nur Studien halber, nicht aus Abtrünnigkeit getan zu haben.

Der ganze Wahlakt gibt ein lebendiges Bild der damaligen zerfahrenen Zustände des Zisterzienserordens in Schlesien. Vielsach kehrten sich die Mönche nicht mehr an ihre Regeln und Pflichten. So waren zur Wahl nicht alle Mönche erschienen, die aufgefördert worden waren. . . .

Eine Art Wanderlust hatte sie ergriffen. Ohne Erlaubnis ihrer Prälaten liefen sie unbedachtſam aus einem Kloster ins andere.

Dr. Potthast, a. a. O.

Reformation und Klosterleben.

In dieser Zeit (um 1580) verließen viele Mönche ihre Klöster, besonders solche aus dem Franziskanerorden. Das geschah „jedoch weniger wohl aus Überzeugung . . . als aus Mangel an Unterhalt, oder weil sie die Sehnsucht nach Freiheit und Erlösung von dem sie beschränkenden Klosterzwange“ . . . lockte . . .

Die Zisterzienser in ihren reichen Feldklöstern blieben der alten Kirche treu.

Dr. Potthast, a. a. O.

Verbreitung der Reformation.

„Übrigens scheint damals doch der Protestantismus in hiesiger Gegend Anklang gefunden zu haben, hauptsächlich in den kleinen Städten. Wir dürfen dies wohl aus mehreren Anschreiben schließen, die der Bischof Andreas von Breslau erließ und die ein Verbleiben bei der katholischen Religion wünschen.“

Dr. Potthast, a. a. O.

Reformation im Fürstentum Oppeln.

Schon zu Lebzeiten des letzten oberschlesischen Pfälzenherzogs Johannes V., der nach der Hinrichtung seines Bruders Nikolaus zu Neisse 1497 als Alleinherrscher über das Herzogtum Oppeln und seit dem Tode des Herzogs Valentin von Ratibor 1521 auch über das Herzogtum Ratibor gebot, fand Luthers Lehre in Oberschlesien Anhänger. Herzog Johann V. selbst blieb der katholischen Kirche stets treuer Anhänger, er konnte aber den Eingang und die Verbreitung der Lehre Luthers nicht verhindern, die von adligen Gutsbesitzern begünstigt wurde. Diese verstanden es, ihren Reichtum und ihre Machtstellung zur Ausbreitung der neuen Lehre zu mißbrauchen und ließen sich daran weder durch geistliches noch weltliches Verbot hindern. In einem aus Oppeln am 10. XI. 1524 an Papst Clemens VII. gerichteten Schreiben bittet der Herzog den Papst, der sinkenden Religion in seinem Lande zu Hilfe zu eilen. Er weist auf die traurigen Zustände im Klerus hin und klagt, seine Fürstentümer seien allenthalben von Anhängern der lutherischen Partei eingeschlossen und durchwühlt, die überall verderbliche Tumulte

erregten, überall umherliefen und alles Heilige und Profane freventlich angriffen, . . . Lasterungen würden allenthalben in seinen Fürstentümern und ringsum gegen Gott, gegen die Heiligen, Fasten und Feste, gegen das Priestertum und gar gegen den Papst ausgestoßen¹⁾. Ähnlich lauten die Klagen des Diözesanbischofs Jakob von Salza. Von Ottmachau aus berichtet er am 28. VI. 1525 dem Papste, daß man allenthalben die heiligen Zeremonien der Kirche abschaffe, willkürlich den Meßkanon meistere, ja die Messe ganz beseitige, die Sakramente mißachte. „Quot capita tot fides tot religiones.“ Eine Folge davon sei, daß man ihm und seinem Klerus die früheren Leistungen an Zehnt, Zinsen und kirchlichen Gerechtsamen jetzt frech verweigere; aber all den materiellen Schaden beklage er nicht so sehr, wie die Verwüstung des Glaubens²⁾. Bischof von Salza suchte in diesen schwierigen Zeitläuften seiner Pflicht zu genügen. Auf der Diözesansynode am 4. April 1524 gab er noch vor Beginn der eigentlichen Verhandlungen die feierliche Erklärung ab, daß er, was ihn betreffe, unverändert im Gehorsam gegen die katholische Kirche und den päpstlichen Stuhl verharren und die wohlhergebrachten, uralten Gebräuche und Observanzen, wie sie die katholische Kirche von jeher gebilligt und gutgeheißen habe, beibehalten werde, auch sich durch keine Ergößlichkeiten der Welt wolle verführen lassen, von dem einmal übernommenen geistlichen Stande, zu dem ihn Gott berufen, abzufallen und der Kirche, in deren beglückenden Schoße er geboren und erzogen wurde und zur Würde und Bürde des Episkopats gelangt sei, irgendwie untreu zu werden. Dann ermahnte er seinen Klerus zur Beständigkeit und stellte ihm die Schande, Treulosigkeit und den strafbaren Wankelmuth derjenigen nachdrücklich vor, die Eid und Gelübde aus Geiz oder Wollust gebrochen und so Treue und Glauben wie ihr eigenes Gewissen unterdrückt haben und abtrünnig geworden sind. Er versicherte, daß er in dem namenlosen Elende und schweren Kummer, in dem er sich befinde, Hab und Gut, ja selbst sein Leben für sie und ihren Schutz opfern wolle³⁾. Aber all sein Mühen war ein Schwimmen gegen den Strom, denn er konnte, wie er selbst bedauernd aussprach, ganz und gar nicht passende Geistliche zur Besetzung der noch katholisch gebliebenen Kirchen finden und sah sich nach seiner Ernennung zum Ober-Landeshauptmann 1536 nur protestantischen Fürsten und Ständen gegenüber. Die Mandate des böhmischen Königs, den er um Hilfe angerufen hatte, verhallten wirkungslos, klagte der Bischof schon 1525⁴⁾. Auch Herzog Johannes von Oppeln versicherte dem Papst gegenüber, daß er gegen die neue Lehre vorgegangen sei: „Hätten wir nicht von unseren frommen Vorfahren, den Fürsten seligen Andenkens, die Frömmigkeit ererbt und die Liebe zur Kirche, so würden wir uns nicht bemühen zu verhindern, daß die Ruchlosigkeit der neuen Lehre sich des unwissenden Volkes bemächtige.“ „Es wäre um uns geschehen, wenn ich nicht diesen Menschen den Rücken

1) Theiner, Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae II, 423 ff.

2) Ebenda 331 ff.

3) Heyne III, 736 ff.

4) Theiner a. a. O. 431.

kehrte und ihren Insulten Einhalt geböte¹⁾." Doch sind wir über die Maßnahmen des Herzogs zur Erhaltung der alten Lehre nicht unterrichtet.

Nach dem 1532 erfolgten Tode des treukatholischen Herzogs Johann V., des Letzten seines Stammes, verpfändete König Ferdinand die Fürstentümer Oppeln-Ratibor, in deren Grenzen Groß-Strehlitz lag, dem Markgrafen Georg von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern-Ansbach. Dieser geschickte und einflußreiche Mann war ein tatkräftiger Förderer der religiösen Neuerung. Auf dem zweiten Reichstage zu Speyer 1529 protestierte er gegen den Beschluß, daß die Anhänger Luthers die Andersgesinnten bei ihrem Glauben und Besitzstande lassen sollten²⁾. Von seinen schlesischen Besitzungen sandte er ganze Kisten annektierter Messgewänder und kostbarer Kirchengeräte auf die Plassenburg im Ansbachschen³⁾. 1541 erließ er von Ansbach aus an seinen Landeshauptmann in Jägerndorf ein Edikt, daß diejenigen, die sich weigerten, das Sakrament unter beiden Gestalten zu nehmen, erst vom lutherischen Pfarrer ermahnt, falls sie aber bei ihrer Weigerung verharreten, nach anderthalb Jahren auswandern sollten⁴⁾. Nach Reichels handschriftlicher Chronik⁵⁾ hat der Markgraf auch in Groß-Strehlitz die Reformation eingeführt, doch läßt sich weder zu seiner Zeit noch aus der seiner Nachfolgerin Königin Isabella (1551—1554) hier ein lutherischer Prediger nachweisen, wenn auch vermutet werden kann, daß es wie in den Nachbarstädten Oppeln⁶⁾, Krappitz, Kosel, so auch in der Groß-Strehlitzer Gegend Anhänger der neuen Lehre gegeben hat⁷⁾.

In Oberschlesien fand die Reformation ihre eifrigsten Förderer unter dem Adel. Nur die Herren von Oppersdorff in Oberglogau, Kosel und Polnisch Neukirch, Proskowsky von Proskau zu Zülz und Chrzelitz, Popel von Lobkowitz in Rybnik und Pawlowsky in Pawlowitz bei Pleß sind dem katholischen Glauben treu geblieben⁸⁾. Die zum Protestantismus übergetretenen adligen Gutsherren in Oberschlesien aber stellten ihre grundherrliche Macht in den Dienst der neuen Lehre. Die Pfarrer des Ujesters Distriktes beschwerten sich 1563 über „etliche vom Adel“, die katholischen Priestern keine Präsentationen für ihre Pfarreien gäben, die Einkünfte den Pfarrern entzögen und von den Geistlichen verlangten, daß sie die hochwürdigen Sakramente nach ihrem Gefallen administrierten. Das Oppelner Kapitel zum hl. Kreuz führte 1571 beim Bischof Kaspar

1) Theiner a. a. O. 424.

2) Soffner, Geschichte der Reformation in Schlesien, 131.

3) Ebenda 133.

4) Ebenda 137, 139.

5) Magistrats-Archiv.

6) Konrad, Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlesien, 95.

7) Mahner (Schleif. Kirchenblatt 1869, 434) jagt, daß unter Markgraf Georg Prädikanten nach Groß-Strehlitz gebracht, die Pfarrkirche schleunigst dem lutherischen Gottesdienste übergeben und im Nu alle Bürger protestantisch geworden seien. Archivaische Beweise hierfür fehlen vollständig. Der Bericht des ehemaligen Landeshauptmanns Hans v. Oppersdorff widerspricht dieser Behauptung direkt. Vgl. S. 51 und 52.

8) Jungnitz, Martin von Gerstmann, 131.

halben ihre falschen Grundsätze verbreiteten¹⁾. Die Kirchen in Schurgast und Arnsdorf wurden 1591 von Edelleuten dem katholischen Pfarrer entrissen und einem häretischen übergeben. In Schedlau bei Falkenberg hielt die protestantische Gutsherrschaft einen ungeweihten Pfarrer trotz des Gegenbefehls des Bischofs Caspar, diesen zu entfernen und ihm einen katholischen Priester zu präsentieren (Engelbert, Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, S. 328). Der Pfandinhaber von Lublinitz, Herr von Sparwein, vertrieb den Stadtpfarrer von Lublinitz, setzte einen abgefallenen Mönch ein und belästigte den 70jährigen katholischen Pfarrer Stephan von Eubezko in schimpflicher Weise. Katharina von Palezki, Besitzerin der Herrschaft Loslau, zu der zwei Kirchen in Loslau und die in Radlin, Marklowitz und Pohlom gehörten, verjagte die katholischen Geistlichen, nahm die Kirchen den Katholiken weg, ließ viele in „viehische Haft“ legen und bedrängte wegen 15 der neuen Lehre ergebener Leute die etwa 2000 Katholiken²⁾. In dem Gebiete der Herrschaften Groß-Strehlitz und Ost-Peiskretscham reformierte der sehr einflußreiche Georg von Redern aus dem Hause Ruppersdorff. Er hatte 1552 den Kaiser Ferdinand 8500 Rtlr. geliehen und dafür als Pfand die damals noch nicht anderweitig vergebenen Teile der Herrschaft Groß-Strehlitz, nämlich Groß-Strehlitz, Leschnitz, Sucholona, Mokrolona, Rosmierz, Groß-Stanis, Halbendorf und Salesche erhalten. Dazu kamen später Dollna, Sandowitz, Dombrowka, Wierchlesch und Grodisko, im ganzen ein Gebiet von 5 Meilen Länge und 2½ Meilen Breite. Das Pfandverhältnis wurde 1572 auf 18 Jahre und schließlich bis 1613 verlängert. 1585 erkaufte er vom Kaiser Rudolf II. die Herrschaft Ost-Peiskretscham. Für seine dem Kaiserhause in finanzieller Beziehung geleisteten Dienste hatte er 1575 den Titel eines kaiserlichen Hofkammerrats erhalten.

Schon bald nach der Übernahme der Herrschaft Groß-Strehlitz durch Georg von Redern ließ beim Ober-Landeshauptmann von Schlesien, Bischof Kaspar von Logau, gegen ihn die Klage ein, daß er eigenmächtig den Pfarrer von Salesche seiner Pfarrei entsetzen und ihm sein Einkommen sperren wolle. Der Bischof warnte ihn unterm 2. Februar 1563, „etwas Tätliches“ gegen den Pfarrer zu unternehmen. Habe er Grund zur Unzufriedenheit mit den Geistlichen, so solle er dies dem Bischof als ordinarius loci vortragen. Als dann Redern beim Bischof seine Beschwerden vorbrachte, erteilte dieser dem Pfarrer entsprechende Weisungen, befahl aber gleichzeitig dem Redern, der den Martin Grochot aus Leschnitz als Pfarrer in Salesche wünschte, den Salescher Pfarrer „unperturbiert“ bei seiner Pfarrei zu belassen³⁾. In den neunziger Jahren vertrieb Redern einen Pfarrer aus Peiskretscham, weil dieser zur katholischen Kirche hineigte und den Papst als Christi Stellvertreter bekannte, und setzte einen häretischen Pfarrer ein. 1597 stellte er in Leschnitz einen verheirateten lutherischen Pastor an, und um dieselbe Zeit unterhielt er nach einem Be-

¹⁾ Soffner, Geschichte der Reformation in Schlesien, 147 ff.

²⁾ Henke, Chronik von Loslau I, 26 ff.

³⁾ Kastner, hinterlassene Manuskripte im Stadtarchiv Reisse.

richt von 1599¹⁾ in Groß-Strehlitz und in den umliegenden Dörfern häretische Prediger.

Über die Entwicklung der religiösen Verhältnisse in der Stadt Groß-Strehlitz gewinnen wir aus den nur spärlich vorhandenen Nachrichten etwa folgendes Bild: 1565 war die Pfarrkirche wohl noch in den Händen der Katholiken; denn in einer Kaufurkunde aus diesem Jahre wird Thomas Koznraczek als „Priester und Pfarrer in Strehlitz“ bezeichnet²⁾. Zehn Jahre später ist Koznraczek, der Bürgermeister, der Rat und mindestens ein Teil der Bürgerschaft schon protestantisch, denn am 1. August 1575 stellen Bürgermeister und Rat der Stadt Groß-Strehlitz dem Herzog Georg von Siegnitz und Brieg vor, daß sie, da sie einen Vikar (*collega ecclesiae nostrae*) brauchen, auf den Rat und den Wunsch des Ehrwürdigen Herrn Thomas Koznraczek, „*pastoris nostri*“, den frommen und erfahrenen Valentin Gorisch, „der seit fünf Jahren die Schule bei uns geleitet hat,“ als solchen erwählt haben; sie bitten den Herzog ihm baldigst die Ordination erteilen zu lassen³⁾. Es gab also hier schon 1570 eine lutherische Schule. Jedenfalls ist in diesem Jahre auch die Pfarrkirche und der amtierende Pfarrer schon protestantisch gewesen, zumal da im Urbar von 1571 vermerkt wird, daß Thomas Koznraczek eine halbe Hufe „zu dem Predigtstuhl hielt⁴⁾“. Eine gewisse Schwierigkeit bezüglich der Chronologie der hiesigen Reformationsgeschichte liegt darin, daß Graf Hans von Oppersdorff in einem unterm 6. Juni 1573 dem Kaiser Maximilian II. erstatteten Gutachten über die kirchlichen Verhältnisse in Oberglogau und überhaupt in Oberschlesien ausagt, daß von den deutschen Ortschaften um Neustadt die lutherische Lehre zur Zeit des Georg von Jägerndorf angenommen wurde, daß aber Ratibor, Gleiwitz, Kosel, Groß-Strehlitz „und mehr Ort sich davon enthalten, katholisch geblieben seien und nie davon zu weichen begehret⁵⁾“. Diese Angabe erscheint um so bemerkenswerter, als Oppersdorff 1557 bis 1568 Landeshauptmann der Fürstentümer Oppeln-Ratibor war und somit aus eigener Erfahrung die kirchlichen Verhältnisse kannte. Auch trifft seine Aussage bezüglich der drei anderen hier angeführten Städte zu, wenigstens insofern, als keine dieser Stadtkirchen jemals dem protestantischen Kult diente. Man wird demnach annehmen dürfen, daß 1573 noch der größte Teil der Groß-Strehlitzer Parochianen zum katholischen Glauben hielt, oder daß mindestens etliche Jahre vorher noch Kirche, Pfarrer und Parochianen katholisch waren. Pastor Koznraczek, auch Capricorno genannt, amtierte noch 1613, da das Urbarium von diesem Jahre ihn noch als Pastor nennt. In der Pastoration standen ihm Vikare, und zwar 1575 Valentin Gorisch, 1593 der deutsche Kaplan Nikolaus Dubiel zur Seite. 1604 bis 1606 machte der damalige hiesige

¹⁾ Chrząnszcz in „Zeitschr. Geschichte Schlesiens“ XXXV, 236.

²⁾ Schirnding, Beiträge zur Geschichte der Pfarrkirche Groß-Strehlitz, 1870. Handschrift. Stadtbibliothek Breslau.

³⁾ St. Arch. Ortsakten Groß-Strehlitz.

⁴⁾ St. Arch. O. R. I, 127 c.

⁵⁾ Jungnitz, Gerstmann, 131.

„deutsche Prädikant und Helfer“ dem bischöflichen Konsistorium in Breslau, bei dem damals noch die Protestanten in Ehesachen zuständig waren, zu schaffen¹⁾).

Prof. Dr. Alfons Nowak, Geschichte der Pfarrei Gr.=Strehlitz i. Oberschles. Wilpert Gr.=Strehlitz 1924.

Der Herzog Adam Wenzel von Teschen kehrte 1613 in den Schoß der katholischen Kirche zurück und vertrieb die lutherischen Priester und Schullehrer aus seinem Lande. Die Stände, welche sich hierüber beschwerten, behandelte er mit Hohn.

Auch in den Städten Ratibor und Ober-Glogau unterdrückte man den Protestantismus nach Kräften, indem man seine Anhänger des Bürger- und Meisterrechts beraubte, ja gar wohl von Hof und Haus trieb.

Ein heftiger Verfolger war der Bischof Karl von Breslau, der den Lutheranern in seiner Residenzstadt Neisse die Ausübung des Gottesdienstes verbot und offen den Majestätsbrief angriff.

1614 trat Freiherr Karl von Sichtenstein zum katholischen Glauben über. Er wurde hierauf in den Fürstenstand erhoben und erhielt vom Kaiser das Fürstentum Troppau.

Dr. Potthast, a. a. O.

Aus der Geschichte der katholischen Pfarrkirche zu Schimischow.

Inschrift und Wappen; die Erbauer der Kirche.

Über dem Haupteingange der Pfarrkirche zu Schimischow lesen wir auf dem linken Steine folgende Inschrift:

Sacrosanctae aeternumque adorandae Trinitati
Deo Patri, Filio, Spiritui sancto
has aedes sacras nobilissimi coniuges
Johann Krzydowski a Krzydlowic
et in Siemischow etc.
et dua Ludmilla stirde Strzallowna ab Obrowec etc.
honoris cultusque ergo erexerunt
anno supra sesqui millesimum CVII.

Sie lautet in deutscher Übersetzung: Der allerheiligsten ewig zu verehrenden Dreifaltigkeit, Gott dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste haben dieses Gotteshaus die hochachtbaren Gatten: Herr Johann Krzydowski von Krzydlowitz und zu Schimischow usw. und Frau Ludmilla geb. Strzela von Oberwitz usw. zur Ehre und Anbetung errichtet im Jahre 1607.

Die Inschrift auf dem rechten Steine gibt zwei Stellen aus der hl. Schrift wieder:

In omni loco, in quo fuerit memoria nominis mei: veniam ad te et benedicam tibi.

Exod. XX. 25.

¹⁾ D. Arch. II f. 3 u. 4.

— An jedem Orte, wo ein Denkstein meines Namens sein wird, werde ich zu dir kommen und dich segnen. —

Orantes ne sitis multiloquentes sicut ethnici, putant enim fore ut ob multiloquium suum exaudiantur. Matth. 6, 7.

Das heißt: Wenn ihr betet, so seid nicht wie die Heiden, indem ihr viel schwähet; sie glauben nämlich, daß sie wegen ihres vielen Geschwätzes erhört werden.

Über der Inschrift sehen wir zwei Wappen in Stein. Das Wappen links führt im Felde und auf dem Helm einen auf den Hinterfüßen stehenden Widder und enthält die Buchstaben H. K. v. K. (Hans Krzndowski von Krzndlowiż.) Das Wappen rechts führt im Felde ein aufrecht stehendes Oblongum und auf dem Helm drei Straußenfedern. Es enthält die Buchstaben L. S. v. O. (Ludmilla Strzella von Obrowec.)

Aus der Inschrift geht hervor, daß Ludmilla Strzela von Obrowec, Tochter des in Suchau beigelegten Ritters Peter Strzela, und ihr erster Gatte, Johann Krzndowski von Krzndlowiż auf Neudorf, ein Sohn des gleichnamigen Krzndowski auf Goslawiż, die jetzige Kirche in dem Umfange, wie sie bis zum Jahre 1910 dastand, erbaut haben. Der mit Ausnahme des Turmes in gotischem Stile gehaltene Bau wurde 1607, am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit, zu deren Ehre und Verherrlichung das Gotteshaus errichtet worden ist, seiner Bestimmung übergeben. Vom Schlosse aus führte zur Kirche ein unterirdischer Gang. Der Turm hat später eine Änderung erfahren. Hervorgehoben sei, daß beide Gatten protestantisch waren, die Kirche eine protestantische war und den Besitzern als Bethaus und Begräbnisstätte dienen sollte. (Die Katholiken des Ortes waren nach Kosmierz eingepfarrt.) Die Erbauerin der Kirche, Ludmilla Strzela, die in zweiter Ehe mit Joachim Kochtiż von Kochtiż und Lubliniż vermählt war, starb am 21. Januar 1639 in Kalinow und ist in der dortigen Kirche beigelegt. Über die letzten Lebensjahre ihres ersten Gatten fehlen die Nachrichten.

Morawiżki.

Sundort: Aus dem Chelmer Lande, 1925, Nr. 9.

Der große Brand von Ratibor 1574.

Bei der früheren Bauweise, die nur Holz und Stroh verwendete, den engen, winkligen Straßen und dem Mangel an Sorgfalt, die man dem Feuerlöschwesen zuwandte, war es natürlich, daß die Bürger zu jeder Stunde auf eine Feuersbrunst gefaßt sein mußten, die ihnen schließlich als unabwendbares Verhängnis erschien, das schicksalhaft zu ertragen sei. Wenn es nicht gelang, den ersten Funken zu verlöschen, dann schwang sich bald eine lohende Flamme über die Dächer und die angstvoll flüchtenden Bewohner, wie ein furchtbares Untier, das binnen wenigen Stunden ganze Ortschaften oder Stadtteile vernichtete.

Ein solches Unheil traf vor 350 Jahren auch die Stadt Ratibor. Es ist in der Erinnerung der Bürger längst erloschen, denn es war nicht das erste und letzte, das sie traf, doch sind wir genau darüber unterrichtet durch einen Bericht des damaligen Schloßhauptmannes Samuel Laffota von Steblow an die Breslauer Kammer vom 25. April 1574 und den des Magistrats an Kaiser Maximilian II. (1564—1579), den Herrn der Fürstentümer Oppeln-Ratibor (Welzel, Gesch. d. Stadt R. 1881). Danach war der Tag des Schreckens der 23. April, der Tag des hl. Georg 1574. Ein nach Troppau in das Jesuitenkolleg reisender Schüler, Sigismund Zebrowski von Zebrow bei Sandomir, hatte in einem Wirtshause am Ringe Raß gemacht. In seinem Besitz befand sich eine Büchse, ein Handfeuerrohr, das die Neugier der Wirtsstube staunend betrachtete. Man ging in den Hof, der unordentlich voller Stroh und Heu lag. Dort wollte der Schüler die Handhabung der Waffe zeigen. Sie war nur mit Papier geladen. Pulver lag auf der Pfanne. Während ein Schmiedegeselle das Gewehr hielt, legte der Student ein Stück glühende Kohle, die er aus der Küche geholt hatte, auf die Zündpfanne. Der Schuß ging los. Pulverdampf erfüllte den Hof. Unter seinem Schutze, zunächst unbemerkt, keimte ein furchtbares Verhängnis auf für die nichts ahnende Stadt. Sei es von der achlos fortgeworfenen glühenden Kohle, sei es von dem entzündenden Papier oder dem Feuerstrahl des Pulvers, Rauch züngelte aus Stroh und Heu. Entsetzt sah's der Schütze. Er sprang zum Hoftor hinaus. Hinter ihm aber knisterte und zischte es im Stroh, lustige Flämmchen sprangen auf, leckten herüber und hinüber, streckten sich, wuchsen, schwangen sich auf, lohten über das Dach, und „Seurio!“ schrie's durch die schreckstarre Gasse, „Seurio“ von einem Ende der Stadt zum andern, „Seurio“ wimmerte es von allen Lippen und die Sturmglocke gellte es angstvoll ins Land: „Seurio, Seurio!“ Der Unglückschütze hörte noch den Jammer-schrei, aber er war schon vorm Stadttore und floh wie gesagt über die Felder nach Troppau zu. Doch es folgte ihm niemand. Alle Hände waren am Rettungswerk. Denn von Valentin Rawa und Kaspar Sattler, wo das Feuer ausgebrochen war, trug es der Wind immer weiter fort und legte es wie ein purpurnes Tuch in der anbrechenden Nacht über Dächer, Giebel und Türme, und was es verhüllte, sank in ein Häufchen schwelender Asche zusammen. Der größte Teil der Stadt mit dem Rathaus, die sieben Kirchen, die drei Klöster, das Hospital zum hl. Nikolaus, die Stadtmühle, die Wasserkunst und zwei hölzerne Basteien wurden in weniger als zwei Stunden der Raub der Flammen. Dabei kamen neun Personen ums Leben. Erst im Grunde der Papiermühle fand das Element seine Grenze. Das Schloß, das an zwanzigmal zu brennen anfang, wurde erhalten. Außer ihm blieben nur vier kleine Häuser hinter der Kollegialkirche und zwei Malzhäuser unversehrt. Mit großer Mühe waren die Kleinodien und Dokumente der Pfarr- und Klosterkirchen gerettet worden. Aber auf dem Rathause ging das meiste in Flammen auf. Von allen Glocken der Stadt blieb nur eine erhalten, und von allen Kirchtürmen nur einer, der der Kollegialkirche. Wie ein letzter müder Kämpfe stand er über der Stätte der Verwüstung, auf der gedrückt und ratlos die unglücklichen Bürger

herumirrten und nicht wußten, was sie tun sollten. Endlich am 14. 5. sandten sie zwei Deputierte, Paul Nietschmann und Jaroslaw Dubrown, an den Kaiser mit der Bitte um Hilfe, die dieser auch gewährte. „Auf sein Begehr und aus christlichem Mitleid“ begab sich der Abt Martin von Rauden mit dem Schloßhauptmann und einigen Bürgern in seinen Wald und wies ihnen eine Strecke an, die eine Meile lang und mit starkem Holze besetzt war; auch erbot er sich, zur Erbauung der Kirche und Schule mehr zu liefern, wenn das Angewiesene nicht zureichen sollte. Für das Jungfrauenkloster hatte der Kaiser um 12 Schock Stämme gebeten, der Abt aber schenkte den Nonnen an einem ihnen gelegenen Platze 30 Schock. Auch ließ er der Stadt 2000 Rtl., die er selbst mühsam zusammengebracht hatte. Sparren und Kleinholz hatte der Schloßhauptmann schon vorher den Bürgern als erste Hilfe geliefert, „zur Erbauung von Hütten, darin sie sich vor Regen schützen und einstweilen aufhalten könnten, weil sonst viele, obgleich sie hätten bleiben wollen, nothhalber fortgezogen wären.“ Der Kaiser erließ ferner auf mehrere Jahre die Steuern und das Biergeld, genehmigte eine Sammlung zum Bau der Kirchen und bestätigte erneut die verbrannten Privilegienurkunden. Langsam erhob sich aus Schutt und Asche die neue Stadt. Doch gab es noch manche Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden. So berichtet der Magistrat auf eine Anfrage, warum man nach der Feuersbrunst so wenig baue, am 10. 4. 1576, daß ihnen ein Stück Heide auf dem Babitzer und ein Stück Eichenwald auf dem Ostroger Grunde von den Kommissaren ausgemessen worden, das letztere aber von den jetzigen Pfandinhabern, Hans Ruchowski und Hinko Charnat, ihnen vorenthalten werde. Auch setze man den Bürgern mit Scheltworten zu und drohe ihnen, sie nach den Befreiungsjahren zu binden und zu zerhauen. Jedenfalls gab es noch 1894, wo erst der Bürger Hans Apotheker sein Haus wieder aufbaute, und noch später manche wüste (unbebaute) Stelle in der Stadt. Die Pfarrkirche scheint erst 1596 vollständig wiederhergestellt gewesen zu sein, denn bis zu diesem Jahre wurde der Gottesdienst in ihrer polnischen Kapelle abgehalten, die bei dem Brande allein ziemlich erhalten geblieben war. Sie ist es auch, die das einzige öffentliche Denkmal an das Unglücksjahr der Stadt enthält. Es ist eine steinerne Tafel, die in die Westwand der polnischen Kapelle, neben dem Sarkophag der hl. Euphemia, eingelassen ist und die in lateinischer Sprache die Inschrift trägt: „Anno 1574 an einem Sonnabend, dem Tage des hl. Georg, brannte die ganze Stadt Ratibor mit den sieben Kirchen und der Vorstadt jenseits der Oder ab, mit Ausnahme von sechs Häusern hinter der Kollegiatkirche, welche an der Stadtmauer lagen. Anno 1577 wurde das kleine, 1580 das große Chor gebaut.“ Darunter stehen neben ihren Wappen und Handwerkszeichen die Namen der damaligen Bürgermeister und Ratmänner: Clemens Bakalorz, Wenzeslaus Runge, Jakob Leukart, Sebastian Tomann, Jaroslaus Dubrawä.

G. Hykiel.

Sundort: Unsere Heimat. Beilage zur „Rundschau“. 1924. Nr. 11.

Gesinde-Lohntabelle im Jahre 1577.

Nach einer am Fürstentage, den 6. August 1577, vom Obersten Hauptmann Martinus Bischof von Breslau, Landesältester usw. in Ober- und Niederschlesien, erlassenen Gesinde-Lohntabelle, welche in Zülz aufgefunden wurde, hatte das Gesinde nachstehenden Lohn zu erhalten: Einem Großknecht. Für alles und jedes 6 Thaler 12 Groschen. Ein paar Stiffel, oder dafür Zwen paar Schuhe. Einem Mittel-Knecht: Item, Einem Wagenknecht: Fünffthalben Thaler Item ein paar Stiffeln, Item ein paar Schuhe. Einem Pflug-Treiber, Item einem Pferdtehirten. Item Ein Thaler 20 Groschen. Item zwen paar Schuhe. Einer Schlieserin, Kinder-Magd oder Köchin. Zwei Thaler, Fünff Ellen allerley Leinwand, zwen paar Schuhe und einen Schleyer. Einer Vieh-Magd. und mittel Leinwand, Zwen p. Schuhe und Item einen Schleyer. jährlich zu erhalten.

Ratsmann Kolbe von Neustadt.

Es war an einem schneestürmischen Abend des Jahres 1586. Im Schützenkretscham am weißverschnitten Prudnikstrande zu Neustadt wimmelte es von Gästen. Kaufleute, Handwerker, Bauern und Bürger, Fußreisende, Reiter und Fuhrleute hielten sich in diesem geheizten Raume auf. Hier kämmtte sich der eine das Haupthaar, dort wuschte sich ein anderer den Schweiß von der Stirn, ein dritter reinigte seine Schuhe oder Reistiefel, hier plauderte eine Gruppe in altböhmischer Sprache, dort in polnischer und die Neustädter Bürger in ihrer deutschen Muttersprache. Ein Wirrwarr der Personen und Sprachen wie beim Turmbau zu Babel.

Am „Neustädter Ratstische“ ging es heute ungewöhnlich ruhig zu. Es saßen dort nur drei Personen beisammen, die geheimnisvolle Unterredungen führten. Im Flüstertone bewegte sich ihre Unterhaltung. Spannende Erregung lag auf ihren Gesichtern, die sich um so mehr steigerte, je länger sie den Worten ihres Ältesten lauschten.

„Ich kann's nicht verstehen,“ sagte er, „daß man den Kürschnermeister Kolbe in den Rat gewählt hat. Das war bestimmt der ärgste Mißgriff, den unsere Bürger je getan! Ich kann mich von der Vorstellung nicht frei machen, daß er durch seine wohlberrechnende Freigebigkeit die Herzen der Bürger erobern will. Seitdem er die Zeisigmühle an der Prudnik besitzt, pfuscht er uns Bäckern ins Handwerk, mahlt unerlaubterweise das Korn und verkauft das Mehl weit unter dem festgesetzten Preise. Kein Wunder, wenn das Volk dann gegen die hohen Preise der Bäckerei murrte. Wir müssen seiner Mühle das Oberwasser nehmen; wir müssen ihn aus dem Ratsstuhle verdrängen. Wie ein trügerischer Mond leuchtet seine Menschlichkeit über unserer Stadt und versucht alles in ihren Bannkreis zu ziehen. Er muß gestürzt werden, oder Matthias Bilitzer, fährt wohl mit euren kühnen Gedanken, dereinst die Geschicke von Neustadt lenken zu wollen.“

Hier hielt Adam Lengsfeld, der Bäckerzunftmeister und Ratsmann,

in seiner Rede still. Stumme Blicke wechselten die drei Freunde. Darauf nahm der Stadtschreiber Bilißer das Wort:

„Reichtum und Ansehen verblenden immer noch unser Volk. Solange es nicht gelernt hat, Wesen und Erscheinung voneinander zu trennen, solange werden solch unfähige Menschen immer wieder in unseren Rat gewählt werden. Ich behaupte, und die Erfahrung hat's gelehrt, daß nur persönliche Tüchtigkeit die lebendige Seele der ganzen Stadtverwaltung sein kann. Darum folge ich dem Gebot der Stunde, eine drohende Gefahr von unserer Heimatstadt abwenden zu helfen. Und das Herz möget ihr mir aus der Brust reißen, wenn ich jemals meine Worte brechen sollte.“

Der Stadtschreiber hatte sich in Begeisterung geredet — sein jugendliches Antlitz glänzte.

Da trat ein alter Schenkdiener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande an den Ratstisch, setzte vor jeden ein mit Wein gefülltes Glas, und entfernte sich schweigend.

Der Bäckerzunftmeister, der Stadtschreiber und der wortkarge, aber tatkräftige Bürger Georg Krusch schlossen einen Treuebund, mit Schwüren beschwert, zum Schutze ihrer lieben Vaterstadt. Darauf ergriffen sie die Gläser, und die beiden Freunde riefen ihrem Oberhaupte, dem Stadtschreiber zu: „Ein Prosit unserem zukünftigen Bürgermeister! Prosit, Matthias Bilißer!“

Und über das Antlitz des Stadtschreibers flog ein Hauch freudiger Wärme. Er dachte in diesem Augenblick: Nur Martin Kolbe aus dem Ratstuhle verdrängen, dann mußte der trügerische Mond erbleichen, und die lebenswahre Sonne über Neustadt wieder aufgehen — — —

* * *

In der darauf folgenden Christwoche finden wir die drei Freunde im großen Saale des Rathauses, wo sich der Senat zu einer wichtigen Sitzung versammelt hatte. Unter den Ratsherren, die auf ihren gepolsterten Ratsthühlen saßen, bemerkte man auch Adam Lengsfeld und Martin Kolbe. Der Stadtschreiber saß am Verhandlungstische neben dem Bürgermeister. Natürlich hatten sich auch neugierige Zuhörer eingefunden, darunter Georg Krusch und die beiden Söhne Kolbes. Jeder kannte den Streit, der zwischen Martin Kolbe und der Bäckerinnung bestand. Heute sollte eine Einigung getroffen werden. Man wartete darauf mit Spannung. Da ertönte das Versammlungsglöcklein. Nach der üblichen Eröffnung brachte der Bürgermeister den genannten Streitfall zur Sprache, indem er die Beschwerdeschrift der Neustädter Bäcker vorlas, darin die Genannten den Senat bitten, auf den Kürschner Martin Kolbe dahin zu wirken, daß dieser den unbefugten Mehlhandel sofort aufgebe, widrigenfalls das Schreiben an die Bäckerzunft in Breslau und an den Landeshauptmann in Oppeln weitergereicht werden müßte. Der Bürgermeister fragte den Ratsherrn im Namen des Senats an, ob er diese Forderungen beachten wolle.

„Forderungen mögen die Bäcker stellen, soviel sie wollen, allein ich zweifle sehr, daß ich sie erfülle.“

Um des Beschuldigten schmale Lippen spielte ein höhnisches Lächeln, das dem Rathsherrn Lengsfeld nicht entging.

„Ihr müßt es tun, Martin Kolbe!“ sprach dieser, „unsere Statuten verlangen's.“

„Was kümmern mich eure alten, modernen Statuten! Was vor hundert Jahren als Gesetz anerkannt worden ist, geht uns heute nichts mehr an. Mit den Menschen ändern sich auch die Gesetze.“

„Gott sein uns gnädig!“ sprach Lengsfeld mit verächtlichem Lächeln. „Gott möge uns bewahren vor solchen Volksbeglückern, wie Ihr einer seid! Dann hätten wir Gesetze zum Schutze der Selbstsucht und Habgier! Gott möge uns davor bewahren!“

Eine Unruhe bemächtigte sich der Anwesenden. Alles starrte einander fragend an. Diese dumpfe, quälende Stimmung benutzte Martin Kolbe, um das Feuer der Entrüstung gegen den Senat unter den Zuhörern zu schüren. Er brachte seine Klage mit lauter Stimme vor:

„Als Rathsherr klage ich an im Namen der Bürgerschaft die Bäcker- und Fleischerinnung, die für ihre Waren unerlaubte Preise verlangen.“

„Unerlaubt!“ schrie Lengsfeld. „Martin Kolbe, Ihr lügt! Unsere Preise sind statutengemäß. Nur Ihr verkauft als Kürschnermeister das Mehl billiger, der Müller zu Jassen und Euer Sunstgenosse Mathes Elsner. Ihr seid nicht wert, daß man Euch einen Ratsstuhl gegeben!“

„Hinaus mit ihm! Hinaus mit diesem ehrlosen Schurken!“ schrie plötzlich eine Stimme. „Bürger von Neustadt, ihr habt's gehört!“ Und mit Blitzesschnelle hatte sich Georg Krusch durch die erregte Volksmenge an den Ratsstuhl Martin Kolbes gedrängt, den er mit fester Hand ergriff, um ihn aus dem Rate zu entfernen.

Alle Beruhigungsversuche des Bürgermeisters waren vergeblich, denn seine Worte verhallten im wüsten Lärm.

„Zu Hilfe!“ rief Martin Kolbe, der sich verzweifelt zu wehren versuchte.

„Ja, rufe nur, einem Schurken steht niemand bei! Du kannst in deiner Zeißigmühle an dein Schicksal denken!“

Im selben Augenblick stürzten sich die beiden Söhne des Rathsherrn auf die Bedränger ihres Vaters. Matthias Bilizer wurde in diesem Handgemenge von einem der Söhne mit Säusten geschlagen, als er seinem Freunde Krusch helfen wollte. Es wäre zu einer blutigen Prügelei gekommen, wenn nicht einige besonnene, handfeste Bürger dem Kampfe ein jähes Ende bereitet hätten. Man legte die Söhne Kolbes in Fesseln und warf sie in das Stadtgefängnis. Und Martin Kolbe, verdrängt aus dem Ratsstuhle auf Lebenszeit, begab sich zitternd vor Aufregung nach dem Schützenkretscham am weißverschneiten Prudnikstrande, um am „Neustädter Ratsstisch“ seine Rachepläne zu schmieden. Die Sieger aber gingen in das Haus des Bürgers Georg Krusch, der gerade an der Reihe war, Bier auszuschenken. Hier wie dort lichteten sich allmählich die Schleier der Zukunft.

*

*

*

Die Weihnachtsglocken klangen durch die stille, winterliche Stadt und riefen die Bürger zum Festgottesdienste. Auf dem Friedhofe standen zur selben Zeit zwei Verbrecher im Halseisen, mit Spieß und Stangen in Ketten wie Hunde eingeschnüdet. Es waren die Söhne Kolbes, die dort wie Diebe, Mörder zum Rad verurteilt, ihre Freveltat büßen mußten. Erbittert über diese grausame Strafe beschwerte sich Martin Kolbe bei der Schlesiſchen Kammer, beim Bischof Andreas als Oberlandeshauptmann und selbst beim Deutschen Kaiser. Martin Kolbe brachte es fertig, freiwillig in der großen Kälte neben seinen Söhnen zu stehen. Viele frommen Herzen von Adel und Bürgerschaft, die diese Tyrannei gesehen, begannen zu weinen. Sie konnten den Anblick der blaßverstörten, von innerem Schmerz und Leid zeugenden Gesichter nicht vertragen. Noch unerträglicher als Freiheitsberaubung und öffentliche Ehrenschändung war für die Familie Kolbe der Gedanke, daß die Feinde mit höhnischem Frohlocken an dieser Stätte vorübergehen könnten. Auch diese Qual sollte Martin Kolbe nicht erspart bleiben. Als die hellen Kirchenglocken das Ende des Gottesdienstes verkündeten, ging Georg Krusch auf den Friedhof, um sich als Sieger am Anblick der Besiegten zu weiden.

* * *

Viele Jahre waren seit jener verhängnisvollen Ratsſitzung vergangen. Leuchtend stieg an einem Februararmorgen des Jahres 1599 die Sonne am Himmel empor, und ihre ersten Strahlen fanden die Neustädter Bürger schon in munterer Bewegung. Als Matthias Bilizer aus seinem Hause auf den Marktplatz trat, eilte ihm Georg Krusch entgegen:

„Heil dem neugewählten Bürgermeister von Neustadt! Endlich ist der trügerische Mond verblichen, endlich darf die Sonne wieder über Neustadt scheinen.“

„Noch ist der Sieg nicht unser!“ gab Bilizer zur Antwort. Noch ist die Bestätigung meiner Wahl von der Schlesiſchen Kammer nicht eingetroffen. Noch immer kann der Todfeind unser Glück zerstören. Wohl haben die Kammer und der Oberlandeshauptmann dessen Beschwerdeſchriften abgewiesen, aber es fehlt noch die Nachricht, der Entſcheid des Deutschen Kaisers, an den er sich auch gewandt hatte. Ein günstiger Beschluß aus Wien kann uns alle von unserer Höhe stürzen.“

Und Matthias Bilizer begab sich in seiner schwarzen Amtstracht nach dem großen Sitzungsſaale des Rathauses, wo der Senat sich zum Dingtage bereits vollzählig versammelt hatte. Unter den Zuhörern bemerkte man auch Martin Kolbe, deſſen Geſicht deutliche Spuren innerer Kämpfe und Leiden zeigte. Nur an eine Hoffnung klammerte sich sein zerrüttetes Leben. Er hatte sich an eine Wand gelehnt und ſchaute traumverloren in den lichtgedämpften Raum. Er schien nicht die Worte des Bürgermeisters zu hören. Seine Gedanken weilten ja in Wien. Als der Verſammlungsleiter zum zweiten Male seinen Namen rief, hob er erschreckt seinen Kopf und ging an den Verhandlungstisch. Alles ſchaute verwundert auf den einst so stolzen, hochgemuten Ratsherrn, der heute mit trozigem, feindlichem

Blick den Stadtschreiber Bilizer zu durchbohren schien. Aus seinen Augen sprühte tödlicher Haß, den der Stadtschreiber mit einem mitleidigen Lächeln erwiderte.

„Kürschnermeister Martin Kolbe,“ begann der Bürgermeister zu reden, „nehmt hin mit diesem Schreiben Euer Schicksal. Und Ihr, Stadtschreiber Mathias Bilizer, den wohlverdienten Lorbeer Eurer segensreichen Arbeit.“

„Wohlan,“ sprach heiter lächelnd Bilizer, „ich danke den Neustädter Ratsherren für das große Vertrauen, der Bürgerschaft und der Schlesischen Kammer, die mich mit dem wichtigen, schweren Posten eines Stadtoberhauptes betrauen. Gleichzeitig gelobe ich meiner Vaterstadt unverbrüchliche Treue.“

Und alle Herzen jubelten ihm zu.

Siehe, leuchtend tauchte der junge Tag empor. Der Sonne früheste Strahlen brachen in diesen Raum und küßten glänzend die Stirn des Hochgepriesenen, während Martin Kolbe gebrochenen Herzens vor der Sonne fliehen mußte.

Eine oberschlesische Erzählung von Joseph Michna.
Sundort: Ostdeutsche Morgenpost. Jahrgang 1926 Nr. 86.

Das große Meißner Schützenfest von 1612.

Im Bischofslande Meiße regierte von 1608—24 der Bruder des Kaisers Ferdinand II., Erzherzog Karl, bekannt als Gründer des „Gymnasium Carolinum“. Er wurde 1612 vom Räte seiner Residenzstadt Meiße gebeten, ein öffentliches Freischießen auf den Sonntag vor Bartholomä (den 19. August) auszusprechen. Nach der noch vorhandenen Einladung waren dreierlei Waffenübungen angeordnet:

1. Ein Freischießen aus der Büchse ins freie Feld und aus freier Hand nach einem Mann von 4 $\frac{1}{2}$ Ellen¹⁾ Höhe.

2. Ein Freischießen aus der Armbrust mit stumpfen Bolzen, drei Schuß nach je drei Vögeln auf der Stange auf eine Entfernung von 55 Ellen.

3. Ein Armbrustschießen nach einer dreieckigen Wand auf eine Entfernung von 120 Ellen.

Als Preise waren wertvolle Becher und Fähnchen ausgesetzt. Sieben- und fünfzig Städten war diese Einladung zugegangen. Die Mehrzahl schickte auch wirklich ihre Vertreter. Hohe Bedeutung und prächtigen Glanz erhielt das Fest aber erst durch die Fürstlichkeiten, deren Einladung sich der Bischof persönlich vorbehalten hatte. Seinem Wunsche folgten der Kurfürst von Brandenburg Johann Sigismund und die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Münsterberg.

Am Sonnabend vor dem Feste kamen die Gäste an und wurden feierlich eingeholt und begrüßt. Besondere Ehre widerfuhr den Breslauer Schützen. Ihnen schickte der Rat eigene geschmückte Wagen entgegen. An der Spitze des Einzuges ritt ein buntgekleideter Trompeter, welcher

¹⁾ Eine Meißner Elle = 62 cm.

wacker aufblies und eine rotweiße Fahne mit dem Neisser Stadtwappen schwang. Sie wurden in ihre Quartiere geleitet, wo ihnen von vier Abgeordneten vier Krüge Muskateller und sechs Kannen guten Ungarweins unter einem entsprechenden Willkommensspruch überbracht wurden, wofür sich die Breslauer mit einem ehrlichen Trinkgelde bedankten.

In aller Frühe des 19. Augusts wurden die Schützen durch Ausrufer und Trommelschlag zur Begrüßung und Beratung ins Schießhaus vor dem Brüdertore eingeladen. In zierlicher und wohlgelesener Rede entbot hier der Bürgermeister Kaspar Gebauer, ein gelehrter Mann, den Versammelten Gruß und Willkommen. Wie damals Sitte, so entbehrte auch seine Rede nicht des gelehrten Prunkes. Davon eine Probe: Schon die alten Chaldäer pflegten gute Nachbarschaft; die Perler beschenkten ihre Freunde mit Präsenten. Von ihnen kam die Sitte über die Griechen zu den Römern, an welchen sich ganz besonders die Pflege treumeinender Freundschaft beweisen läßt. Denn wie im Cicero zu lesen ist:

„Concordia klein Ding macht groß,
Discordia, die gibt einen Stoß
und tut groß Freundschaften und Sachen
zunicht und ganz zerbrochen machen.“

Während der Beratung im Schützenhaus ordnete sich auf dem Ringe der Festzug. Hinter der Bürgerwehr schritten vierzehn vornehme Neisser Bürgeröhne, welche die Preise für das bevorstehende Schießen trugen. Den Knaben zur Seite gingen die lehtjähigen Neisser Schützenkönige der Büchse und der Armbrust, dann folgten die Hanswürste oder Pritschenmeister, hinter ihnen vier Zieler und vier Scheibenträger, darauf die Musiker und die Schützen, am Schluß die aus dem Bischofslande und aus der festgebenden Stadt. Draußen auf dem Anger löste sich der Zug auf. Für jede Stadt war eine Baude errichtet, die mit dem betreffenden Wappen geschmückt war.

Bald verkündete Trompetengeschmetter das Nahen des prächtigen Aufzuges des Bischofs und seiner Gäste. Die Herrschaften begaben sich ins Schützenhaus und sahen vom Erker und von den Fenstern aus dem fröhlichen Treiben zu ihren Füßen zu. Nach kurzer Beratung über die jedem Schützen zustehende Schußzahl gab der Bischof den Befehl, die Schützen aufzufordern, sich in die Teilnehmerliste einzutragen und ihr Zulegegeld zu entrichten.

Endlich, gegen zwei Uhr, eröffnete der Bischof das mit fieberhafter Ungeduld erwartete Freischießen. Er gab eigenhändig drei Freischüsse ab, von denen zweie trafen, dann seine drei Pflichtschüsse, die sämtlich in die Scheibe fuhren. Nach ihm schoß der Kurfürst, der einen fehlte. Nach den fürstlichen Gästen kam die Reihe an die Städter. Vierunddreißig Orte mit einhundertsiebenundsiebzig Vertretern hatten sich einschreiben lassen. Von ihnen sollen nur Wien, Passau, Olmütz, Bauzen, Leobschütz, Oberglogau, Patzschau und Ottmachau genannt werden. Das Freischießen und das Gleichschießen, das heißt die Entscheidung über die gleichen Schüsse, dauerte bis Dienstag nachmittag. Manche Schützen trafen nichts, weil ihnen reichlicher Weingenuß die Sicherheit genommen hatte.

Den ersten Gewinn von den zahlreichen Preisen, die der Bischof persönlich im Beisein der Fürsten und unter dem Zulauf der schaulustigen Menge verteilte, erhielt ein Schütze aus Jägerndorf, nämlich einen silbernen Becher mit reicher Vergoldung, der 50 Dukaten wert war. Daran hing noch ein roter Beutel mit 50 Dukaten Inhalt. In umständlicher Weise bedankte sich der glückliche Gewinner beim Bischof, wofür er ein großes Glas spanischen Weines erhielt. Muß schon ein tüchtiger Humpen gewesen sein, oder der damit Bedachte war noch ein Novize im Orden des heiligen Sebastian; denn neunmal setzte er an, und erst als ihm der Kurfürst einen Bissen Brot zur Stärkung reichen ließ, gelang ihm unter den Ermunterungsrufen der Umgebung der Trunk bis zur Neige.

An jedem Abend erwartete die Bürgerschaft den Schluß des Schießens draußen auf dem Festplatze. Glocke acht wurden die Schützen von der Miliz in die Stadt geleitet.

Nach Beendigung des Büchsen-schießens traten sofort die Armbrustschützen in die Schranken. Drei Vögel wurden nebeneinander auf einer Stange befestigt. „Den Vogel schossen ab“ ein Patzkauer, ein Bürger aus Weidenau und ein Büchsenmacher aus Schweidnitz. Das Schießen mit der Armbrust währte vom Dienstag bis über den kommenden Sonntag hinaus. Am Montag begann auch das dritte Freischießen nach der dreieckigen Scheibe, dessen Hauptgewinn einem Breslauer Schuster zufiel.

Die hier geschilderten Veranstaltungen waren aber nicht die einzigen, die während der Festwoche stattfanden. Die Schützen, die nicht am großen Schießen beteiligt waren, maßen sich in kleineren Wettkämpfen. Außerdem sorgten ein Feuerwerk, Gastmähler und zahlreiche Volksbelustigungen für die nötige Kurzweil. So hatte der Rat auf dem Anger eine 40 Ellen hohe Kletterstange errichten lassen. Diese war recht sauberlich und glatt gehobelt, unten noch zu allem Überfluß mit Seife bestrichen. Als Gewinne hingen oben etliche Ellen von rotweißem Taffet, ein Paar feine Schuhe und an der Spitze eine lange Straußenfeder und einige gelbe Fähnlein. Viele versuchten ihre Kunst, die wenigsten kamen bis zur Hälfte der Stange hinauf. Am Morgen des 21. aber, als die Stange noch naß vom Nebel war, stieg ein vierzehnjähriger Bube bis an die Spitze und holte sämtliche Gewinne herunter. Mit Trommeln und Pfeifen wurde er in die Stadt und ins Schloß geleitet, wo er dem Bischof und den Fürsten vorgestellt wurde.

Großen Zulauf hatten die Pritschenmeister, welche innerhalb eines abgegrenzten Platzes eine Bühne aufgeschlagen hatten und durch ihre drolligen Gefänge und derben Späße die Volksmenge herbeilockten. Und wagte sich ein tölpelhafter Bauer oder ein vorwichtiger Junge in ihren nächsten Bereich, so wurde er zu allgemeiner Schadenfreude gehörig verpritscht. Auf dem Neisser Freischießen war auch Gelegenheit geboten, sein Glück auf der Kegelbahn zu erproben. In dreien schob man um Zinnbecher, in der vierten aber um lebendige Ochsen, deren 22 an der Zahl als Gewinne ausgesetzt waren. Der Einsatz betrug hier 40 Taler oder 21 Dukaten. Auch der Bischof und die Fürsten beteiligten sich an dem

Ochsenkegeln. In einer Baude warf man mit Messingkugeln nach einer Bauerngestalt. Wer in das offene Maul traf, gewann einen Sinnbecher.

Auf dem Schießplatz waren zwei Keller für Bier und Wein hergerichtet. Zwei Maultiere hatten vollauf zu tun, um Eis aus der Stadt auf den Platz zu schaffen. Die Schützen erhielten Freibier, das aus drei Brauereien stammte und so vorzüglich war, daß es fast das Schweidnitzer Schöpsenbier beschämte. Daß vor allem aber der Wein in Strömen floß, braucht uns nicht gerade zu verwundern. Verdankte doch Neisse seinen Reichtum größtenteils dem umfangreichen Handel mit ungarischen und österreichischen Weinen. Unter den Trink- und Spielbauden stand auch eine Garküche der Neisser Fleischerzunft, wo man für billiges Geld vorzügliche Speisen und Getränke erhielt. Damit kein Gast übervorteilt werden konnte, führten hier der Innungsälteste und ein Schöffe strenge Aufsicht. Überhaupt scheint es an nichts gefehlt zu haben, um den Schützen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Das Neisser Freischießen fand bald Nachahmungen. Ehe aber die Schützenfeste ins Maßlose auswuchsen, kam der verderbliche Dreißigjährige Krieg, der mit der Vernichtung von Handel und Wandel auch Bürgerfitten und Bürgerfreude auf lange, lange Zeit lahmlegte.

Maximilian Stoschek.

Aus: Wälderrauschen und Hammerschlag. Diesterweg, Frankfurt.

Der 30jährige Krieg in Oberschlesien.

I. Markgraf Georg von Brandenburg.

Dem protestantischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Ansbach war 1617 der Besitz seiner Herrschaften Oderberg und Beuthen O.-S. streitig gemacht worden. Ja, man streckte schon den Arm nach seinem Herzogtum Jägerndorf aus.

Am 22. Januar 1621 wurde er in die Reichsacht und seiner Länder verlustig erklärt.

Am Osterabend 1621 nahm er Neisse ein, zwang der Stadt und dem Domherrn große Summen ab, eroberte Glatz und durchschwärmte mit seinen Truppen, die man „Brandenburger“ nannte, ganz Oberschlesien.

Auch das Kloster Rauden wurde heimgesucht und gänzlich ausgeplündert.

Alle Zimmer und Keller riß man auf, bemächtigte sich der Vorräte an Lebensmitteln, Wein und Bier, warf Fenster, Öfen, Bilder in Stücke, kurz, vernichtete alles, was zum Mitnehmen nicht wertvoll genug erschien.

Von hier zog er an die Grenze Ungarns, wo er mit Bethlen Gabor in Verbindung trat. Da dieser aber von ihm abfiel, kämpfte der Markgraf allein gegen die kaiserlichen Truppen.

In einem fünftägigen Kampfe bei Teschen verlor er sein Korps und floh zu Bethlen Gabor.

1623 fiel er nochmals in Oberschlesien ein, und es schien, als solle er große Fortschritte machen, besonders da Beshlen wieder vom Kaiser abgefallen war.

Aber Johann Georg starb 1624 zu Leutischen in Oberungarn.

II. In Rauden.

Die wilden mansfeldischen Kriegsscharen, welche aus dänischen und andern Truppen bestanden, und im Herbst 1626 in Oberschlesien vordrangen, kamen auch in unsere Gegend. Hier bedrängten sie besonders die Stadt Gleiwitz hart und plünderten das Kloster Rauden vollkommen aus.

Dr. Potthast a. a. O.

III. Die Mansfelder vor Gleiwitz.

1626.

1. Die Mansfelder waren da. Durch den Wald waren sie gezogen gekommen: Wagen um Wagen, Söldner, Frauen und Kinder, eine bunte Menge. Zelte hatten sie rings um die Stadt aufgeschlagen. Die Lagerfeuer loderten in die neblige Luft.

Feldschlangen fuhren auf. Die Feinde verschanzten sich und stellten Mörser hinter den Wällen auf. Bis zum Abend entfalteten sie eine rege Tätigkeit. Als die Abend Schatten sich aber über das Land legten, da lagerten die Mansfelder um die Wachtfeuer, und rauhe Kriegsweisen schallten durch den dicken Schleier, der rings den Wiesen und Mooren entstieg, zu der Stadt hinüber.

2. In Gleiwitz hatte man am Tage viel geschaffen. Die Tore waren alle fest verrammelt, die Brücken hochgezogen. Das Wasser im Wallgraben lag wie ein glänzendes Band um die Stadt. Die Verteidigungsgeschütze spähten aus den Scharten der Mauer hinaus in das Land. Auf den Mauern hielten tapfere Männer Wache.

Jetzt, als die Nacht ihr dunkles Tuch ausbreitete, war alles still. Es schien wenigstens so. Aber die Augen der Wachtposten lugten hinaus zu den Feuern der Mansfelder, ob sich nichts bewege. Alles war in Ruhe. Klirrenden Schrittes zog die neue Mauerwache auf. Manches Fenster öffnete sich. Eine blasser Frau schaute hinaus in Bangigkeit um ihren Mann, der dort hoch oben mit bereit gehaltener Muskete auf der Mauer schritt.

Der Morgen graute ins Thal. Alle Wehrmänner von Gleiwitz standen auf der Mauer, aber die Mansfelder regten sich nicht. Die Bürger waren guten Mutes. „Will uns der Mansfeld aushungern lassen?“ war die hange Frage, die von Mund zu Mund ging. Die Mansfelder schienen zu überlegen, wie sie die Stadt angreifen sollten. Tage vergingen. Nur einige Schüsse wurden gewechselt.

3. Es war am frühen Morgen. Die Wehrmänner standen auf der Stadtmauer und sahen den Feind gegen die Beuthener Pforte ausrücken. Da — die Mörser der Stadt wurden mit dumpfem Knalle laut, und ein Hagel von Geschossen schlug in die Reihen der Angreifer. Die wandten

sich zur Flucht, kehrten aber verstärkt zu neuem Ansturme zurück. Sie führten Feldschlangen mit, die bald den Mörsern der Stadt antworteten. Der Donner der Geschütze erfüllte die Luft.

„Feuer, Feuer!“ scholl es durch die Stadt. Hoch oben auf der Pfarrkirche saß der rote Hahn. Funken stoben auf; das Feuer fraß mit gieriger Wut um sich. Ein Zittern und Schwanken ging durch den mächtigen Körper der Kirche, und mit Donnergekrach fiel der Turm, über den Kirchhof hinweg, und die große Glocke zerschellte auf dem Pflaster. Man versuchte, das Feuer zu löschen. Die Feuerspritze wurde angefahren, die Löschheimer wurden geschwungen. Alles half nichts. Hilflos mußt die Bürger zusehen, wie die letzte Schindel vom Feuer verzehrt wurde. Das Gebälk stürzte in Rauch und Flammen zusammen. Große Verwirrung herrschte in der Stadt.

4. Die Mansfelder hatten die Wirkung ihrer Geschosse gesehen, und mit tollem Mut schleppten sie Leitern herbei, durchschwammen den Wallgraben und legten die Leitern an der Stadtmauer an. Bald schaute da und dort der Kopf eines Feindes über die Mauer. Mit Kolben und Streitaxt wurden die unliebsamen Gäste begrüßt. Doch immer mehr Mansfelder drängten hinauf. Einer half dem andern beim Erklettern der Mauer. Schuß auf Schuß fuhr in ihre Reihen hinein. Mächtige Steine fielen auf sie, Balken zermalnten ihre Leiber. Aber neue Männer traten in die Lücken. Ein wilder Schlachtgesang tönte schreckenerregend an der Stadtmauer entlang. Immer mehr Köpfe tauchten über der Mauerkrone auf, immer wilder wurde der Kampf. Überall sah man geschwärzte, erhitzte, von Wut verzerrte Gesichter.

Da — ein Strom von heißer Hirse — wieder einer von glühendem Pech — unausgesetzt erhielten die Mansfelder aus Frauenhänden eine Salve nach der andern über Kopf und Körper. Sie stürzten von den Leitern und fielen klatschend in das Wasser, das ihnen zum feuchten Grabe wurde. Die Leichen türmten sich auf, mehr und mehr. Die Lebenden flohen, und manchen Feind traf auch auf der Flucht die Kugel eines Verteidigers. Ein großer Ansturm war glücklich abgeschlagen, nicht zuletzt mit Hilfe der Frauen, die in den drei Brauereien den Trunk aus Hirse und Pech bereitet hatten, der dem Feinde so schlecht munden sollte.

5. Die Stadt ging einem traurigen Schicksal entgegen. Die Breschen in der Stadtmauer klafften, und die Sandsäcke beseitigten nur notdürftig den Schaden. Pulver und Kugeln begannen auszugehen. Die Kessel der Brauhäuser waren leer. Tote und Verwundete lagen in den Häusern. Und draußen — da setzten sich wieder die dunklen Massen in Bewegung, die nach dem Besitz der Stadt lechzten.

Mit dem Mute der Verzweiflung sahen die Verteidiger dem Angriff entgegen. Die Zünder wurden an die Geschütze gelegt. Ihr Donner erdröhte. Die Mansfelder blieben die Antwort nicht schuldig und drangen unaufhaltsam gegen die Stadt vor. Von allen Seiten drangen sie heran. Ihre Haufen lösten sich. Die Reiter sprangen von den Pferden. Die Stadt war umzingelt. Gegen das Weiße Tor hämmerten Beilhiebe; auf der andern Seite suchte man das Schwarze Tor einzurammen. Die Sturm-

leitern wuchsen wieder an der Mauer hinauf. Wilde Gesichter erschienen über der Mauer, mit Hohnlachen und Geschrei. Die Schüsse der Verteidiger wurden immer vereinzelter. Kein Pulver — keine Kugeln — viele Mannen tot. Da sieh! Es rennt durch die Straßen, Frauen und Kinder. Heugabeln, Dreschflegel, Streitkolben, Sensen schleppen sie an die Mauern heran. Frischer Mut belebt die müden Verteidiger. Die Sensen, Dreschflegel und Streitkolben sausen auf die Feinde herab, die Heugabeln bohren sich in ihre Leiber. Mauerstücke werden losgerissen und gegen die Eindringlinge geschleudert. Doch der Feind ist zäh und will nicht weichen.

6. Oben auf der Mauer bei dem Tore, das der Mansfeldische Hauptmann Müller berannte, stand der Bürger Hajok. Mit kühnem Mute hatte er jeden Angriff abgewiesen. Nun hatte er alle Kugeln verschossen, und nur der Kolben der Muskete blieb ihm zur Wehr. Auf einmal strengte er sein Auge an. Richtig, dort unten stand der feindliche Hauptmann. Hajok seufzte; nicht eine einzige Kugel mehr im Lauf. Da kam ihm ein Gedanke. Mühsam schüttete er das letzte Pulver auf die Pfanne, riß seinen silbernen Knopf von seinem Rocke ab, lud damit die Flinte, zielte und drückte ab. Ein kurzer Knall — der Hauptmann stürzte tot zu Boden. Die Mansfelder wichen zurück, erneuerten aber in der Nacht den Angriff. Schon glaubten sich die Gleiwitzer verloren, da verschwand plötzlich der Feind, und am Morgen sah man nur sein leeres Lager. Die fromme Sage erzählt, die Erscheinung der Himmelsmutter hätte ihn in die Flucht gejagt, und zum Andenken daran führt Gleiwitz heute noch im Stadtwappen das Bild Mariens mit dem Jesusknaben und dem wallenden, schützenden Mantel.

Hugo Gnielczyf. Gefürzt.
Gnielczyf, Aus schweren Tagen. Phönix-Verlag, Berlin.

IV. Ein Bubenstreich¹⁾.

1.

Die Sonne war untergegangen, und Nebelschwaden lagerten auf den Wiesen. Die gute Stadt Groß-Strehlitz blickte ebenso verschlafen zum Sternenhimmel, wie auch heute noch. Alles schlummerte: Vogt und Henker, Stadtschreiber und „Ratmannen“, Seiler und „Töpfer“, Bader und Tuchmacher, Stadtknechte und Hirten, auch die seit gestern hier hausenden Weimarer Landsknechte, die bald wieder weiter wollten, um sich mit Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu vereinen.

Doch — halt . . . Da bei dem Oppelner Tor bewegt sich etwas. Sollte es der Torhüter, sollte es die Wache der Weimarer sein? . . .

Jetzt treten zwei Gestalten ins fahle Licht des Mondes: ein Riese und ein Zwerg. An des Langen Seite klirrt ein Seitengewehr, es quarrt ein Bandelier, es schimmern ein Paar bunte zerschlissene Hosen. Der andere, der Bucklige, hat sein Gesicht zu einer fürchterlichen Fratze verzerrt und zischelt dem Weimarer Musketier verheißende Worte ins Ohr, daß

¹⁾ Aus Päd. Warte, Osterwieck-Harz.

dessen kohlschwarze Augen hell aufflammen. Hörbar sind nur: . . . Himmelwiz . . . Nucius . . .

Der Landsknecht schlägt seine breite Riesenhand in die kleine des häßlichen Zwerges und lacht: „Also Morgen! . . . Drauf und dran in drei Teufels Namen! . . . Morgen . . . Hahaha . . .“

Der Söldner und der aus dem Zisterzienserkloster entlaufene Klosterbruder verschwinden im Schatten der Häuser, die mit schmalen Seiten nach den engen, schmutzigen Straßen schauen.

2.

„Deinem Heiland, deinem Lehrer,
deinem Hirten und Ernährer
Sion, stimm' ein Loblied an . . .“

Laut, rein und voll ertönt der fromme lateinische Gesang, das Lauda Sion, durch die Mönchszelle. Martin Versius¹⁾, der Abt des Himmelwizer Zisterzienserklosters, bringt dem Herrn ein Loblied dar. Wie ein Chor von jubelnden Lerchen steigt das Lied des Mannes in der weißen Kutte mit dem schwarzen Skapulier zum Himmel empor.

. . . . Preis' nach Kräften seine Würde“

Jäh bricht der Abt ab und wendet sein erzürntes Anlitz nach der Tür, die plötzlich laut und heftig aufgerissen wurde. Mit bleichen Wangen, mit erschreckten Zügen, mit weit aufgerissenen Augen starrt ihn der Bruder Pförtner an. Er will sprechen . . . stottert . . . hustet . . . weint. Endlich holpert es mühsam über seine blutleeren Lippen: „Die Wei . . . Weimarer . . . fort! . . . retten!“ . . .

Ein heißes Beben läuft an des Abtes Rücken entlang, läßt sein Herz stille stehn, läßt den ganzen Körper erzittern. Doch dann — strafft sich seine Gestalt. Fest stehen die Füße auf dem Boden, besonnen und tatkräftig blitzen die Augen. Ruhig und bestimmt hallen die Befehle durch das Kloster, und bald verschwinden die Mönche in den weißen Kutten im dunklen schützenden Walde.

3.

„Sappermentshund, höllische! Wollen's euch Weißröcken gesegnen, gesegnen mit „Kraut und Lot²⁾“.

So fluchte der riesige Musketier und machte mit großer Geschicklichkeit sein Feuerrohr schußbereit. Und das war keine leichte Arbeit. Er brachte mit der linken Hand, deren Daumen, Mittel- und Zeigefinger noch die brennende Lunte hielten, die Musketengabel unter die Schußwaffe, richtete mit dem Daumen der rechten Hand seine Waffe, deckte mit den andern Fingern die Zündpfanne, entzündete das Pulver und — laut und dröhnend krachte der Schuß. Während die Genossen den Schützen lobten, beschüttete er die Pfanne mit frischem Zündkraut, schloß sie, brachte eine neue Pulverladung in den Lauf, stopfte die Kugel und zuletzt den Pfropfen nach. —

¹⁾ 1624—1631.

²⁾ Pulver und Blei.

Der Schuß war verhallt, und das Kloster lag in tiefster Ruhe da. Nichts bewegte sich.

„Entwischt! Sie sind entwischt!“ knirschte der bucklige Zwerg.

Fluchend und johlend setzte sich die Horde — Weimarer und Groß-Strehliker Bürger — in Bewegung.

Doran schritt mit geschulterter Muskete der lange Musketier, hinten nach humpelte geifernd und schäumend der häßliche Krüppel. Mit wuchtigen Schlägen wurde das Thor aufgerammt. Die Mehrzahl der Räuber fiel sofort über Kornböden, Vorratsräume, Fischbehälter und Teiche her. Zwei ungleiche Gestalten aber stürzten in die Kirche. Der kleine Bucklige hatte die ganze Kraft zusammengerafft, ächzte an der Seite des Musketiers und kreischte:

„Dorthin! Auf die Epistelseite des Hochaltars! Dorthin!“

Hier an der Mauer schlummerte den tiefsten Schlaf der 1620 gestorbene Abt Johannes Nucius, der einst als Komponist, Musiker und Dichter berühmt war.

Vier gierige Hände wühlten in seinem Sarge.

„Ha, da!“

Prüfend hob der Weimarer einen silbernen Bischofsstab empor.

„Hunderttausend Teufel!“

Laut schallend fiel das Abtzeichen zu Boden, war es doch nur aus ver-silbertem Holze.

Der Riese warf einen bösen Blick auf den Zwerg, dessen Augen stier ins Grab glokten, dessen Hände zitterten, dessen Herz wild hämmerte, dessen Atem kurz und stoßweise keuchte.

Das Grab war durchstößert.

Leer! —

Da — plötzlich — sprang ein Jubelruf über die Lippen des Kleinen. In bebenden Fingern hielt er einen breiten Ring. Ein Sonnenstrahl ließ ihn funkeln und gleißen, schillern und schimmern . . .

Langsam, von unten herauf, sah der Bucklige nach dem Weimarer. Doch bestürzt duckte er sich sofort. In tigerhafter Wildheit sprang der Riese auf den Zwerg und entriß ihm das kostbare Kleinod. Indes der verdorbene Zisterzienser sich wimmernd am Boden wälzte, prüfte der Lange den Ring. Er bekrachte ihn mit der Spitze seines Seitengewehres. Mit einem Ruck fielen die Arme des Musketiers herab. Das Seitengewehr klirrte am Boden, der unechte Ring rollte in eine Ecke.

In das wilde Gesicht des Landsknechts aber trat eine seltsame, eiserne Starrheit, die sich mit einem Zuge unendlichen Ekels mischte. Er warf einen kurzen Blick voll Verachtung auf den in Ohnmacht liegenden Krüppel und schritt davon. Bald darauf zogen die Plünderer ab. Hinter ihnen knarnten die mit dem Raub beladenen Wagen. Ein freches Lied gröhlend, marschierten sie in bester Laune Groß-Strehliß zu. Nur der riesige Musketier wuchtete in finsterem Schweigen den anderen voran.

4.

Die Landsknechte waren aus dem Lande gezogen, und die Mönche hausten wieder in den verödeten Räumen des Klosters. Abt Versius verklagte die Groß-Strehliker Bürger. Sie wurden verurteilt, 1500 Taler Schadenersatz zu zahlen. Sie gaben aber statt Geldes eine Glocke.

Gustav Hoffmann.

Was eine Münze aus alter Zeit erzählt.¹⁾

Auf meiner Vorderseite erblickst du einen Mann, der den Fürstentümern Oppeln und Ratibor nichts als Unheil gebracht hat. Im Dreißigjährigen Kriege war's. Wilde Landknechtsheere raubten und plünderten, brandschatzten und mordeten. Soldaten des Kaisers kämpften gegen die evangelischen Fürsten. Fürst Gabriel Bethlen von Siebenbürgen war ein falscher Mensch, der sich nur bereichern wollte. Sein Land an den Ufern der Maros und Aluta genügte ihm nicht. Er wollte immer mehr besitzen. Darum half er manchmal dem Kaiser, manchmal den Protestanten. Um 1623 war er der Freund des Kaisers. Deshalb verließ er Bethlen die obererschlesischen Fürstentümer Oppeln und Ratibor. Die Treue währte aber nur kurze Zeit, darum nahm ihm der Kaiser das obererschlesische Land wieder fort. Doch hatte die kurze Zeit genügt, den Siebenbürgner bei uns verhaßt zu machen. Er sog unser Heimatland aus, so viel es nur möglich war. So ließ er eine große Menge Geld prägen, das nur ganz, ganz wenig Silber oder Gold enthielt, dafür aber um so mehr Kupfer. „Heckenmünzen“ nannte sie das Volk. Auch ich bin eine von ihnen. Wir verloren immer mehr an Wert. Es war genau so wie in der Zeit eurer Geldentwertung. (Nach dem Kriege bis 1923.) Die Leute, die mit solchem Gelde schachteten oder schlechte Münzen prägten, nannte man „Kipper und Wipper“. Einer der schlimmsten von ihnen war der Mann mit den wilden Haaren und den verwegenen Gesichtszügen, den du auf meiner Vorderseite siehst.

Gustav Hoffmann.

Der kleine Trommler von Sübrunnen.

Aus dem Dreißigjährigen Kriege in Oberschlesien.

Don Gustav Hoffmann.

1.

„Uääh“ gähnte der Fährnrich laut, warf sich auf die linke Seite und schlief weiter. Die Beine des langen Kerls hatten im Bett keinen Platz und reichten ein beträchtliches Stück hinaus. Vor dem Bette trippelte Friß, ein kleiner, aber kräftiger fünfzehnjähriger Knabe ungeduldig von einem Fuß auf den andern. Nun faßte er beherzt Jörn, den langen Fährnrich, am Arme und schüttelte ihn kräftig. Ein neues „Uääh“ war die Folge. Der Holsteiner drehte sich auf die rechte Seite und schlief weiter, schlief und schnarchte.

¹⁾ Oberschlesischer Jugendfreund, Jahrgang 1925. Abbildung der Münze ebendort.

Aber im Nebenzimmer wurde es laut. Man hörte ein Bett knarren, man hörte jemanden aufstehen. Es war der Vater des Knaben. Der Fähnrich war hier einquartiert. Da faßte unser Fritzh die Trommel, die in der Ecke stand, und eilte schnell hinaus. Er rasste durch die menschenleeren Straßen, sprang an dem verschlafenen Torhüter der Stadt Groß-Strehlitz vorbei durch das eben geöffnete Krakauer Thor — und fiel der Länge nach in den Schmutz der Straße. Das ungewohnte Seitengewehr war ihm zwischen die Beine gekommen.

„He, Fritzh! Wohin? Wie kommst du zu Trommel und Landknechtskleid? Halt, halt Dieb!“ rief der alte Torwächter Martin. Aber unser Fritzh war schon längst quersfeldein gelaufen und verschnaupte nun hinter einem Gebüsch.

„Gelungen, geglückt!“ jauchzte es in ihm. Er war entwischt, ausgerissen, seinen Eltern davongelaufen. Der Fähnrich, der lange Jörn, hatte ihm versprochen, ihn als Trommler mitzunehmen. „Jetzt geht's in den Krieg, heijja, heijja!“

Eustig sumnte er ein Lied, das ihn die Weimarer gelehrt hatten und schlug dabei leise das Kalbfell der Trommel:

„Wie wir leben, so halten wir Haus,
morgen zieh'n wir wieder zum Land hinaus:
Drum Herr Wirt seid getrost, Ihr habt ein wenig Gäste,
Ihr wäret sie gerne los,
drum tragt frei auf und schreibt's an.
Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch,
das ist des Landsknechts Brauch:
Rechnen und reiten —, und zählen, wenn wir wiederkehren.“

2.

Terum, tum, tum, türllii, türllii, terem, tum, tum. Fritzh sprang hinter dem Gebüsch hervor: „Sie kommen, sie kommen!“ Die Trommeln dröhnten, die Flöten jauchzten, die Fahnen flatterten im Wind. Ja, sie kommen — voran der Hauptmann Cuno von Nassau! Der war doch ein stattlicher Herr! Wie er so gerade auf dem Rappen saß! Wie seine seidne Schärpe glänzte! Wie stolz die Federn seines Hutes wippten! O ja, Fritzh kannte ihn! Hatte er doch erst vor wenigen Tagen (18. Juli 1627) die Musterung über das Holfsteinische Regiment in Groß-Strehlitz abgehalten.

Fritzh ging raschen Schritts an die Straße, stellte sich nach Landsknechtsbrauch breitbeinig auf und erwartete so das Regiment. Nun war der Hauptmann heran. Fritzh stand stramm da, nahm den federgeschmückten Hut vom Kopfe und machte seine Ehrenbezeugung, so gut wie ein alter Landsknecht. Der stolze Mann auf dem schönen Pferd lächelte und hielt sein tänzelndes Tier an:

„Nun, Knirps, was willst du?“

„Herr Hauptmann, hab' gestern Handgeld genommen und bin Euer Gnaden Trommler bei der 3. Kompanie.“

Da wurde der Hauptmann wild und fluchte:

„Poß Donner und Blitz! Zum Teufel, was sollen wir mit dem Zwerg?“

„Jörn — Jörn!“ rief er laut und unmutig.

Langsam und ruhig schritt der lange, weißblonde Fähnrich heran. Sorge hatte er nicht, war er doch nach dem Hauptmann der höchste Offizier der Kompanie.

„Fähnrich, hast gestern im Rausch 'ne schöne Sache angericht'! Was soll uns das Milchgesicht von Trommler? Steck' ihn zum Troß, laß ihn bei den Weibern aufwaschen!“

Fritz wurde blutrot und biß sich die Lippen wund. Der lange Jörn aber sagte mit lauter Stimme, so daß es das ganze Fähnlein hören konnte: „Mitnichten, Herr Hauptmann! 's ist ein wackerer Bursch, der Fritz und wird seinen Mann besser stehen als der entlaufene Angsthas, der Pidder.“

Cuno von Nassau blickte lange und nachdenklich in die hellen Augen des Knaben, die sich langsam mit Tränen des Zorns füllten.

„Na, da bleibe! Aber, hunderttausend Donner! Ich lasse dich arkebusieren, wenn du heulst oder fortläufst!“

Mit vor Erregung zitternder Stimme antwortete Fritz: „Herr Hauptmann, da müßt' es schon schlimm kommen. Da müßten Euer Gnaden schon selbst fliehen, sonst nicht.“

Der Hauptmann lächelte leicht und gab seinem unruhigen Hengst den Zügel frei. Fritz aber marschierte stolz vor seinem Fähnrich und schlug so wild die Trommel, daß man meinte, das Kalbsfell müsse jeden Augenblick plagen. In Rotten und Reihen marschierten die Landsknechte nach Rosenberg zu. Zwischen Rotten und Gliedern hielten sie immer einen Abstand von zwei Schritt, daß sich jeder nach allen Seiten frei bewegen konnte.

3.

Die Kompanie des Hauptmanns Cuno von Nassau hatte sich mit ihrem Regiment vereinigt, und das Ganze marschierte unter Anführung des Herzogs Adolf von Holstein durch die dichten Waldungen östlich von Guttentag und befand sich jetzt südöstlich von Rosenberg in der Nähe von Schierokau. Wallenstein hatte es den Polen gegen den Schwedenkönig Gustav Adolf zu Hilfe geschickt. Die Holsteiner trotteten sorglos — ohne Vorposten, ohne Sicherung — dahin. Sie lachten, fluchten, rauchten Tabak und sangen. Nur der Pfeifer, der neben Fritz schritt, meinte: „Unser Herzog ist noch immer so unvorsichtig wie früher. Hunderttausend Donner! War 'ne verdammte Zucht voriges Jahr! Lagen da im Quartier in Neukirchen in Österreich und fochten gegen die tollen Bauernhunde. Überfielen uns diese Teufelskerle mitten in der Nacht und schlugen das halbe Regiment tot. Der Herzog floh im Hemd. Haha! Sapperment! War 'ne verteuflerte Nacht! Mich hätte der Schwarze . . .“

Bumm — bumm.

Zwei Schüsse fielen dicht hintereinander. Harte Kommandoworte wurden laut, Trommeln wirbelten. Pfeifen gellten. Schwerter klirrten,

Man war auf den Vortrupp der aus Oberschlesien vertriebenen Dänen gestoßen, die nach Norden abzogen. Das Regiment des Herzogs Adolf ließ es aber zu keinem Gefecht kommen, sondern eilte auf Pittsch zu. Es rückte über den Pittschner Damm und nahm in „Diethelowitz“ (Seidwitz) und „Lübrunnen“ (Dupine) Quartier. Das Fähnlein, in dem unser Fritz das Kalbfell schlug, kam nach dem letzten Orte. Mit dem Pfeifer und dem langen Jörn zog er in dasselbe Bauernhaus; denn Fähnrich und Spielleute hatten in demselben Quartier zu wohnen.

4.

Der letzte Vogel war verstummt. Dämmerung hatte ihren grauen Mantel über Wälder und Wiesen, über Hügel und Dörfer gebreitet. Da huschte es aus dem Dunkel der finster starrenden Sichten. Da klirrten heimlich Picken und Hellebarden, Schwerter und Partisanen. Leise wieherte ein Hengst . . . Ein halbhunterdrückter Fluch wurde hörbar. . . .

Plötzlich schmetterte eine Trompete gell durch die Nacht.

Die wilde Jagd! Ei, wie sie sauste! Wie sie krachten: die Musketen, Arkebusen und Dragons! Jetzt dröhnte der Schuß eines Falkonetts (kleines Geschütz). Man hörte Fluchen und Jammern, grelle Todeschreie von Mensch und Tier . . . Prasseln und Bersten . . .

Aus Rauch und Qualm stürzt, halbbeleidet, das Schwert in der Faust, Cuno von Nassau hervor. Kaum gerettet, fallen schon drei dänische Dragoner über den Hauptmann her.

„Gib dich gefangen, Sohn der Hölle!“ Doch der Nassauer haut verzweifelt auf die Feinde ein, trifft des einen Roß in den Hals, daß es stöhnend zusammenbricht. Wuchtig holt der zweite Däne zum tödlichen Schlage aus . . . Im nächsten Augenblick muß das Schwert die Stirn des Hauptmanns zerschmettern . . . Da .. mit dumpfem Wehlaut fällt der feindliche Reiter zurück. Eine Trommel — geschickt geschleudert — hat ihm die Nase zertrümmert, die Wange zerfetzt. In mächtigen Sätzen springt jetzt der lange Fähnrich heran und rettet mit Riesenhieben den blutbedeckten Hauptmann und den kleinen Trommler vor neuen Feinden.

5.

Vor dem Rest des überfallenen „Fähnleins“ hält der Hauptmann Cuno und dankt unserm Fritz als seinem Lebensretter, bittet ihn um Verzeihung für harte Worte und hängt ihm seine eigene silberne Kette um. Die Augen des kleinen Helden schimmern in stolzestem Glanz, und aus den Reihen der rauhen Landsknechte tönt beifälliges Gemurmel.

In einem allzustillen Hause in Groß-Strehlitz aber sitzt eine Frau, deren Haare an einem Tage grau geworden sind, und — weint.

Ein tapferer Pfarrer.

Dreimal, 1621, 1632 und 1642, wurde Neisse im Dreißigjährigen Kriege erobert und gebrandschatzt. Aber auch in den Zwischenpausen empfand die Stadt die Wehert des Krieges, der in der Ferne und Nähe wütete. Feindliche Truppen durchstreiften und verwüsteten die Umgegend und machten alles unsicher. Als Pfarrer Rostock eines Tages, den Zeitverhältnissen entsprechend, bewaffnet nach seinem Gute Schilde ritt, wurde er von zwei feindlichen Reitern angegriffen. Um sein Leben zu retten, stach er den einen nieder; sofort aber übte er auch einen Akt der Nächstenliebe und handelte als Priester, als er erfuhr, daß der Sterbende Katholik sei; er erteilte ihm die sakramentale Losprechung und suchte so sein übernatürliches Leben zu retten, nachdem er in der Notwehr gezwungen worden war, ihm das zeitliche Leben zu rauben. An der Stelle wurde später ein Kreuz errichtet.

Anfang Juni 1642 erschien der schwedische Feldherr Torstenson, der seit April einen siegreichen Eroberungszug durch Schlesien gemacht, vor Neisse und ließ die Stadt vom 5. Juni ab durch den General Liljenhock beschießen, während er selbst nach Mähren weiterzog. Beim Herannahen des Feindes verließen die Spitzen der bischöflichen Regierung und eine Anzahl Bürger die Stadt. Das Archiv der bischöflichen Kanzlei wurde nach Breslau geflüchtet, aber bei Ohlau von einer Abteilung feindlicher Soldaten abgefangen. Außer dem Pfarrer und einem Jesuitenpater hatte die übrige Geistlichkeit sich geflüchtet oder verborgen. Sebastian Rostock blieb bei seiner Gemeinde und teilte mit ihr alle Schrecken einer harten Belagerung. Eine Erzählung aus späterer Zeit, die ihn mit dem Schwerte umgürtet die Belagerten zu tapferer Gegenwehr anfeuern läßt, würde seinem Charakter wohl entsprechen, indes gleichzeitige Nachrichten erwähnen davon nichts. Gleichen Mut wie er zeigte der Jesuit Tobias Arnold, der in jener gefährvollen Zeit dem Pfarrer treu beistand und bei ihm auf dem Pfarrhose wohnte; er teilte bald auch sein trauriges Schicksal.

Am 15. Juni mußte Neisse sich ergeben und blieb bis zum 24. Juli in der Hand des Feindes, der in der Stadt arg hauste und ihr schwere Kriegskontribution auflegte. Torstenson war unterdes nach Mähren und von da nach Schlesien zurückgezogen und belagerte nun Brieg. Aus Mähren rückte ein starkes kaiserliches Heer unter Piccolomini heran. Um Brieg desselben nach Brieg zu befördern und den Belagerten Hilfe in Aussicht zu stellen, hatte Pfarrer Rostock um Mitte Juli einen Boten gewonnen, der angeblich die Briefe vorn im Ärmel eingenäht trug. Er kam mit Proviantwagen ins schwedische Lager, beteiligte sich an den Lagerarbeiten und bemühte sich, einige Zeit mit Erfolg, jeden Verdacht von sich abzulenken. Als er aber Gelegenheit suchte, mit den Belagerten in Verbindung zu treten und seines Auftrags sich zu entledigen, wurde er von den Schweden ertappt und gezwungen, ein offenes Geständnis abzulegen. Er bezeichnete auch vor Torstenson den Pfarrer Rostock in Neisse als den tätigen Beförderer seines Vorhabens. Torstenson sandte den jungen

Bauer mit einigen Hundert Dragonern nach Neisse, um den Pfarrer gefangen zu nehmen. Rostock wurde nun übel behandelt und nebst P. Arnold zunächst in der sogenannten schwarzen Stube in strengen Gewahrsam gehalten, um dann ins Lager vor Brieg gebracht zu werden. Unter Schimpf und Spott wurde er aus Neisse hinausgeführt, und unter Vorhaltung geladener Pistolen sofort der Tod ihm angedroht, wenn die Kaiserlichen den Versuch machen würden, ihn zu befreien.

Im Lager zu Brieg wollte er anfänglich leugnen; als man ihm aber seine eigene Handschrift vorlegte, gestand er, die Briefe geschrieben und dem Boten übergeben zu haben. Leicht erklärlich ist, daß seine Lage nun keine beneidenswerte war. Die Soldaten „drohten ihm bald mit einem Peller, bald mit einem Stuck, darein er sollte geladen und mit einem Bogenschuß in die Stadt geworfen werden.“

Während seines Aufenthalts im Lager vor Brieg zogen die Schweden am 24. Juli, der Vigilie St. Jacobi, des Patrons der Neisser Pfarrkirche, unerwartet schnell von Neisse ab. Torstenson war durch das Heranrücken der kaiserlichen Truppen genötigt, die Belagerung von Brieg aufzuheben und seine Kriegsvölker aus Neisse an sich zu ziehen. Bei seinem Abzuge zündete der Feind die Stadt Neisse an verschiedenen Stellen an und harrete, in der Nähe sich lagernd, des Schauspiels, welches das in Flammen aufgehende „Papistennest“ gewähren sollte. Angesichts der drohenden Gefahr beteten die Bürger mit Weib und Kind um Abwendung des sicheren Untergangs ihrer Stadt; und ein Unwetter zog herauf, welches gewaltige Regenmassen entlud und das Feuer löschte. Selbst die Feinde drückten darüber ihr Erstaunen aus.

Es wird erzählt, man habe Torstenson gefragt, warum er so plötzlich Neisse geräumt habe, und er soll geantwortet haben, den Wachen sei des Nachts ein Gespenst — ein Reiter auf weißem Rosse — erschienen und habe ihnen aufgetragen, dem Feldherrn zu sagen, wenn er nicht schleunig die Belagerung aufhebe, werde ihm großes Unglück widerfahren. Die Neisser meinten indeß, nicht ein Gespenst sei es gewesen, sondern ihrem heiligen Kirchenpatrone, dessen Fest bevorstand, hätten sie ihre Rettung zu verdanken und gelobten, zum Dank alljährlich eine Prozession durch die Kirchen der Stadt an der Vigilie, und am Feste des heiligen Jacobus einen feierlichen Gottesdienst mit gemeinschaftlicher Kommunion zu halten.

Weil noch ein Teil der auferlegten Kriegsteuer rückständig war, so nahmen die Schweden bei ihrem Abmarsche den Bürgermeister Wotke, den Gerichtsvogt Duller und den Ratsherrn Adam als Geiseln mit sich und brachten sie nach Stettin, wo sie ein Jahr in Haft gehalten wurden.

Rostock kam von Brieg mit dem schwedischen Heere, welches Torstenson, vor den kaiserlichen Truppen zurückweichend, nach Niederschlesien führte, zunächst nach Glogau, welches die Schweden besetzt hatten und auch in der Folge behaupteten. Von hier wurde er mit den übrigen Gefangenen nach Stettin gebracht, wo er die Leiden einer harten Gefangenschaft verkosten mußte und dem Tode kaum entgangen sein würde, wenn man nicht gefürchtet hätte, die Kaiserlichen möchten dann ihrerseits an hohen kriegsgefangenen Schweden Wiedervergeltungsrecht üben. In Neisse

war man in großer Besorgnis um ihn; vor allem lag sein Schicksal der noch lebenden bekümmerten Mutter am Herzen. In einem Bittschreiben ging sie das Breslauer Domkapitel an, sich für die Befreiung ihres Sohnes zu verwenden. In der Kapitelsitzung vom 1. September 1642 wurde die Angelegenheit mit um so größerer Teilnahme verhandelt, als Rostock damals bereits Mitglied des Kapitels war. Man beschloß, den Gefangenen dem Erzherzog Leopold Wilhelm, Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Schlesien, sowie dem Bischöfe zu empfehlen, dessen Bruder, der König von Polen, mit den Schweden verbündet war. Durch die Vermittlung dieser Fürsten hoffte man die Befreiung zu erlangen. Unterdeß war man auch in Neisse für den gefangenen Pfarrer tätig gewesen; das Lösegeld wurde beschafft, und bald konnte er zu seiner Gemeinde zurückkehren.

Aus „Jungnik, Sebastian von Rostock.“ Breslau 1891.

Grottkau und Sebastian Modestock.

Nicht immer ruhte das Städtchen sicher in Frieden geborgen. Mächtige Reste einer Ringmauer, die einst die ganze Siedlung umspannte, und zwei ragende Tortürme geben Zeugnis davon, daß wehrhafte Bürger in kriegerischen Zeitläuften sich selbst, ihre Sippe und ihr Gut wohl zu schützen wußten. So hoch und stark war selbst diese Mauer, daß selbst die neue Lehre, die am Ende des 16. Jahrhunderts an die Pforte des alten Bischofslandes pochte und seine Hauptstadt Neisse erfaßte, sie nicht übersprang, sondern nur seitab in den Höfen der Adligen erst scheuen, später offenen Eingang suchte und fand. Das Städtchen blieb von der Neuierung unberührt. Sankt Michael mit dem Schwert hielt treue Wacht an der Pforte des ihm geweihten Gotteshauses, die fremden Prädikanten wie die unsteten Buschprediger scheuchend. Und in der dreiklassigen Lateinschule wurden von ebenso tüchtigen wie gläubigen Lehrern mit gleicher Gründlichkeit die Geheimnisse der lateinischen Syntax wie des römischen Glaubensbekenntnisses und der drei Rosenkränze gelehrt.

Das war die Zeit, zu welcher der Vater des Mannes, von dem diese Blätter erzählen, in dem freundlichen Städtchen einen späten Hausstand gründete. Manche Zeitgenossen, so der hegenwütige Pfarrer Meisner von Oppersdorf, wollen wissen, er sei ein Seilermeister gewesen. Man braucht nur einen Blick auf das im Rathaus hängende Bild des Mannes getan zu haben, welches fast wie das eines Kriegsherrn jener Zeit anmutet, um zu wissen, daß sein Vater nimmermehr ein besinnlicher Seilermeister gewesen sein kann, der seinen Faden im Rückwärtsgehen spinnet. Sicher haben die anderen recht, welche überliefern, er sei ein Schmied gewesen. Aber dann war er ebenso sicher kein Grobschmied, wie einige wissen wollen, sondern ein Waffenschmied; vielleicht einer von denjenigen, die im Troß der Kriegsherrn jener rauflustigen Zeit von Burg zu Burg, von Land zu Land zogen, die zerschrotene Wehr der ritterlichen Führer dichteten, die stumpfen Hellebarden und Schwerter der Landsknechte schärften und nur in der spärlichen Muße eines fehdelosen Winters an Esse

und Amboß eines mehr oder minder festen Wohnsitzes stete Arbeit taten. Darauf deutet der Vorname Sebastian, den der Vater selbst trug und auch dem Sohne beilegte; denn Sankt Fabian und Sebastian waren von jeher die Schutzheiligen, die der Landsknechte besondere Verehrung genossen.

Gewiß ist, daß Sebastian Rodestock, der ein Waffenschmied gewesen sein mag, erst spät nach bewegtem Leben, aber als ein fester, ehrenhafter, Gott wohlgefälliger Mann sich in Grottkau niederließ und auf der Liedernen Gasse just unter dem sie abschließenden Torturm ein bescheidenes Häuschen erwarb. Ebenso gewiß ist, daß er mit seiner wohl um vieles jüngeren Ehefrau Anna eine leider nur kurze, wahrhaft christliche und glückliche Ehe führte. Sie gebahr ihm am Bartholomäustage des Jahres 1607 den Knaben Sebastian, der ein großer, das Schicksal seiner Heimat bestimmender Mann werden sollte und wenige Jahre später ein Mädchen Urjula.

Der Waffenschmied Sebastian Rodestock mag die Geburt des Töchterchens nur kurze Zeit überlebt haben. Ob er an einem alten, im Sturm der Kriegsjahre erworbenen Leiden dahinsiechte, ob ihn ein jäher Tod, vielleicht eines der damals häufigen Massensterben hinwegraffte, wer weiß es? Jedenfalls hatte der junge Sebastian kaum die Anfangsgründe lateinischer Wissenschaft erfaßt, als das lustige Hämmern und Schleifen in des Vaters Werkstatt für immer verstummte und der viel umgetriebene, nimmermüde Mann in enger Ruhstatt zu stetem Bleiben kam.

So viele auch den wohlberufenen, fleißigen Mann betrauernten, keiner der bescheidenen Bürger war wohlhabend oder auch willig genug, der Not zu wehren, die sein Tod über Frau und Kinder brachte. Das schmale Häuschen auf der Liedernen Gasse trug kein Brot, und was das verhärmte Weib tagsüber und nächtlicherweile durch Spinnen mühselig erwarb, sättigte knapp genug die hungrigen Mäuler der beiden heranwachsenden Kinder. Ihr selbst ward Entbehrung und Darben harte Gewohnheit. Es ist gewiß, daß jene Kinderjahre voll Kummernis und Hunger, dem Blick des Knaben schon den tiefen Ernst gaben, der auch später in Tagen innerlichen und äußeren Glücks nie daraus entchwand. Aber sie gaben ihm damit auch die Festigkeit und Glaubenskraft, die ihn befähigten, vor allem ein Kämpfer Gottes zu sein und nicht nur äußere Macht und Ehre, sondern Seelen zu gewinnen und mit göttlicher Klarheit zu erfüllen.

Grundverschieden sind die Urtheile, die seine Zeitgenossen gefällt haben, je nachdem es Freunde oder Gegner waren, die ihn werteten. Den Katholiken verehrungswürdig, den Protestanten ein Greuel, so ist uns sein Bild überliefert.

Ich liebe ihn, nicht weil er der berühmteste Sohn meiner Heimat und weil er meines Glaubens, sondern weil er ein wahrhaft großer Mann war, der nur um der Ehre Gottes und der von ihm erkannten Wahrheit willen nach dem freilich harten Recht seiner Zeit handelte, dabei aber auch den schöpferischen Mittelpunkt einer späten Renaissance Schlesiens bildete, deren köstlicher Gehalt uns Nachgeborenen nur zum geringsten Theil erschlossen ist. Der Mann, welcher den Sohn des als Kezerrebell

hingerichteten Grafen Schaffgotsch mit dem tiefen Geiste des katholischen Priestertums erfüllte, dem protestantischen Maler Willmann dazu verhalf, der schlesische Raffael zu werden, den Böhme-Apostel Johannes Scheffler zum Gottesjäger Angelus Silesius umschuf und als seinen Hofmarschall bestellte, ist kein düsterer Fanatiker, der mit roher Gewalt seiner Kirche schmählischen Eintagsziege erzwang, sondern ein berufenes Werkzeug Gottes, dem Ehre gebührt. Aus der Geschichte seines Jahrhunderts weht, noch uns Nachfahren deutlich erkennbar, der Zug seines starken Geistes. Die Kanzeln der Neisser Jakobuskirche wie des Breslauer Domes und selbst das „Hübelein am Stein-Tamme nach Trebnitz“, von dem er einst frommen Wallfahrern predigte, wissen von der Macht seines Wortes. Selig der Priester, der sie in seinem Geiste besteigt, um Gottes Ehre zu künden! Ihm formen sich die Gedanken von selbst zu Satzfolgen von unerhörter Klarheit und hinreißender Gewalt.

In all den köstlichen Werken aber, die zum Beispiel der Josefskirche in Grüssau den Wert eines einzigartigen Denkmals heimischer Malkunst geben, stehen neben dem Namen des gottbegnadeten Künstlers, dem Wissen den sichtbar, die Initialen des großen Bischofs in Goldschrift verzeichnet. Und wenn selbige Chöre die mystischen Weisen der „heiligen Seelenlust“ und des „Cherubinischen Wandermannes“ angesichts der Dreifaltigkeit singen, so klingt darin ein ewiger Hymnus mit zur Ehre des treuen Gotteskämpfers Sebastian von Rodestock.

Benno Nehlert.

Aus Heimatblätter des Neissegaues.

1642 in Rauden.

Im Jahre 1642 wurde das Kloster Rauden schrecklich von den Soldaten heimgesucht. Es teilte das Schicksal mit den meisten andern in Schlesien, da in dieser Zeit kaum irgendwo ein Abt oder Mönch aufgefunden werden konnte.

Nicht ein heiliges Gefäß blieb in der Kirche zurück, kein Teil der Abtei ohne ein Andenken an die Anwesenheit der rohen schwedischen Kriegsknechte.

Die Spuren von ihnen sind erst in unsern Tagen verwischt. Der alten vor zwei Jahren beseitigten Orgel fehlten die große C- und D-Pfeife, welche von ihnen zu Kugeln umgeschmolzen wurden. Wahrscheinlich hätte das ganze Werk ein gleiches Schicksal gehabt, wenn nicht verfolgende Truppen zur Flucht gedrängt hätten.

Dr. Potthast a. a. O.

Im Jahre 1643 wiederholten sich die Schrecknisse der Plünderung durch Freund und Feind. Damals brachten hauptsächlich große Leiden die Kroaten und Wallonen der kaiserlichen Regimenter Görlichowski, Franckenberg, Jarockisch und Leizinski, welche Kontributionen im Betrage von 10634 fl. 51 kr. dem Stifte während der Zeit vom 9. März 1643 bis 3. Januar 1647 abzwangen.

Dr. Potthast a. a. O.

Folgen des 30jährigen Krieges.

Adel, Bürger und Bauern waren verarmt und verwildert. Bereichert hatten sich manche Soldaten, insbesondere einzelne Generale und Obersten. „Als der schwedische General Wrangel die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden erhielt, trieb der Wilde den Eilboten mit Scheltworten von sich, warf seinen Generalshut grimmig auf den Boden und trat ihn mit Füßen; er war noch nicht reich genug.“

„Selbst da der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übriggebliebene Volk bis zur Verzweiflung angestrengt, die Unterhaltungskosten und Friedensgelder für die stillstehenden Truppen zu zahlen¹⁾.“

Der Adlige versuchte nun möglichst schnell seinem verwüsteten Boden aufzuhelfen. Dazu mußte ihm der Bauer dienen. Alte verbrieftte Rechte wurden als ungültig erachtet, die Robotdienste verschärft, Bauernstellen eingezogen und ihre Besitzer vertrieben. Der Adel war seiner vorgesetzten Behörde gegenüber trotzig und kümmerte sich häufig nicht um ihre Bestimmungen. Den Rechtspruch des Gerichts kannte er nicht an. Oft hatte er Streitigkeiten, ja blutige Kämpfe, mit seinesgleichen.

Die Städte hatten ungeheuer gelitten. Fast in jeder Chronik lesen wir, daß Truppendurchzüge, Feuersbrünste und die Pest den Wohlstand vernichtet hatten. Die Sitten der Bürger waren verroht. Heimkehrende Landsknechte brachten schlimme Gebräuche und häßliche Angewohnheiten mit. Wenn die Städter dem Gutsherrn zu irgendwelchen Dienstleistungen verpflichtet waren, so nutzte er sie zunächst wieder stark aus. Oft hatten die Städter schon vor dem Kriege anstatt der Dienstleistungen Geld gezahlt. Jetzt forderte der Gutsherr wieder die Dienstleistung oder gar beides. Der Handel war durch herumstreifende Marodebrüder fast unmöglich geworden.

Der Bauer war am elendsten dran. Er besaß kein Vieh, kein Saatgetreide, keine Ackergeräte, oft keine Scheune, kein Haus.

Seine Robotdienste waren schlimmer als je. — —

Während vor dem Kriege der Protestantismus in Oberschlesien auch auf dem platten Lande Eingang gefunden hatte, war er jetzt fast verschwunden. —

Trotz aller Sittenverrohung finden wir aber mitunter doch ein Suchen nach Gott. Nachstehende Erzählung zeigt, wie verwirrt die Vorstellung von dem Allwissenden war.

G. Hoffmann.

Das Gottesurteil²⁾.

Ein Sittenbild aus der Zeit des großen Krieges.

I.

Am 24. Oktober 1648 war der Friede geschlossen worden. Ein tiefes Aufatmen ging durch unser armes blutendes Vaterland. Auch die Brust des Reiters, der von Namslau nach Konstadt trabte, hob und senkte sich in frohen Gefühlen. „Friede! Friede! Vorbei ist die wilde Zeit,

¹⁾ Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 3. Band.

²⁾ Aus „Jugendland“ (Groda, Neumarkt).

vorbei Morden und Plündern, vorbei das Gekrach der Zwölfs- und Sechspfünder, der Kartaunen und Falkonetts, der Arkebusen, Musketen und Dragons . . . Ade, Reiterleben! O ja, es war eine Lust, auf starkem Pferd dahinzufliegen, in den Feind zu hauen. O ja, es war ein überwältigendes Gefühl, wenn die Trompeten „Sieg“ jauchzten, und das Kalbfell vor Freuden dröhnte und hüpfte! Aber dann die trüben Stunden, wenn der treue Freund zu Tode getroffen vom Rosse sank, wenn der Blick auf die verwüsteten Felder, auf brennende Dörfer und Städte fiel, wenn das Heimweh im Herzblut wühlte! Ade wildschönes und doch so trauriges Dragonerleben! . . . — Nun gilt's mit frohem Mut auf der heimatlichen Scholle Roggen und Kohl zu bauen, würzigen Erdduft einzusaugen, sich zu ergötzen am Wachstum der Saat, an Lerchenjubil und Sonnenschein, an Ährenwogen und Erntereichtum! . . . Nach Hause geht's . . . nach Hause . . . nach langen, langen Jahren.“ Die Augen des sonnverbrannten, wetterharten Mannes umflorten sich . . .

II.

Verkohlte Mauern, Schutthausen, halbverbrannte, wild umherliegende Holzbalken, leere Fensterhöhlen, schauen trübselig zum blauen Himmel. Ein Schwarm Krähen umfliegt krächzend die Ruinen. Schnuppernd bewegt sich ein kräftiger Dragonergaul zwischen den Trümmern und sucht nach etwas Eßbarem. Auf einem Holzbalken aber sitzt unser Reiter und hat das Antlitz tief in den Händen vergraben . . . „Das ist die Heimat, das!“ . . .

Hufschläge werden hörbar. Ein neuer Reiter kommt heran. — Ist's Trug, ist's Spuk der Hölle? Der Ankommende zeigt dieselben Gesichtszüge, dieselben blauen Augen, denselben braunen Spitzbart. — Doch nein, er ist ja schlanker, jünger, und er trägt ja die schwarze Rüstung der Kürassiere. Langsam hebt der sitzende Dragonerrittmeister den Kopf, und die Trauer seines Antlitzes verwandelt sich jäh in heiße Freude.

„Bruder! . . . Heinz!“

Die rauhen Krieger liegen sich in den Armen und — weinen.

Der Jüngere gewinnt zuerst die Beherrschung.

„Poß schlapperment! Ich glaube wir heulen, Rolf!“ — — —

Die Brüder umwandeln die Trümmer, blicken auf die unkrautüberwucherten Felder, auf niedergebrannte Hütten, verödete Dörfer. Lange sinnend sie, niedergeschlagen, stumm.

Wieder ist's der Jüngere, der zuerst spricht:

„Rolf, höre! Einer ist hier überflüssig. Beide kann der Boden nicht nähren. Ich habe 100 Dukaten. Hier — sie sind dein! Bleibe du hier, ich will fort, in neue Reiterdienste treten.“

„In Gottes Namen, nein! Behalte das Geld. Bleib' du hier!“ — —

Lange Zeit konnten sie zu keinem Entschluß kommen. Endlich aber ritten sie mit befriedigten, doch sehr ernsten Gesichtern nach Konstanz.

III.

Im Brinnitzer Wirtschaftshof ist ein viereckig ummauerter Brunnen. Eine alte Frau sitzt ausruhend auf seinem Rand und blickt in die schier unermessliche Tiefe. . . .

„Jesus Maria! Hilfe!“

Was ist das? Aus dem Wasser grinst ein wildes Gesicht, leuchtet eine rote Samtkappe, fletschen Zähne eines Raubtieres, glühen ein paar grüne Augen.

Das Weib ist wild aufgesprungen, hat drei Kreuzzeichen gemacht und flieht mit dem Schreckensruf: „Der Utoplez, der Wassermann!“ . . .

Kurze Zeit darauf reiten die beiden Brüder von Posadowski langsam heran. Ihre sonst so frischen Reitergesichter sind ernst, bleich, kalkig.

Gott selbst wird entscheiden, wem das Stammgut zufallen soll. Rolf, der Ältere, nimmt die Eisenkappe mit dem Federbusch und Stangenvoisier vom Haupt. Heinz, der Jüngere, folgt seinem Beispiel und hält die geschlossene Kürassiersturmhaube in den Händen. Rolf betet laut:

„Gerechter Gott im Himmel, du hast uns oft behütet in heißem Kampfe, hilf, daß wir heut beide glücklich zu Roß den Brunnen überspringen und dann nach Verabredung, unser Gut teilen, oder — wenn das nicht sein kann, laß ihm den Sieg! Guter Gott, laß ihn nicht verderben!“

Die Brüder sind von den Pferden gestiegen, nehmen Abschied und halten sich umarmt, lange . . . lange . . .

Nun haben sie gelöst, wer den ersten Sprung tun soll. Das Los traf Rolf, den Älteren. Alle Weichheit ist aus dem Manne gewichen. Er ist wieder der harte Krieger, dessen Auge besonnen — kühn leuchtet, wenn's zur Schlacht geht. Einigemale umreitet er den Brunnen, klopft seinem Hengst den prächtigen Hals, nimmt Raum zum Anlauf, flüstert dem Braunen ein anfeuerndes Wort ins Ohr, gibt dem treuen Tier die Sporen und — hinüber fliegen Roß und Reiter.

Da schickt sich Heinz, der Jüngere, zum gefährlichen Sprunge an. Sein edles Tier beißt knirschend ins Eisen, wirft den rassigen Kopf, bläht die rosigen Nüstern. Die Muskeln der schlanken, aber kräftigen Beine schwellen. Heinz trabt an . . . reitet Galopp . . . In prächtiger Wildheit hebt sich der Rappe in die Luft . . . schwebt . . . fliegt . . . Da — durchpeitscht die Stille ein greller Schrei! — —

Gott selbst hat das Urteil gefällt. Heinz, der Jüngere, ruht in der Tiefe des Brunnens, und — Brinnitze gehört Rolf. Gustav Hoffmann.

Verwilderung des Adels nach dem 30jährigen Kriege.

Alexander Leopold von Bännermann war seit 1664 Besitzer der Güter Städel, Schwirz, Krogullnow und Gründorf (Kr. Oppeln).

Am 30. 7. 1682 verkaufte er dem Herrn von Ohl und Adlerskron die beiden ersteren für 24 000 Taler.

Es gehörten jetzt also Städel und Schwirz Herrn von Ohl, Krogullnow und Gründorf Herrn von Bännermann.

Die Grenze der Besitztümer wurde nach dem Kaufvertrag durch die Stober bei der „ersten Brücke hinter dem großen Städteler Teich“ gebildet. Nun hatte Herr von Bännermann einige Jahre vor dem Verkauf zwischen der Stober und dem Ort Städtel eine kleine Brücke über einen Graben legen lassen. Er betrachtete diese Brücke (sie war die erste von Städtel aus) als Grenze, Herr von Ohl dagegen die andere, ältere.

Es entspann sich um das Wiesengelände zwischen beiden Brücken ein Streit, der — eines gewissen Humors nicht entbehrend — zu einem blutigen Zusammenstoß führte. Er gibt uns ein deutliches Bild von der Verwilderung des Adels — auch des weiblichen Teils — nach dem 30jährigen Kriege.

Er beginnt mit „Plänkeleien“: Herr von Ohl läßt sein Vieh auf dem erwähnten Gelände weiden. Herr von Bännermann wehrt es „freundnachbarlich“ und läßt die Grenze entlang hölzerne Kreuze errichten. Herr von Ohl läßt sie in Stücke hauen, worauf scheinbar Ruhe eintritt.

Im Juni 1683 kommt es zum „Gefecht“: Herr von Bännermann läßt neue Kreuze errichten und die Wiese mähen. Schon am nächsten Tage muß der Wiesenbeläuer des Herrn von Ohl die Kreuze ausreißen und seinem Herrn auf die Grenzbrücke bringen, der sie höchst eigenhändig zerschlägt und ins Wasser wirft. —

Die Bännermannschen Leute beginnen mit dem Einfahren des Heus. Da erscheint wie ein Blitz aus heiterem Himmel Herr von Ohl an der Spitze 60 seiner Leute. Den eingeschüchterten Gründorfern blitzen Gewehre, Prügel, Stangen, Heugabeln entgegen. Drohendes Gemurr schwillt zu wütendem Geschrei an. Hastig ergreifen die Bännermannschen die Flucht und lassen bloß 2 Wagen Heu zurück.

Der Grünberger Koch allein verharret trotzig auf dem Plan.

Der entrüstete Herr von Bännermann schreibt einen sehr deutlichen Brief an das Oberamt in Breslau und bittet, den „Turbator“ (Friedensstörer) von Ohl durch Musketiere „festmachen“ und bestrafen zu wollen.

Das geschieht jedoch nicht, vielmehr wird aus dem „Gefecht“ die blutige „Schlacht“, bei der es jedoch keine Toten gibt.

Das geschah aber also:

Herr von Bännermann gibt seinen Gründorfern und Krogullnowern den Auftrag, die Wiesen jenseit der Stober weiter zu mähen. Zu ihrem Schutz stellt er einen bewaffneten Grenzschutz von 48 Mann auf. Kommandanten sind der unerschrockene Koch, der Wirtschaftsschreiber und ein Maurer. Sie alle sind bereit zu sterben oder zu siegen.

Und als der Städtler Amtmann mit einem Förster erscheint, entspinnt sich sofort ein wütender Wortwechsel, in dem derbe Drohungen, wie schwärmende Bienen herüber und hinüber fliegen.

„Hie Bännermann!“

„Hie Ohl!“

Der heldenhafte Koch aber schwört, indem er seine Muskete zu Boden stampft: „Wenn ich auch an den lichten Galgen kommen sollte, will ich tun, was mir mein Herr befahl.“

Diese mannhaften Worte erhizen die Gemüter aufs heftigste. Todbringende Flintenrohre wenden sich gegeneinander. Ehe es jedoch zum Schuß kommt, entwaffnen kräftige Zimmermannsfäuste den Förster und führen ihn gefangen nach Krogullnow.

Der Amtmann aber eilt „beslügelten Fußes“, bittren Harm im Herzen, zu seiner Herrschaft und berichtet zornroten Hauptes den Vorgang.

Herr von Ohl ist abwesend. Doch seine Gemahlin kennt keine Furcht. Sie ruft die Dienerschaft zusammen, schwingt sich hoch aufs Roß und führt die Mannen in den Kampf. Heldenmut und Begeisterung für die tapfere Frau erfüllten die Männerherzen.

Doch die Gründorfer sind auch gewaltige Recken. In 4 Gliedern halten sie auf der Brücke. Das vorderste und hinterste Glied ist mit Heugabeln, das 2. und 3. mit Flinten bewaffnet.

Und nun entspinnt sich der Kampf.

Wir wollen ihn getreu nach dem Bericht, den der Koch aus Gründorf seinem Herrn unter dem 30. 7. 1683 erstattet, geben:

„Am Mittwoch haben wir unser Heu, welches gerechet gewesen durch die Bauern und Hofzüge fleißig einführen lassen, während die Grenzen mit 48 tauglichen Männern besetzt waren. Als sie aber nach dem letzten Heu sein gefahren kommen, ist die Ohlin nebst dem Amtmann und ihrem ganzen Volk auf uns losgekommen. Als sie auf die erste Brücke kamen, ist ihr erstes Wort gewesen: „Ihr Hunde, seid ihr wieder hier und übet auf meinem Grunde so große Gewalt!“ Als ich ihr ein wenig zugeredet und den königl. Oberamtsbefehl (keine Gewalttätigkeiten zu verüben, sondern gerichtliche Entscheidung nachzusuchen), vorgetragen, ist sie rasend worden. Auf ihre Frage, warum ich ihr einen Mann mit dem Rohr auf ihrem Grund habe weggenommen, sagte ich, wenn sie Lust hat, solle sie noch mehr dahin schicken, es wird ihnen nicht anders ergehen. Darauf hat sie ihrem Volk (an 60 Mann) scharfen Befehl getan und draufgehen lassen. Da habe auch ich meine Leute angefrischt und habe müssen Feuer geben lassen, wodurch derjenige Vergeher, welcher ist der Siegmundt gewesen, in das Bein geschossen wurde, so daß man ihn auf einem Wagen holen und nach Namslau führen müssen. Der Schwirzer und Städteler Kretschmer sind die schlimmsten Vögel gewesen. Sie sind auf Leben und Tod auf uns losgegangen. Als aber dieser verwundet, ist ihnen der Mut etwas gefallen und sind wieder auf ihre Seite zurückgewichen. Darauf kam ein starker Regen; so bleibet sie (Frau v. Ohl) etwas vor der Brücken stehen und schreit: „Ihr Schelmen, ihr Diebe, ihr Mörder, ihr Hunde und Galgenvögel, wenn ihr werdet durch Städtel reisen oder in die Kirche kommen, will ich euch bezahlen lassen!“ Gnädiger Herr, mein Volk ist so verbittert, daß ich sie nicht mehr werde regieren können, wenn es morgen wieder geschehen sollte, weil sie Hunde sind gescholten worden. Das arme Volk bittet um etwas Bier, weil sie sich so tapfer halten. Bitte, gnädiger Herr, um mehrere Information, wie ich mich verhalten soll. Ich zweifle, daß es ohne Totschlag möchte abgehen.“

Herr von Ohl aber berichtet über diese „Kurzweil“ an den Landeshauptmann in Namslau folgendermaßen: „Als sie nun miteinander in

weiteren Wortwechsel geraten, hat der Koch (des Herrn v. B.) gleich auf meine Eheliebste angeschlagen. Da sie aber gleichwohl das Pferd gewendet, hat er sie gefehlet, aber einen meiner Untertanen sehr gefährlich in die Knie Scheibe geschossen, worauf weitere Glieder nicht allein auf meine Leute, sondern auch auf meiner Eheliebsten Pferd eingeschlagen haben und, damit an ihrer Bosheit nichts ermangele, unter meine Leute Feuer gegeben, wodurch noch verschiedene beschädigt, bei welchem Tumult auch einer von meinen Leuten über den Kopf tödlich gehauen wurde. Wenn dem einen nicht das Rohr zwei- oder dreimal versaget hätte, wäre der Schwirzer Scholze, dem solches Rohr auf die Brust gesetzt worden, auf der Stelle hart beschädigt oder gar totgeschossen worden und (außer ihm) vielleicht noch mehr der Meinigen, wenn sie nicht entwichen wären.“ Von dem Gründorfer Koch aber meldet Herr v. O., daß sich dieser seiner verübten Leichtsinngkeit und gewaltsamen Turbation gerühmt, sich aber dabei auch öffentlich habe vernehmen lassen, er hätte von seinem Herrn Order (Befehl), wann er der Person des v. O. könnte habhaft werden, ihn zu binden, auf einen Wagen zu schmeißen und also nach Breslau in ein Quartier zu führen. Den Städtler Schützen aber, welchen er, wo er ihn kriegen würde, todschießen.“

Der Landeshauptmann v. Malchan sendet dem Herrn von Bännermann eine Verordnung. Dieser hält den Landeshauptmann für parteiisch und schickt den Brief durch Fuhrleute an die Kanzlei zurück. Auch läßt er dem Landeshauptmann durch den Amtspfänder sagen, daß er hinfort Verordnungen des Namslauer Amtes nicht mehr annehme. Er läßt das letzte Heu einfahren und fordert Ersatz der Unkosten für die Wachmannschaft u. dgl.

Eine vom Namslauer Landeshauptmann ernannte Grenzregulierungskommission lehnte Herr v. Banner als „Oppelner Landsasse“ mit dem Einwande ab, daß sie parteiisch sei. Er wandte sich schließlich an die kaiserliche Majestät um Ernennung einer unparteiischen Kommission und betonte, daß es sich in diesem Streitfalle zugleich um die Grenze zwischen zwei Fürstentümern handele. Daher müssen auch Vertreter des Fürstentums Oppeln—Ratibor hinzugezogen werden. — Ob diese Kommission zustande kam und welchen Ausgang dieser Grenzstreit schließlich nahm, konnte bisher leider nicht ermittelt werden¹⁾. G. H.

Nach Kirsch-Gründorf „Ein Heutkrieg auf den Stoberwiesen im Jahre 1683“.
Oppelner Heimatblatt vom 2. 7. 25.

Hexenwahn.

Draußen in der letzten Gasse eines Waldstädtchens im Neißer Lande war's. Der Sommerwind strich durch die Wipfel, und eine Sichte wiegte versonnen ihr Haupt über dem alten Häuschen, das seinen dürftigen Schatten eben in dem Bache badete, wo die Forellen wie bunte Steine über dem Grunde standen.

¹⁾ Dieser Teil wörtlich nach Kirsch.

Da schossen die Fische davon. Schritte erklangen, Männer mit Stricken und einer Tragbahre kamen — der Gerichtsvogt und seine Häfcher. Weiber und Kinder trollten in scheuer Neugier hinterdrein.

Die Männer drangen in das Haus am Bache, und drinnen erhob sich Jammerlaut.

Die Fichte neben dem Hause rauschte stärker. „Das Menschenvolk!“ sprach sie zur Sonne, die in das Waldtal schaute, „kaum ein paar Jahresringe habe ich angeseht, seit die Schwedenrosse aus den Bächen tranken! Kaum leuchtet hier und da wieder einmal ein Stück Leinwand von den Bleichen — da beginnt der Jammer von neuem! Kann denn dies Volk nicht ohne Jammer sein?“

„Jammer und Wahn . . .“, erwiderte die Sonne, „unten sind sie zu Hause. Wenn du sähest, was ich sehe! Aber Geduld — einmal wird bei euch unten alles anders sein!“

Unter der Fichte standen die Frauen und Kinder und sprachen von der Ursel, der „Hexe“, die in dem Hause wohnte.

Einer der Frauen war kürzlich ihre einzige Ziege eingegangen. Sicherlich — die Ursel hatte das Tier behert! Einer anderen siechte ein Kind dahin. Die Ursel mußte ihm etwas angetan haben! Einer dritten trug der Acker gar kümmerlich. Aber sie vergaß, daß im Frühjahr die Holztauben Tag um Tag darauf gelegen hatten und behauptete, die Ursel habe über die Frucht einen bösen Wunsch gesprochen! So war noch manches Übel, daran die Alte schuld sein sollte.

„Ob die Ursel den Mannsleuten drinnen nicht Schaden kann?“ fragte leise ein Mädchen.

„Oh, beileibe nicht! Sie haben sich alle am Morgen mit dem heiligen Kreuz gesegnet. Wer das tut, über den haben die Hexen den ganzen Tag keine Macht.“

Jetzt traten die Männer aus dem Hause. Auf der Tragbahre lag gefesselt und mit verbundenen Augen die wimmernde Alte.

Ängstlich bargen sich die Kinder hinter den Müttern. Ein paar Arme hoben sich drohend aus dem Weiberschwarm. Dann trugen die Männer die Ursel davon.

Der Ursel schwerster Tag war gekommen; sie stand vor den Herrenrichtern.

Ob sie ausgefahren sei gleich anderen Hexen, um mit dem Bösen an einem höllischen Orte zusammenzukommen, wurde sie gefragt. Und die geängstigte Alte schwur hoch und heilig, sie habe das niemals getan. Sie beteuerte auch ihre Unschuld noch, als ihr der Henker, um sie zu erschrecken, seine Folterwerkzeuge vorzeigen mußte.

Als sie aber auf den Stuhl mit den hundertfünfzig Nägeln geschraubt wurde, vergingen ihr vor Schmerz die Sinne.

„Seht ihr,“ raunten die Richter, „der Hexenschlaf! Der Böse steht ihr bei, damit sie den Schmerz nicht fühlt.“

Nach einer Weile hatte man die Unglückliche durch Eingießen frischen Wassers wieder zu sich gebracht. Von neuem wurde sie befragt. Da gab

das hoffnungslose Weib, um seine Qualen loszuwerden, zu, was man von ihm haben wollte.

Ja — sie habe die Taufe und die Dreifaltigkeit abgeschworen . . .

Ja — sie sei mit anderen bei dem Bösen zusammengekommen . . . auf einem Besen sei sie ausgeritten . . .

Ja — sie habe dem Bösen gelobt, Menschen und Vieh, Feld- und Gartenfrüchte und alles, was Gott lieb ist, zu verfolgen und zu verderben . . .

Ja — sie habe auch Mitschuldige . . . habe auch andere verführt . . . und nannte, als die Richter Namen verlangten, Namen, wie sie ihr in ihrem Schmerz gerade einfielen, sagte von Leuten, über die man sie befragte, sie wußte nicht was, und ein hundertjähriges Mütterchen draußen in der Stadt, eine junge Fleischersfrau, ein angesehener Garnhändler, ein alter Züchernermeister und viele andere ahnten in dieser Stunde nicht, daß auch ihr Schicksal durch die Aussagen der unglücklichen Alten schon besiegelt war.

Über Ursel wurde das Urtheil gesprochen. — Sie sollte dem Schwerte verfallen und danach verbrannt werden.

Was das Waldstädtchen sah, geschah auch anderwärts.

Wie allenthalben draußen im Reiche und in anderen Ländern, herrschte auch in Schlesiens jahrhundertlang, am schlimmsten aber in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege der Wahn, daß es Menschen gebe, denen der Böse zum Unheil für andere überirdische Macht verliehen habe.

Männer, Frauen und selbst Kinder, Arme und Reiche, Hohe und Niedere wurden um dieses Aberglaubens willen schuldlos gefoltert und als „Hexen“ verbrannt, so im Fürstenthum Neisse im Jahre 1651 allein gegen zweihundert Personen.

Mit Recht sagte ein einsichtiger Pfarrer, der nach jener traurigen Zeit die Pfarrei Neisse erhielt: „Ich glaube, wenn die Richter auf die Folter gelegt worden wären, auch sie würden bekannt haben, daß sie Hexen seien, geschweige denn schwache Weiblein.“

Erst als wieder ein Jahrhundert Sonnenlicht über die Menschen niedergegangen war, hörten die Hexenprozesse auf. Doch noch 1740 wurde zu Steinau eine Frau als Hexe angeklagt, aber freigesprochen.

Wenn aber die Sonne noch ein paar Jahrtausende lang Wärme und Licht in die Menschenherzen ausgeströmt haben wird, ob dann aller Wahn ein Ende haben wird? . . .

Müller, Was die Heimat sah. (Priebatsch, Breslau.)

Die Reinschdorfer „Herzefresser“.

Als von den hohen Domen zu Münster und Osnabrück die Friedensglocken klangen, die dem entsetzlichen 30jährigen Würgen und Morden in deutschen Landen ein Ende machen sollten, bedeutete dies für unsern Neissegau noch lange nicht den Anbruch einer ruhigen und stillen Zeit.

Kaiserliche und schwedische Kommandos blieben noch jahrelang in Städten und Dörfern stehen und trieben ihre rückständigen Forderungen bis auf den letzten Pfennig ein. Dabei gab es der Gewalttätigkeiten und Übergriffe gegen Bürger und Bauern genug. All das Gesindel aber, das bisher im Gefolge der Regimenter als Troßknechte, Marodebrüder, Zigeuner und „Tatern“ stehend und raubend die Länder gebrandschatzt hatte, sollte nun auf einmal umsatteln und zu ehrlicher Arbeit zurückkehren. Das fiel den alten Kriegsgurgeln freilich zu schwer. Lieber trieben sie ihr gewohntes Schelmenhandwerk auf eigene Faust als Räuberbanden weiter. Der Bauer aber, der sich bisher wie ein gehehtes Wild in Wäldern und Bergen geborgen hatte und nun — selbst verwildert, Grimm und Zorn im Herzen — auf seine wüste Hofstätte zurückkehrte, machte wenig Sederlesens mit den Schnapphähnen. Riet ihm doch ein kaiserlich Patent an, „er solle sich der Plackereien und Räubereien erwehren und die Schelmen beim Kopfe fassen“. Was ihm darum an Lumpenpack in die Finger lief, wurde erbarmungslos niedergemacht, und Gott allein mag wissen, wieviel Galgenvögel seit jenen Tagen in unsern Feldern und Wäldern modern.

Der Dränger und Dräuer wurde so das Landvolk bald Herr, aber was die rohe Soldateska an Barbarei, Sittenverderbnis, Unglaube und Aberglaube in die stillen Dörfer verschleppt hatte, das hastete zäher als Läufe im Pelz und wucherte gerade nach Kriegsende üppiger als je vorher. Nie brannten mehr Scheiterhaufen im Bistum Meisse für Hegen und „Pielweisen“ als zwischen 1650—60, und just um die gleiche Zeit schoß ein anderer Aberglaube kräftig ins Kraut, so recht bezeichnend für die Geistesverwirrung jener Tage — der Glaube an die Blutsauger, Vampire oder Herzgefresser.

Vampire sind nach ursprünglicher Auffassung Tote, die allmählich aus dem Sarge auferstehen, um den Lebendigen das Blut auszusaugen und sie ins Grab nachzuziehen. Die Urheimat dieses Dämonenglaubens scheinen die Balkanländer zu sein. Heute noch spricht der Kroat und Serbe von „Upiorn“-Menschen mit zwei Seelen, von denen eine nach dem Tode im Körper bleibt und zur Nachtzeit wiederkehrt zu den Hütten der Lebendigen, um sich ein Opfer zu suchen. Der Pole kennt die gleichen Dämonen unter der Bezeichnung „Strzyga“. Nach seiner Meinung werden alle die Menschen Blutsauger, die mit doppelten Zahnreihen geboren werden. Als weiße Mäuschen oder kleine Käfer¹⁾ entschlüpfen sie dem Grabhügel, wandeln sich in menschliche Gestalt und überfallen die arglos Schlafenden. Nur ein Mittel gibt es, die Unholde zu bannen. Man muß die verdächtigen Leichen ausgraben, auf die Dorfgrenze schleppen, das Herz mit einem Schlehdorn oder Holzpfehl durchbohren und ihnen mit einem Grabseil den Kopf abstechen. Dabei entströmt den toten Körpern immer frisches Blut und es kostet Mühe, die Kadaver auf einem Scheiterhaufen zu Asche zu verbrennen.

¹⁾ Vielleicht hängt damit zusammen, daß das Volk heut noch die harmlose Feuerwanze (*Pyrthocoris asferus*) die sich häufig an den Kirchhöfsindern und Grabhügeln findet „Herzgefresser“ nennt.

Das älteste schriftliche Zeugnis für den Vampirglauben in Schlesien findet sich in den „Jahrbüchern der Stadt Breslau“ von Nikolaus Pol anno 1517. Da heißt es:

„Von Michaeli bis auf Andreä starben bei 2000 Menschen. Im wählenden Sterben wurde zu Groß-Mochbern der Schäfer mit seinen Kleidern begraben, die er im Grabe gefressen und wie eine Sau geschmakt. Darum man ihn aufgegraben, die Kleider blutig in seinem Maul gefunden und ihm mit dem Grabschert den Hals abgestochen und den Kopf vor den Kirchhof gelegt hat. Darauf es im Dorf zu sterben aufgehört.“ Im Neisser Lande waren bisher die einzigen Belege für den Vampirglauben vereinzelt Sagen, wie „Der Totentanz zu Neisse“ (Gräffe, Sagenbuch 1871, St. 372), der „Vampir von Groß-Neundorf“ (Aug. Kastner, Neisser Gymnasialprogramm 1845, St. 21) und eine ganz ähnliche Darstellung, die sich bis heut in Ritterswalde lebendig erhalten hat. Das Breslauer Staatsarchiv birgt nun unter seinen Schätzen (Rep. 31, Neisse IV, 25 I) bisher ungedrucktes Aktenmaterial über die Herzgefresser in Reinschdorf 1667, das uns den behördlichen Untersuchungsbefund über einen angeblichen Fall von Vampirismus überliefert. Wegen ihres hohen volkswissenschaftlichen Wertes mögen die wichtigsten Teile dieser amtlichen Feststellungen hier unverkürzt folgen.

Unterm 13. 5. 1667 meldet der Neisser Hofgerichtler seinem Herrn Bischof Sebastian von Rostock:

„Gemein Reinschdorf berichtet, daß vom 1. 1. ab 19 Personen gestorben, hatten alle vor ihrem Tod über das Herze geklagt, gleichsam ihnen das Blut entzogen; auch höchlichst beschwäret vor ihrem Ende, daß man nicht hülf durch außgrabung gewisser Persohnen leisten wolle; sie darauf bewege — weilten ungefehr vor 40 Jahren dergleichen fahl sich ebenfalls zugetragen, auch dem damaligen Uebel nicht anders als durch Außgrabung zweier verdächtiger Persohnen (welche auf die grantz geführt, beeden Kopf wie auch Händ und Füße durch eyn grabeisen abgestossen) abgeholfen werden können — auf dem Kirchhoff unterschiedliche Gräber zu eröffnen, welche wie Inlage beweist befunden worden sein und bitten nun den Bischof durch weitere Ausgrabung dem übel zu steuern. Vor 15 Jahren ist der gleiche fahl in Lessoth vorgegangen, anno 1638 zu Honstein in Mähren und vor 15 Jahren zu freudenthal das gleiche geschehen, wo man auch den außgegrabenen die Köpfe mit dem Grabschert abgestossen und dadurch dem Uebel gesteuert hat.“

Die Inlage erweist sich als ein Bericht des Neisser Stadtmedikus Doktor Christof Geller und lautet:

Relatio

Cadaverum in sepulchro repertorium in Pago Reinschdorff de quibus fama maleficii orta fuit,

als sollten sie den 19 Persohnen, so von dem Januar bis in den May gestorben seindt, nach der Bauern Meinung daß Herzhblutt ausgezogen haben.

„Den 11. May habe ich solche augenscheinliche betrachtung genommen neben dem Balbierer Caspar Lübecke, und zwar als ich auff den Kirch-

hoff kommen, unterschiedliche gräber und Todten Truen offen gefunden, gleichsamb als ob der Engel schon aufgeblasen hette: Surgite, mortui, ad iudicium!

Consideratis considerandis ist Erstlich gelegen die Jakob Henselin von Eckwertshende, deren Körper wol roth geferbter unverweseter und durch den ganzen Leib voller blutß erschienen, welches auf schlechte Bewegung zu dem Munde aufgefllossen, nicht geliefert, sondern frisch; da hingegen eben den 30. Januarii mit ihr gestorben und begraben worden der alte Michel Jakisch, welcher doch Alters halben solidoris substandiae, dennoch aber ganz verfauleter gewesen. Andertenß ist gleichfalls voller Blutt wie die obige Befunden worden die George Schmottin von dem Dorf Renmen, so den 3. April begraben worden.

Drittenß die George Kranchin von Reinschdorf auß dem Wirtenberger Lande gebürtig, welche vor 9 Wochen begraben worden, so 12 Wochen vor ihrem absterben ein gesundes kindt gebohren, so noch frisch und gesundt lebet, deren Körper nicht leicht zue beschreiben, wie roth und blutreich selbiger erscheint und daß blutt ungeronnen auf geringe Bewegung zue der Nasen und Munde heraus fließet und wie ein aufgeschwemmtes Mühlßchwein mit höchster Verwunderung außfliehet.

Vierdtens Christina Seidelin, ein haußweib, welche sich ein Zeit lang in dem Dorfe aufgehalten und auch 9 Wochen in der erden lieget, auß deren Zienen blutt außgangen, lieget mit unversehrter haut ganz roth, aber nicht so aufgeschwemmt wie die obige, erscheint gleichsamb lebhaft.

Matthes Neumann, gertner von Schmelzdorf, welchem auch blutt Michel Kraudelten, gewesenen Schaffer von Korkwiß, sonsten von Rieglitz, welche beide 11 Tage in der Erden liegen, fangen an zu verwesen und stinken, welche accidentia bei den obigen nicht befunden habe. Wenn es nach der bauern Meinung ginge, welche ganz forchtsamb, verzaget und kleinmütig erscheinen, grieben sie den ganzen Kirchhoff auff und würden mehr Verstorbene in Verdacht ziehen, da ich doch von niemanden verstanden, daß — wie in dergleichen Fällen zu geschehen Pfleget, vorhin jemandem ein gespenst erschienen oder gesehen, viel weniger geengstigt, geplaget oder beunruhigt worden.

Vor der Todten Körper Besichtigung aber habe ich die Kranken besucht, welche ich nicht mit zaubrischen, sondern anführlichen Krankheiten Behaftet gefunden als den kirchvatter cum obstructionibus mesenterii (Darmverstopfung) und inflatione lienis (Milzschwellung), wie er mir den locum affectum secundum longitudinem et latitudinem zu greiffen und zu erkennen gegeben.

Dan ein Pauer, so feбри continna laborieret, und in declinatione morbi durch den tactum pulsum und andere indicia befunden, wegen vergießung aber der Galle in den Magen in deßselbigen schlunge ein Drücken empfindet, wie er mir ebenfahls Zugreifen gegeben.

Bilde mir ein, von den 19 Personen, so gestorben, wird derogleichen zu iudicieren seyn, weilen die fieber ex putredine bilis iho ganz gemein.“

Man wird zugeben müssen, daß die von Doktor Geller an den ausgegrabenen Leichen festgestellten Erscheinungen, die immerhin seltsam und auffällig genug anmuten, ganz geeignet waren, dem alten Volksglauben an Blutsauger und Vampire neue Nahrung zuzuführen. Der Bischof hielt darum die Sache für wichtig genug, um ihre erneute Prüfung einem ganzen Kollegium von Medizинern, Physikern, Theologen und Juristen zu übertragen, und er verlangte von den zünftigen Gelehrten Gutachten, ob es möglich sei, daß tote Körper in irgend einer Form fortleben und den Lebendigen das Herzblut ausaugen können und wie es mit den verdächtigen Leichnamen gehalten werden solle. Die schwer geängstigten Reinschdorfer aber wurden einstweilen angewiesen, „stete Nachtwache“ zu halten.

Die Neisser Medici Christof Geller, Gottfried Mag Walter und Elias Sieghardt berichten als erste am 14. 6. über die Ergebnisse ihrer Konferenzen. „Die Breslauer Medici sind dazu nicht eingeladen worden, da sie nicht unseres Glaubens, vielweniger gleich uns von den Abgestorbenen gute Meinung haben, sondern immediate seelig oder verdammt sprechen. Unsere Meinung aber ist: daß solche tote Körper natürlicherweise nicht als vegetativa erhalten werden können, sondern gegen die Natur mit blutreichen Gefäßen angefüllt erscheinen, also auch hier etwas ähnliches geschehen könnte, causa aber efficiens und fons a quo ist uns unbekannt, weil auch die Untersuchung 3 Tage nach der Exhumation erfolgt ist, undt Berichten die Bauern mit Unwahrheit, daß solche im Beisein geprüfter Aerzte und Chirurgen erfolgt sei, weilen sie vorhin die gräber eröffnet und dadurch großen zulauff verursacht. Da man bei der großen Menge außgegrabener Leichen auf den Neisser Kirchhöfen vor dem Thore solche Zustände nicht beobachtet hat, bilden sich die Pauern ein, sie hetten übers Herze geklagt undt das Blut wehre ihnen außgesogen. Sie — die Doktors — aber sagen, dies läge im Charakter der jezt so gemeinen Krankheit morbi pleuritidis spuriae genannt, die durch den langen, kalten und feuchten Winter verursacht. Im übrigen gehört die Frage, ob man noch mehr Tote außgraben soll, vor das Forum der Theologen und Juristen.“

Die übrigen Gutachten suchen im allgemeinen unter endlosem, gelehrtem Wortschwall die Ratlosigkeit ihrer Verfasser zu verbergen und gelangen zu den widerstreitendsten Ergebnissen. Einer von ihnen, Josef, Theoderch Kinne, traut aus medizinischen, philosophischen, theologischen und juristischen Erwägungen heraus das Blutsaugen „den Hexen, Piellweissen, unholden, nachtfrauen, luststreicherinnen undt Elsterweibern, welche den Bock anbeten, wohl zu.“ Er ist dafür, die 4 verdächtigen Weibskörper zu verbrennen. In seinem langen Schriftstück erinnert er auch daran, daß „der Körper eines ermordeten Menschen nach oftmaliger Erfahrung in gegenwart undt auf Anrührung des Totschlägers blut von sich rinnen lasse.“ Auch der Jurist Carolus Schmiel gibt zu, daß man die Leichen am besten verbrennen würde, schon wegen „der forcht des Pövels in Reinschdorf.“ Weil es aber doch allemal ein schweres Wort bleibt: „Deine Großmutter, Mutter, Schwester, Muhme oder Base ist verbrannt

worden“, läßt man doch am besten die Körper auf dem geweihten Ort liegen. Leider verraten uns die Akten nicht, welchen Spruch der Bischof gefällt hat. Höchst wahrscheinlich haben ihm die Reinschdorfer Bauern den schweren Entscheid erspart, indem sie aus eigener Machtvollkommenheit die verdächtigen Körper nach Väter Weise richteten und so dem Miraculum ein erwünschtes Ende bereiteten.

Kl. Lorenz. Aus „Heimatblätter des Neissegaues“.

Krippenreiter und Rechtsweisen nach dem 30jährigen Kriege.

Die Krippenreiter waren verarmte Adlige, die in Koppeln zusammen ritten und sich bei Vermögenden zu Gäste luden.

Die folgende Erzählung führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens.

Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen sind; zwar widerriet mir dies ein anderer guter Freund und wies mir nach, was ich für Überlast und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne. Kurz, ich kaufte ein Gut für 6000 Taler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Bliß geraten, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe ans Ziel geschossen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erste, der mich nebst ein paar Seinesgleichen „umstieß“, wie sie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar; nicht daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, sondern er saß nur auf einer Bauernwirtschaft zur Miete, die etwa einige hundert Reichstaler wert war, und brachte, wie andere Seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte gesehen habe, wie sie Getreide, Brot, Käse, Butter und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschakungen forderte sie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar Seinesgleichen „den Tisch zu rücken“ einsprach. Sie verhielten sich das erste und das zweite Mal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsehte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Bruderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingesperrt bleiben konnte. „Es gilt dir, Bruder Kretschmer,“ fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Branntwein begossen hatte. Doch aber segnete ich ihm diese Worte mit einer unversehenen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in der-

gleichen Nöten aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. „Was,“ sagte er, „ihr Halunken, ist es nicht genug, daß man euch, so oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt und eure magern Mähren ausfüttert? Wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? Dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so will ich ihm den Junkerrock so verbrämen, daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll.“ „Wir haben nichts mit diesen Händeln zu tun,“ antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Kavalier auch auszuführen wissen.“ Dieser hatte sich unterdeß wieder aufgerafft und und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitsche stecken,“ sagte ich, oder ich will dir, sofern du noch nicht völliges Maß hast, mit dem abgebrochenen Schmelbein dies gewiß dazu setzen.“ Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Tore hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalteten sie mich einen Kreischmerknecht, der eine bemühte sich die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Duzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davon und schickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagkartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herum zu hauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Duzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir und gab dem Vogelbach im ersten Gange eine so tüchtige Schramme über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Mut so weit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt sich besser, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagtesten angesehen hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt. Sobald ihm der Arm geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe, zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wohl aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschneilt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn notwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advokaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Aus-

flucht nach der andern ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte, mir zu helfen. Mein Advokat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rat, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte, und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit so weit aus dem Sumpfe hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Einwendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehn lassen. Darauf kam bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachslog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte aber die Sache nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu erzipieren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geschenke besser schmeckte als was er kaufte, mußte ihm bald dies, bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein paar schöne gezogene Stuken bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermutet selbst zu mir und tat, als ob er genötigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondere Ehre schätzen und bewirtete ihn, so gut ich konnte. Unterdeß besah er meine Gewehre, lobte die Stuken und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen bare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauren Apfel beißen und nicht nur dieses paar Stuken, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes, silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehen hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. „Das ist ein schöner Groschen, womit man einen Taler gewinnen kann“, sagte mein Advokat; „selten fällt in einen offenen Beutel ein schlimmes Urtheil; der Beutel eines Prozessierenden muß mit Spinnweben zugeschnürt sein. Und da man mit einer goldenen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wohl alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann zu geben.“ Kurz, auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Kommission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte miteinander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieses langen, verdrießlichen Prozesses überhoben werden könne. Wie sehr mir dies zu

Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Kommission angesetzt war. Für 1600 Taler, die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500 und bekam damit die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Taler darauf gegangen wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Aus „Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit 3. Bd.“
(S. Hirzel, Leipzig.)

Räubernde „Wallachen“.

1691 machte von neuem eine Bande sogenannter „Wallachen“ die Gegend um Rauden unsicher. Jene Leute waren entweder herumstreifende Zigeuner oder, was wahrscheinlicher ist, der Abschaum soldatischer Gefindels, welches in diesen kriegerischen Zeiten fortwuchert und durch seine große Zahl überall Furcht und Schrecken verbreitete.

Auf die Vorstellungen des Abtes beschloß der Landtag, die einst beim Tartareneinfall geübte Verteidigungsweise wieder anzuwenden. Benachbarte Dörfer sollen sich gegenseitig unterstützen, außerdem werden die Bauern durch Freiwillige aus den jüngeren Bürgern der Städte vermehrt.

Dies Mittel bewährte sich nicht. Beim Anrücken der Räuber flohen nicht nur Bauern und Landadlige, sondern auch die Städter.

Der Landeshauptmann bot die Wybranzen¹⁾ in Teschen auf und erteilte einem gewissen Golejowski die Vollmacht, einen „Kriegszug gegen die Wallachen“ auszurüsten. Mit mehr als 30 Wybranzen, einer großen Anzahl Bauern und jüngerer Bürger, unternahm er den Feldzug und durchstreifte wochenlang die Wälder, wo jenes Gefindel sich aufzuhalten pflegte.

Jedoch wurde nicht ein einziger gefangen, sei es, daß man nachlässig vorging oder Furcht vor den Räubern hatte.

Am 18. Juli drangen die Wallachen sogar ins Kloster Rauden ein und plünderten es „grausamlich aus“.

Dr. Potthast a. a. O.

Reiseeindrücke aus Oberschlesien vor 200 Jahren.

Nachdem ich über Mähren hinausgekommen war und den oberschlesischen Boden betreten hatte, wo die Herzogtümer Troppau und Ratibor sind, da glaubte ich mich außerhalb aller menschlichen Kultur zu befinden. Denn alles erschien mir hier neu und ungewöhnlich, aber nach sarmatischer

¹⁾ Eine Art Leibgarde, die sich kleinere Herrschaften früher auf eigene Kosten zum Schutze ihrer Besitzungen, zum Eintreiben ihrer Steuern und zu persönlichen Dienstleistungen hielten. Der Fürst von Pleß hatte noch vor einigen Jahrzehnten solche Wybranzen (= Ausgewählten). Ältere Leute erinnern sich noch heute an sie. Sie sollen etwa bis 1770 in Pleß bestanden haben. Einer meiner Ahnen mütterlicherseits, ein gewisser Gawron († um 1830), war zu Lebzeiten ihr Führer. Er führte den Titel Schloßforporal.

Weise schmutzig, unflätig, barbarisch. Die Zimmer voll Rauch und Gestank die Wohnstätten für Mensch und Vieh gemeinsam, die Speisen unappetitlich, das Bier ganz schlecht; die Art des Umganges rauh und ungebildet, die Sprache zischend und durch die Zusammenhäufung der Konsonanten für die Ohren der Ausländer unangenehm. Die öffentlichen Straßen waren durch Holpern und Löcher unwegsam, Brücken über die Gewässer, die namentlich im Winter gefährlich sind, waren entweder gar nicht vorhanden oder so schlecht gebaut, daß man sie nur mit Zittern und Zagen überschreiten kann; die Wälder zusammenhängend und dicht, prächtig geeignet für Räuber und Diebsgeindel; die Aussicht über das Land wegen der weithin gestreckten unendlichen Ebene unschön, zumal im Winter, wo alles mit tiefem Schnee bedeckt ist; denn ich glaubte, auf unendlicher Fläche umherzutreiben. Was soll ich von der Bauart der Häuser in den Städten und Dörfern sagen, was von der Unreinlichkeit der Straßen? Das habe ich wirklich eingesehen, daß die Polen nicht umsonst eiserne Sohlen unter den Füßen tragen; denn ohne diese würden sie in dem unergründlichen Kote leicht stecken bleiben.

Aus einem in lateinischer Sprache abgefaßten Briefe des päpstlichen Legaten Lukas Holfstenius vom Jahre 1630.

Einzelbilder aus Oberschlesien.

Beuthen / Bethania.

Dieses Namens sind zwei Städte in Schlesien. Die Erste ligt an der Oder / in dem Herzogthum Glogau / nicht anders weit von desselben Hauptstadt / und zwischen derselben / und Frenstätt / und wird sonst auch Bouthen / und Bntom / oder Bnthomia, genant.

Das ander Beuthen ligt im Herzogthum Oppeln / 16. Meilen von der Neisse / und nächst an der Polnischen Gränze / die bey dem kleinen Wasserlein / oder Flußlein / Brendnitz ist / zwischen welchem / und diesem noch Schlesischen Städtlein Beutten / gegen Benschin über gelegen / ein Holz sich befindet. Cromerus lib. 12 fol. 317. schreibet / daß es zu Bnthom Metall-Gruben von Blei mit Silber vermengt / gehabt habe / welches aber verschwunden / als die Bürger / mit öffentlichem Rath / zween Priester / als den Stadt Pfarrer Petrum, und den Prediger Nicolaum, jämmerlich umgebracht hätten / so ums Jahr 1364 oder 1365. geschehen. Sagt aber nicht / welches / Bnthom / oder Beuthen / es sene. Dann beyde von den Alten Bnthomia, und dieses letzte noch in der Polnischen Land-Tafel Bntom genant wird. Es ist dieses Beuthen vorhin zum Herzogthum Jägerndorff gerechnet; aber Anno 1617. den 16. Aprilis, durch eine ordentliche Sentenz / für dem Schlesien Ober-Recht / Herrn Johann Görgen / Marggrafen zu Brandenburg / und Herzogen zu Jägerndorff / ab- und dem Fürstenthum Oppeln zugesprochen worden. Anno 1627. ward dieses Städtlein von den Sächsisch-Weymarischen erobert.

Tosla / Cosla / Kosel / Kossel.

Ist ein festes Städtlein und Schloß / im Schlesiſchen Herzogthum Oppelen / bey der Oder / zwischen klein Glogau und Beuthen / nahend Leschnitz / Sosnicowitz und Kostenthal / auff Polen zu / gelegen / so Anno 1627. die alten Weymarischen eingenommen und ausgeplündert / und hernach noch in diesem Jahr der Obrist Caprizan / den Kaiserlichen / mit Accord übergeben hat. Die Schwedischen / als sie Anno 1642. fast alles in Schlesien / ausser Breslau / Brieg und Lignitz / eingenommen / haben sie auch diesen Ort / und damit etliche schöne neue Stück / bekommen. Aber das Städtlein gieng darüber im Rauch auff: das Schloß ward gleichwol erhalten.

Treuzberg / Treuzburg.

Von theils Treußberg genant / ein Städtlein im Herzogthum Brieg / nahend dem Ursprung des Wassers Brinnitz / zwischen Konigstatt und Rosenberg / und nicht weit von Smogra / gelegen. Als / nach dem Tod Königs Stephani in Polen / im folgenden 1587. Jahr / die Polen / über der Wahl eines neuen Königs / uneins wurden / und ein Theil / darunter der Groß-Canzlar Johannes de Zamoisco, gewesen, den Prinzen auß Schweden Sigismundum; der ander Theil aber den Erz-Herzog Maximilian von Oesterreich / Kaisers Rudolphi des andern Brudern erwählten; und er, Maximilianus, von besagtem Groß-Canzlar geschlagen / folgendes im Städtlein Pitschen in Schlesien / auch zum Herzogthum Brieg gehörig / belagert / gefangen / und in Polen geführet worden; so wurde nicht allein besagtes Pitschen / sondern auch dieses Städtlein Treußberg / geplündert / da übel gehauzet und gebrennet; welches auff dem Fürsten-Tag Anno 1578. zu Breslau gehalten / zu bevestigen / beschloffen worden. Hochgedachter Erz-Herzog ward hernach Anno 1589. als zu Beuthen alles vertragen worden / daselbst wieder auff freyen Fuß gestellt. Anno 1633. nahmen Treußberg die Kaiserlichen ein.

Dobradin (Guttentag).

Ein Städtlein in Ober-Schlesien / und dem Fürstenthum Oppeln: weiter will sich hiervon nichts finden lassen.

Falkenberg.

Ein Städtlein / an der Steina / in Ober-Schlesien / und dem Fürstenthum Oppeln / nicht anders weit von der Stadt Oppeln / welches Anno 1428. den 24. April / die Hussiten auß Böhmen eingenommen haben.

Fridland.

Dieses Namens seyn 2. Städtlein in Schlesien. Das erste ligt im Herzogthum Schweidnitz / nahend den Ober-Lausnitzischen Gränzen / und nicht weit von Kinaſt und Schmiedeberg.

Das ander Fnd ridlaist ein Städtlein / im Herzogthum Oppeln / zwischen dem Städtlein Falkenberg und Steina / und bey dem Wasser Steina / nahend der Stadt Neisse / gelegen.

Gleibitz.

Im Herzogthum Oppeln / beym Fluß Kladinitz nahend / und zwischen Beuthen / und Onest / gelegen. Und also nennets Schickfusius in der Chronik / und auch in der Land-Tafel. Andere setzen dafür Bleibitz / wie es dann auch also beym Nehelio, in seinem Büchlein / steht / sonder Zweifel auß Irrthum. Es ist aber Gleibitz / wie im Meterano lib. 44. steht / Anno 1627. von den Wenmarischen erobert worden.

Glogau.

Diz ist eine berühmte vornehme Stadt in Nider-Schlesien / die / zum Unterscheid des Städtleins Glogau im Oppelischen Fürstenthum gelegen / Groß-Glogau genennet wird.

Belangende das andere / und auch obgedachte Glogau / im Herzogthum Oppeln / zwischen Zülch und Cosla; Item / zwischen Cosla und dem Neustättlein / beym Wasser Bending¹⁾ gelegen / so wird solches Städtlein / zum Unterschied des obigen vorgeschriebenen Groß-Glogau / das kleine; Item / das Ober-Glogau / genannt; so Anno 1627. die Sächsisch-Wenmarische eingenommen haben.

Gorzowa.

Ein Städtlein im Oppelischen Fürstenthum / von deme / ausser des Namens / sonst nichts zur Zeit / gefunden wird.

Großmück.

Ein Städtlein im Fürstenthum Oppeln und Ober-Schlesien. Sonsten findet sich davon nichts.

Grotka / Grotkau.

Ist die Haupt-Stadt des Fürstenthums / so von ihr den Namen hat / nicht groß / aber mit guten Thoren wol verwahret und verschlossen: und ist / unter der Stadtmauer / auff Herzogswalde zu / ein dreifacher Graben / und so man jeziger Zeit (sagt die Schlesische Chronik Schickfusii lib. 4. cap. 13. fol. 24. noch vor dem jezigen Teutschen Krieg / etwas darauff wenden wollte / würde sich dieser Ort wol besetzen lassen. Es ligt diese Stadt auff einem guten und flachen Boden / zwischen den Städten Brig und Münsterberg / nicht weit vom Fluß Neiß: hat frische und gesunde Luft / fruchtbare Aecker / und einen schönen Stadtwald; und ist daher / vor diesem / allhie alles in einem leidlichen Werth / und ein Sprichwort gewesen / daß da die Bürger weder erhungern / noch erfrieren können. Dann ein jeder hat zu seinem Hause so viel Aecker und Holz / daß er damit außkommen kan / wann Fried im Lande ist. Es hat da eine grosse Pfarrkirch / Bischoffs-Hof / steinern Rathhaus / und einen weiten Platz / oder Ring; aber die Häuser sind mehrern Theils hölkern. Auff dem Land herum wohnet ein statlicher Adel / welcher einen absonder-

¹⁾ Hogenploh.

lichen Hauptmann hat. Dann diese Stadt / samt dem Fürstenthum / Anno 1341. durch Kauff / an das Bisthum Breslau / von den Herzogen zur Lignitz und Brig kommen ist. Siehe unter Neisse / daselbst auch die Städtlein / so in dieses Fürstenthum gehören / benamset werden. Es hat Grotkau / (so theils unrecht Krotkau nennen und schreiben) vor Jahren durch Feuer und Feindes Noth, viel außstehen müssen. Dann Anno 1490. ist diese Stadt ganz außgebronnen. Anno 1549. den 7. Augusti wird sie vom Wetter angezündet / und verbrant / biß auff die Pfarrkirch und sechs Häuser. Anno 1438. haben die Polaken / so nach Böhheim gezogen / allhie geplündert. Anno 1445. bemächtigte sich dieser Stadt Herzog Wilhelm von Troppau. Anno 1633. im Hornung / ward sie von den Schwed- und Sächsischen erobert. Anno 1642. nahmen sie die Schwedisch-Torstenohnische ein: Anderer Unfälle zu geschweigen.

Holdschin.

Wie es jeztgedachter Schickfusius, oder Holschin / wie es Nehelius; oder Hiltchin / wie es die Land-Tafeln / und die Böhmen Hlucin / nennen / wird für ein Städtlein in Ober-Schlesien / und dem Troppauischen Fürstenthum / zwischen Oderberg / und Benischau / gesetzt.

Kranowitz.

Ein Städtlein / in Ober-Schlesien / und im Troppauischen Fürstenthum / zwischen Ratibor und Troppau / gelegen; davon anders nichts / noch zur Zeit / in Schriften gefunden wird.

Krappitz.

An der Oder / darein da die Bruenick oder Brudnick fällt / auch ein Städtlein im Herzogthum Oppeln / nahend Salckenberg / und der Stadt Oppeln gelegen.

Kunstatt.

So theils Konhstat schreiben / ein Städtlein im Fürstenthum Oels / nahend Nambslau gelegen / so Herzog Heinrich Wenzeln von Münsterberg / zu Bernstatt / der Anno 1640. gestorben / gehört hat.

Laslau / oder Lasla.

Ein Städtlein im Troppauischen Fürstenthum / wie D. Jac. Schickfusius und Melchias Nehel solchen Ort dafür erkennen; wir aber sonst davon nichts / als das Läger zwischen Kranowitz / und Mislowitz / finden.

Leschnitz oder Leschnitz.

Ein Städtlein im Fürstenthum Oppeln / nahend Cosla / Onest / Sosnikowitz und Pilhowitz / gelegen.

Lubliniſch.

Ein Städtlein / im Oppliſchen Fürſtenthum / nahend Roſenberg / und den Polniſchen Gränzen / gelegen. Anno 1394. hat der König in Polen / dem Herzog Uladiſlao zu Oppeln / der von ſeinem Rechte zur Cron Polen nicht weichen wolte / hefftig zugeſetzt / Strehliſch und Lubliniſch eingenommen / iſt auch für Oppeln gerückt / und hat daſſelbe belägert. Ob nun wol der Herzog ziemlich ſchwach / ſo machte er doch den Polen genugsam zu ſchaffen / biß die Sach vertragen ward / darunter gleichwol Herzog Uladiſlaus ſelbiges Jahr ſtarb; wie im IV. Buch der Schleiſiſchen vorgedachten Chronik / im 18. Kapitel ſtehet.

Lübbſchüß.

Boehmiſch Hlubice / im Fürſtenthum Jägerndorff / in einem ſchönen Lande / ſo man in ganz Schleiſien für den beſten und traghaſtigſten Boden hält / gelegen. Anno 1436. haben die Lübbſchüßer mit / Hülff und Zuthun ihrer Weiber / die Huſſiten abgetrieben / und ſie auß dem Parghen geſchlagen. Anno 1541. ſeyn ſie / auff Beförderung Marggrafens Georgii Pii von Brandenburg / ihrer Römiſch-Catholiſch Geiſtlichen und Mönche / loß worden. Anno 1603. den 28. May / iſt dieſe / ſowol wegen der Gebäu / als auch deß Raths / Schöffenſtuhls / Bürgerſchaft / deß Handel-Gewerbes und Getreide-Markts halber / ſehr berühmte und ſchöne Stadt faſt ganz abgebronnen. Anno 1627. haben die Denne-märck-Wenmariſchen die Vorſtadt allhie eingeiſchert; auß der Stadt aber / wider die Kaiſerlichen / ehe ſie ſich ergeben / ſtark gewehret.

Michelau.

...
... Werdenhagen und Nehel / ſehen ein Mikolau / in der freyen Herrſchaft Pleß.

Miſlowiſch.

So D. Schickfuſius, in Beſchreibung der Stadt Ratibor / unter die Städte deß Ratiboriſchen Herzogthums / und / in ſeiner Landtafel ſolchen Ort an die Brendniß / nahend den Städtlein Ribenick / Sora und Pleſſa / an der Polniſchen Gränz / ſetzt. Nehel / in exegesi Silesiae / läßt es ben Ratibor auß; welches auch Werdenhagen thut: hergegen ſie ein Miſchlowiſch / oder Miſchiowiſch / in der daran ſtoſſenden freyen Herrſchaft Pleß haben.

Neiſſe / Niſſa.

Dieſe Biſchoffliche Breßlauiſche Reſidenz-Stadt / hat den Namen von dem Waſſer Neiß / ſo nächſt an der Stadt hinſtreyt / und welches in der Graffſchaft Glaß / unterm Schnee-Gebürg / eine halbe Meiſel ohngefähr von Mittelwalde / entſpringet / hernach auf die Stadt Glaß zu rinnet / folgendes hieher nach der Neiſſe / und nicht weit vom Brig in die Oder komt. Iſt ein ziemlich groſſes Waſſer / und ein anders / als die Neiſſe / ſo in dem Böhmiſchen Gebürg ihren Urſprung hat / her-

nach bey Görlitz fürüber laufft / und unter Crossen in die Oder fleußt. Welches dann / wider die / so beyde Flüsse mit einander vermischen / zu mercken ist. Es laufft auch durch die Stadt Neisse ein ander Wasser / die Bielau genant. Es ist Neisse in der Grösse den Städten Lignitz und Brig / nicht fast ungleich. Lieget in Nider-Schlesien / in einem Thal / hat gesunde Lust / einen fruchtbahren Boden / schönen Wiewachs und herrliche Obst-Bäume. Ist eine schöne ansehnliche Stadt / so weite und breite Gassen hat / dergleichen in ganz Schlesien nicht sollen gefunden werden. Die Häuser seyn mehrerentheils von Stein zierlich und hoch. Hat starke Mauern und schöne lustige Vorstädte. Die Gräben seyn voll Wasser. Es gibt allda einen grossen Ziechen-Handel / so häufig allhie gemacht werden; und auff S. Agneten Tag jährlich einen grossen Weinmarkt. Hat gutes Bier und tieffe Keller. Zum Wappen führet sie 3. Französische gelbe Lilien im blauen Felde. Die Pfarrkirch zu S. Jacob ist ein ansehnlich Gebäu. Darnach ist / neben der Bischofflichen Residenz / so schön / und wol zu besichtigen / der Creutz-Herren Kirch / in welche der Bischoff / wann er allhie gewesen / vor diesem gemeinlich gangen ist. Hat sonst noch mehr Kirchen / als zu S. Peter / zu S. Barbara / S. Anna; und in den Vorstädten zum H. Leichnam S. Johannis Thum / S. Marien in Rosis, S. Niclas / das Minoriten Kloster / die Kirch zu S. Catherinen und die Kirch zum H. Kreuz: Item / unterschiedliche Hospitalkien / und ein Jesuiter Collegium; (deme / und dem Franciscaner Kloster / Kaiser Ferdinandus der Ander / den 8. Hornung / Anno 1625. eine ehrliche Unterhaltung / auß dem Neissischen Bisthum / allergnädigst verordnet / auch dem Buchdrucker allda / weilen er mit seiner Arbeit den besagten Jesuiten gedienet / den 18. Augusti des Jahrs 1628. 571. Thaler / 20. Kreuzer / 6. Pfennig / oder 685. fl. 32. Kr. 6. Pf. zu geben / befohlen hat; wie Carolus Carasa, in Germania restaurata berichtet) Item / ein herrlich grosses Rathhauß / schönen Markt / und sonst noch 2. Plätz. Und / wegen solcher guten Gelegenheit / seynd bißweilen die Fürsten und Stände in Schlesien allda zusammen kommen; wie dann im Jahre 1497. geschehen / und damahlen / im sitzenden Rath / Herzog Nicolaus von Oppeln / den Ober-Hauptmann in Schlesien Herzog Casimir von Teschen / und den Bischoff von Breslau / mit seinem Dolch hat erstechen wollen; über welchen aber das Urtheil von dem Stadt-Gericht allhie gefellet / und er alsbald öffentlich auff dem Markt mit dem Schwerdt gerichtet worden ist. Boleslaus der Gerade / und erste Herzog zu Breslau / hatte einen ungerathenen Sohn / Namens Jaroslaus / der wider den Vatter kriegte / hernach Anna 1198. Bischoff zu Breslau ward: derselbe hat / seinem Herrn Vatter zum Verdruß dem Breslauischen Bisthum seinen Antheil / nemlich diese Stadt Neisse / samt denen darzu gehörigen Städtlein / geschenkt; starb aber vor dem Vatter im Jahr 1201. Mit der Zeit hat auch Boleslaus III. von der Lignitz / Henrici Crassi Sohn / dem Bischoff Praetislao zu Breslau / Anno 1341. das Fürstenthum Grotkau verkaufft; wie oben bey selbiger Stadt gesagt worden; dadurch dann der Bischoff zur Fürstlichen Hoheit kommen / also / daß er jetzt den neu-

gekrönten König in Böhme / die Pflicht / als ein Princeps Ligius thut und dieses Fürstenthum noch besitzt / und der Zeit einer auß dem Könighen Polnischen Geblüt ist; wie oben bey Breslau gesagt worden. Es gehören aber unter Grotkau / und die Neisse / die Städtlein Otmachau / Wansen / Ziegenhals / Grenenwaldau (al. Grenwalde) Hozenploh / Jawernick / Kaltenstein / Patschkau / Onziest / (al. Onest) Weidenau (al. Weida) / Weidau und Zuckmantel. Darzu J. H. Hagelganz / Johannesthal und Hermanstadt / thut. Es hat die Stadt Neisse von Wasser / Feuer / Feinden / und innerlichen Spaltungen / auch der Religion halber / viel außgestanden; wie nach längs in der Schlesischen Chronik / so ein jeder im Register daselbst auffsuchen kan / zu lesen. Wir wollen daher allein vernehmen / was in derselben nicht stehet; sondern erst die letztere Jahr her / sich allhie in Kriegs-Sachen / unter andern / begeben hat; Als / daß Anno 1632, den 10. Herbstmonat / der Thur-Sächsishe Feld-Marschall Arnheim diesen Ort mit Beding eingenommen / den aber / noch in diesem Jahr / deß Heinrich Holcken / Kaiserlichen Generals / Volck / mit Hülff der Burger / wieder bekommen; darinn damalen die Wolfersdorffischen und etliche Holsteinischen / mercklich eingebüßet haben: welches vielleicht vorhero / im Jahr 1627. das den 9. Herbstmonat allda entstandene großes Ungewitter bedeutet hat. Anno 1642. ward diese Stadt von den Schwedisch-Torstensohnischen beläget / und endlich den 8. Brachmonat bezwungen. Die Wildschützen und Croaten wurden alle niedergemacht / die andern Soldaten aber untergestellt. Es mußte die Stadt 15 000 Reichsthaler / 300 Saß Wein (dann allhie die Niederlag aller Wein / die auß Ungarn in ganz Schlesien und Polen / wie einer berichtet / geführt werden / seyn solle) 200. Saß Bier / eine starke Anzahl Getreide / Schaf und Rindvieh / 1500. wohlgerüste Pferde / liefern / und 4. Regimenter verspflegen. Der Herr Wenhe-Bischoff / der Landes-Hauptmann / und etliche andere vornehme Leute / nahmen / mit ihren besten Sachen / und den geheimen Schrifften der Bischofflichen Tänzlen / 12. Tage zuvor / die Flucht nach Breslau / wurden aber / bey Olau / von einer streiffenden starken Parthey / ergriffen / ihnen alles abgenommen / und zuvorderst die Fürstliche Tänzlen hoch beklaget. Als die Schweden folgendes vor Brig nichts außgerichtet / so haben sie auch diese Stadt verlassen; / zuvor aber viel Häuser allda geplündert / Wein / Bier / Getreid / und alles / so ihnen gedienet / aufgeladen / 4. Thor / und etliche Thürne / außgebrant / auch etliche Feuer / die gleichwol zeitlich gedämpfft worden / eingelegt; die Besatzung abgeführt / den Bürgermeister / 2. Rathsherren und Adels-Personen / wegen außständiger Contribution, mitgenommen; wie hievon mit mehrern in dem IV. Theil deß Theatri Europaei Meriani fol. 925. und 928. zu lesen.

Neukirch¹⁾.

Boehmisch Cerckwe / im Troppauischen Fürstenthum / und desselben Gränzen / auff das Ratiborische zu / gelegen; von welchem Städtlein aber sonst nichts schriftwürdiges vorhanden.

¹⁾ Deutsch-Neukirch.

Neustat / Neustätlein.

Dieses Namens seyn 2. Städtlein in Schlesien / das erste in Nieder-Schlesien / und dem Fürstenthum Groß-Glogau / an dem Wässerlein Weißfurt / so unterhalb Beuthen in die Oder fällt / und zwischen Milkau und Frenstatt / gelegen . . . Das ander Neustätlein ligt im Herzogthum Oppelen / nahend Klein-Glogau und Zülch.

Oppeln.

Diß ist eine uhralte Stadt / und das Haupt in diesem Fürstenthum / darzu die Städte / Ober- oder Klein-Glogau / Neustat / Kosel / Beuthen / Gleibitz / Tost / Groß-Strehlitz / Saldenberg / Zülch / Rosenberg / Lublinitz / Schürgast / Krappitz / Peißkrottschamb / Lefznitz / Gorzoba / Dobradin / Steinau / Fridland / Klein-Strehlitz und Großmück / gehörig seyn. Es ligt aber besagte Ober-Schlesische Stadt Oppeln auff einer feinen Ebene / hat gesunde Lufft / und einen guten Boden / der gleichwol an etlichen Orten sandicht ist. Stosset gegen Polen; daher man allhie Polnisch redet. Hat eine schöne / grosse / weite / steinerne Pfarrkirch / und Dom- Stifft / darinn ein ansehnliches Collegium vornehmer Canonicorum. Es ist auch zu Eingang der Fürstlichen Burgh ein Kloster-Kirch / und hart an dem Oder-Thor ein grosses in Stein aufgeführtes Hospital / für die Armen / an welchem nachfolgende Verß zu lesen seyn: Da tua, dum tua sunt, post mortem nulla potestas Dandi; si dederis, non peritura dabis. Die besagte Burgh ist nunmehr fast eingangen. Das Rathauß aber ist statlich / neben einem zierlichen Rathsthurn. Der Platz / oder Markt / ist viereckicht: die Häuser herum seyn theils von Stein / theils von Holz. Es seyn allda starke Stadt-Thor und dicke Mauern. Gegen Mitternacht ligt das Stift Czarnowans / ben einer Meil von der Stadt. Hart aber an der Stadt ist der Oder-Fluß / gegen Mittag und Abend und etwas weiter davon gegen Mittag und Morgen / seyn überauß grosse Wälder im ganzen Lande wol bekandt; und ist alles da von Victualien wolfehl. Zum Stadt-Signet führet der Rath / in getheiltem blauen Schilde / einen halben gelben flatterenden Adler / und ein halb güldenes Creutz / daran Kleeblätter seyn. Nachdem Anno 1497. Herzog Niclas von Oppeln öffentlich gerichtet worden / wie oben ben Reiß zu sehen; und dessen Bruder hernach im Jahr 1532. auch ohne Kinder verstorben / so ist solches Fürstenthum der Cron Böhme heimgefallen. Es haben dasselbe folgendes / ein Zeitlang / die Königin Elisabetha auß Ungarn / zun Zeiten Kaisers Ferdinandi I. hernach die Fürsten in Siebenbürgen / Sigismundus Bathorius, und Bethlehem Gabor / innegehabt. Ist sonst mit dem Fürstenthum Ratibor auff ewig verbunden / und werden daher beyde von einem Landhauptmann regiret / haben auch einerley Recht und Freyheiten. Man darff von dem Oppelischen Land-Gericht / bey Leibes-Straf / nicht appellieren / und muß da / ein jeder vom Adel ohne Degen erscheinen; wie es dann auch in Mähren der Brauch ist. Es hat diese Stadt von der Oder / und auch durch Feuer und Krieg / viel außgestanden: wie dann Anno 1501. den 29.

Herbstmonat die Stadt ganz in die Asche gelegt worden. Also ist 1615. den 28. Augusti die ganze Stadt aufgebronnen / und seyn über 104. Menschen / und darunter der Pfarrer selbst / umkommen. Innerhalb 4. Stunden lag alles in der Asche. Siehe deß Curei und Schickfusii Schlesiſche Chronik / lib. 4. cap. 18. Anno 1627. ward Oppeln von dem Dennemärck-Weymariſchen Volk aufgeplündert und beſetzt. Anno 1632. im Herbstmonat / hat der Thur-Sächſiſche Feld-Marschall Arnheim diesen Ort mit Sturm erobert, Anno 1635. nach dem Prageriſchen Frieden-Schluß / kam dieser Ort wieder an Kaiſer Ferdinand. Anno 1642. nahmen die Stadt die Schwediſchen ein / ſie gerieth aber darüber in Brand / und gieng im Rauch auff. Es wird in den leßtern Hiſtorien auch eines veſten Schloſſes allhie gedacht: daher zu muthmaſſen / daß entweder die obgedachte Burgk / bey dieſem Krieg / wieder beſetzt worden; oder / daß es / wie an mehr andern Orten / auſſer derſelben / noch ein Schloß allda haben mag: wie dann in beſagter Brunnſt das Schloß übergeblieben / und von den Schwediſchen auch folgend beſetzt geſeſſen worden. Das folgende Jahr hat der Kaiſerliche General-Feld-Marschall Leutenant / Herr Lorenz / Freyherr von Hoffkirch / 3. Sturm darvor verlohren / und iſt um das Mittel deß Hornungs / mit ſeinen Kaiſerlichen Völkern / wieder abgezogen. Aber Anno 1644. hat die bißhero allhie gelegene Schwediſche Beſatzung accordirt; wie davon in Tomio V. Theatri Europaei, fol. 543. zu leſen. Darauf Anno 1645. der Kaiſer dieſes Fürſtenthum Oppeln und Ratibor / dem König in Polen (ſo hingegen die Herrſchafft Miltenau [vielleicht Wittingau] im Böhme / welche auff 500. tauſend Gülden Rheinisch / gehalten wurde / abgetreten / und Ihro Kaiſerliche Majestät noch darzu 200. tauſend Ducaten gelehnet) auff 50. Jahr pfandsweiſe / für 1100 000. Gülden Rheinisch / dieſer Geſtalt eingeräumt / daß / nach ſolcher Jahren Verfließung / der Kaiſer die Wiederlöſung / wie nicht weniger die Superiorität genannter Fürſtenthümer / als Ober-Herzog in Schlefien / ſich vorbehalten. Und wurde am 4. Wintermonat / neuen Calenders / die Huldbigung den Polniſchen Geſandten geleistet. Anno 1647. hat der König in Polen / bey Ihr. Kaiſerlichen Majestät erhalten / daß die Kaiſerliche Völker / auß den beſagten Fürſtenthümern Oppeln und Ratibor / abgezogen / und ſolche mit Königlich Polniſchen beſetzt worden ſeyn; wie dieſes in obgedachtem V. Theil deß Europäiſchen Schauplatzes geſagt wird. Und in dieſem Jahr / im Wintermonat / ſeyn allhie in die 70. Häuser aufgebronnen.

Ottomachau / Otmachau / Ottmochau.

Von Martino Helwigio, ſonder Zweifel / unter dem Ort Ottmansau / ſo er zwiſchen Münſterberg / und Neiſſe / an der Neiſſe ſetzt / verſtanden. Dann dieſes zum Fürſtenthum Neiſſe und Grotkau gehöriges Städtlein und Schloß / ligt nahest Münſterberg / das Anno 1429. die Huſſiten auß Böhme / durch Verrätheren ein- und da gute Beute bekommen haben. Das Schloß beſetzten ſie / welches Conradus, Biſchoff zu Breslau / Anno 1435. wieder bekam / als der Rath zu Breßlau / auff deß Biſchoffs Antrieb / die gefangene Huſſitiſche Oberſten loß gab. Das Dom-Stift

allhie hat sein Vorfahr Wenceslaus I. gebauet / so / samt dem Gebiet herum / grosse Befreyung hat. Johannes der Vierte / Bischoff zu Breslau / der Anno 1506. gestorben / hat das Schloß bevestiget; das Städtlein aber ist längst zuvor / unter dem König Wenceslao in Böhme und Polen / mit Gräben und Wällen / verwahret worden. Anno 1646. haben die Schwedischen diesen Ort außgeplündert / und viel Früchten / von dannen / nach Leobschütz führen lassen.

Onest / eigentlich Onzieß.

Darfür in die Schlesische Chronik Czyziest komen / aber am letzten Blat derselben / in den Druckfehlern / corrigirt worden ist. Ligt in besagtem Fürstenthum Neiß und Grodtkau / am Wasser Kladnitz / zwischen Rackel und Gleibitz. Es ist dieses Städtlein Onest / samt dem besagten Gleibitz / Anno 1627. von den Dennemärck- oder Alt-Weymarischen eingenommen worden.

Partschkau.

Vom Helwigio Partschka genant / auch im Neißischen Fürstenthum / zwischen Reichenstein und Neisse / bey dem Wasser Neisse / gelegen.

Peiskrottschamb.

Peiskenkretschmen / Peiskretschemb / Peiskrottschamb: wie dieses im Opplischen Fürstenthum / zwischen Tarnowitz und Beuthen / an den Polnischen Gränzen / und gegen dem Polnischen Städtlein Benschin über gelegenes Städtlein in der Schlesischen Chronik / unterschiedlich von Helwigio Peiskrotzheim; vom Werderhagen aber Weiskrottschamia; und ins Nehels Büchlein Anno 1642. in 12. wieder gedruckt / Weiskrottschau genant; von welchem Ort nichts zu finden / ausser / daß in einer des Herzogs Uladislai zu Oppeln und Cosl Rekognition; desselben im Jahr 1327. gedacht wird.

Pilhowitz / Pilzowitz.

Wie es die Schlesische Chronik / oder Pillawitz / wie es Werdenhagen und Nehel nennen / ist ein Städtlein im Ratiborischen Fürstenthum / nahend Rauden und Leschnitz / auff klein Polen zu.

Pitschen.

Dieses Städtlein / so von theils Pitschen geschrieben wird / ligt im Fürstenthum Brig / auff Polen zu; und ist ein gar alter Ort / daselbsten ein Zeilang / nach Smogra / der Bischoffliche Sitz gewesen / biß er auff Breslau kommen ist. Als Anno 1588. Erz-Herzog Maximilian von Oesterreich / so von theils Polnischen Ständen zu ihrem König erwählet worden / mit seinem Kriegsvolk auff Polen zoge / aber vom Polnischen Groß-Canzlar / Johann von Zamoisco / geschlagen / und darauff allhie zu Pitschen in Schlesien belagert / gefangen / und in Polen geführt wurde; so muste darüber dieses Städtlein haar lassen; wie es dann auß-

geplündert / auch sonst aller Muthwillen / sonderlich mit Weibs-Personen / da geübet worden ist. Anno 1627. ist dieser Ort von den Dähnischen / oder Alt-Wenmariſchen / mit List eingenommen / und wie man damalen berichtet hat / biß auff die Kirche / wieder außgeplündert worden. Anno 1633. nahmen Piſſchen die Kaiſerlichen ein.

Ples / Pleß / Psczina.

An der Weigel / zwischen Strummen / so noch Schlesiſch und Ob-wenzin / so allbereit Polniſch / und also an den Gränzen von klein Polen gelegen; dahin man gemeinlich komt / wann man von Cracau auff Wien reiset. Ist das Haupt-Städtlein / und Schloß / dieser Schlesiſchen freyen Standes Herrſchaft Pleß / darzu vom Werdenhagen / und Nehel / die Städtlein / Mikolau / Berohn und Miſchlowiſ / gerechnet werden / den Herren von Promniß gehörig; auß denen Herr Senfrid von Promniß / Freyherr zur Pleß / auff Sora / Tribel und Heuerschwerrda / etc. ein Zeitlang auch das Fürſtenthum Sagan / Prebus und Naumburg / pfandsweiße innen gehabt hat. Auff dem Fürſten-Tag zu Breßlau Anno 1578. gehalten / ward dieses Städtlein Pleß zu befeſtigen beſchloſſen. Die Polniſche Coſſaken haben daſſelbe 1618. und wiederum im Jahr 1624. außgeplündert.

Ratibor.

Ist die Haupt-Stadt deß in Ober-Schlesien gelegenen Fürſtenthums dieses Namens / davon auch oben bey Oppeln etwas ſagt worden / und in welches so ſich in das Böhmiſche Gebürg erſtrecket / und das Land Mähren errichet / die Städte / Oderberg / Sora / Ribenick / Pilzowiſ und Miſelowiſ / gehörig ſeyn. Hat vorhin eigene Fürſten gehabt / auß welchen der letzte / Valentinus genant / Anno 1516. geſtorben / und ist darauff dieses Land der Cron Böheim dergeltalt einverleibt worden / daß es mit Oppeln / zu ewigen Zeiten / beſammen bleiben ſolle. Beſagte Haupt-Stadt Ratibor / ist allbereit vor dem Jahr 1164. erbauet geweſen. Ligt an einem luſtigen Ort / 6. Meilen über Oppeln. Hat friſche Luft / erwünſchten Waizen- und Korn-Boden / ſchöne Wiefen / fruchtbare Obſt-Gärten; und bringet ihr der neben ſich hinab ſtreichende Oder-Fluß gute Gelegenheit. In der Stadt hat es eine ſchöne Stifts-Kirche / einen Probt / Dechant / 14 Chor-Herren und Vicarien: Item / ein Jungfrauen-Cloſter / zum H. Geiſt genant / und ein groſſes Hoſpital. Es ſeyn auch Jeſuiten der Zeit allhie; allda es ingeleichen vor dieſem der Augſpurgiſchen Confession zugethane Leut geben hat. Es ist aber hernach mit denſelben ſcharpff verfahren / und ſie endlich außgejagt worden. Sonſten hat es hie allhie auch noch ein altes Fürſtliches Hauß / hart an der Oder / und ein fein ſteinern Rath-hauß. Die Priathäuſer aber ſeyn mehrern Theils von Holz. Hat ſtarcke Thor / dicke Mauren und groſſe Wälder; ist auch wolſeyl allda / vor dieſem / zu zehren geweſen. Sie / die Stadt / führet im rothen Schilde einen halben weiſſen Adler / und ein halb weiſſes Rad. Hat durch Krieg / Waſſer und Feuer / viel außſtehen müſſen / wie ſie dann in

den Jahren 1249. und 1574. und zwar das letztemal / durch einen Büchsen Schuß im Stall (siehe die Schlesische Chronik lib. 4. cap. 19. fol. 131.) abgebronnen; hat auch Anno 1637. eine grosse Feuers-Brunst erlitten. Anno 1627. konnten diese Stadt die Dennemärkischen / oder Sachsen-Wenmarischen nicht erobern. Aber Anno 1633. bekam sie der Schwedische General Tubald; und Anno 1642. die Schwedisch-Torstensohnische.

Ribenik.

Ein Städtlein im Ratiborischen / nahend selbiger Hauptstadt / wie auch Sora und Lasla gelegen; wie solches also in der Schlesischen Chronik: von Nehelio aber (der seine Beschreibung / auß dem Werdenhagen / welcher auch die Beschreibungen / zu deß Mercatoris Atlante gemacht haben solle / scheint fast genommen zu haben) Ribenk genant.

Rosenberg.

Im Oppelischen Fürstenthum / zwischen Lublineß und Landsberg / an den Polnischen Gränzen / gelegen. Ist allbereit ums Jahr 1327 eine Stadt gewesen / wie auß einer deß Herzogs Boleslai zu Oppeln Recognition, im 2. Buch der Schlesischen vermehrten Chronik / cap. I. folg. 3. erscheinet. Auff dem Fürstentag zu Breslau Anno 1578. ward sie zu befestigen beschloffen; und Anno 1627. von dem Dennemärck-Wenmarischen Volk eingenommen.

Schürgast.

Ein Städtlein im Fürstenthum Oppeln / zwischen dem Städtlein Brig und Oppeln / nahend Levin / Popelau / und dem vornehmen Feld-Closter Czarnowas / oder Czarnowans / und zwischen den Wassern gelegen; davon sonst nichts schriftwürdiges zu finden.

Sora / oder Soraw.

Ein Städtlein / im Fürstenthum Ratibor / zwischen Mislowitz und Lasla; Item Liebeneck und Strumien¹⁾ / in Ober-Schlesien / bey den Polnischen Gränzen; davon nichts anders schriftwürdiges zu finden.

Steinau.

Dieses Namens seyn 2. Städte in Schlesien. Die erste ligt in Nieder-Schlesien / und im Fürstenthum Eignitz / an der Kaxbach / und gar nahend der Oder / so / in dem jetzigen Krieg / wegen deß statlichen Passes allda / sich wohl bekandt gemacht hat.

Das ander Steinau ist ein Städtlein im Herzogthum Oppeln / so ins gemein Steina genant wird / und am Wasser Steina / zwischen dem Städtlein Friedland und Zülch / nahend der Stadt Neisse / in Ober-Schlesien gelegen ist.

¹⁾ Oswicim.

Strelitz.

Dessen Namens zwey Städtlein / groß und klein Strelitz / beyde im Herzogthum Oppeln / zwischen Oppeln und Tarnowitz / auff Polen zu / gelegen / deren das grosse Anno 1627. von den Weinmarischen eingenommen worden.

Tarnowitz.

Ein Städtlein / 4. Meilen von Strelitz und 4. von Bendischin / in der Mitte. Ist vorhin Jägerndorffisch gewesen; aber Anno 1617. demselbigen damals Herzogen ab- und dem König in Böhme zugesprochen worden.

Tosł.

Ein Städtlein im Herzogthum Oppeln / zwischen Nackel und Tarnowitz / nahend Strelitz / gelegen; dessen Herzog Uladislau zu Oppeln und Tosla / in einer Recognition des Jahrs 1327. in der Schlesischen Chronik lib. 2. cap. I. folg. 3. gedenket. Siehe auch von diesem Ort jehsterwehnte Chronik lib. 4. cap. 18. folg. 128.

Żaudiż.

Ein Städtlein im Herzogthum Jägerndorff / nahend Troppau / Cranowitz und Benischau; davon sonst noch zur Zeit nichts zu finden.

Ziegenhals.

Ein Städtlein im Grodtkau- und Neissischen Fürstenthum / an der Biela / nahend Weida / und unfern von der Stadt Neisse gelegen / so Anno 1428. die Hussiten aus Böhme überfallen haben.

Żulch.

Es ist auch ein Żulch / oder Żulch / im Opplischen Fürstenthum / zwischen Steina / und dem Neustättlein / nahend Klein-Glogau / nehmlich 2. Meilen davon / und 3. Meilen von der Stadt Neisse gelegen / so auch ein Städtlein ist.

„Ober-Schlesien“, aus Matthäus Merian's Topographie.
Entnommen aus Merians Topographie, Schlesischer Teil. Stantf. 1640—88.

Die Anfänge des ober-schlesischen Postverkehrs.

Der Briefträger ist heutigen Tages die bekannteste tägliche Erscheinung. Der Postleiter zählt zu den Spitzen der Behörden, das Postamt zu den stattlichsten Gebäuden, in das im Laufe der Woche Tausende eilen. Wer möchte jetzt im Straßenbilde die blauen Briefkästen, die gelben Postautos und Postwagen missen! Daß gerade das verhältnismäßig junge Postwesen eine gewaltige Entwicklung genommen hat, ist jedem Volksschüler bekannt, aber kaum jemand in der Stadt kennt seine örtliche Geschichte. Sogar der verdienstvolle Chronist von Gleiwitz, Nietzche,

hat diese nur kurz gestreift. Da aber die Geschichte unserer Post gleichzeitig auch Stadtgeschichte ist und für letztere erfreulicherweise ein stetig steigendes Interesse vorhanden ist, möchte ich im nachfolgenden einen kleinen Baustein hierzu liefern.

500 Jahre lang hat die Stadt Gleiwitz bestanden, ohne daß ein Bedürfnis nach einem regelmäßigen Postverkehr eingetreten wäre. Auch als die Stürme des Dreißigjährigen Krieges über unser Städtlein dahingebraust waren, wurde es kaum anders. Immer noch glaubten die Bürger nicht daran, daß die Briefe und Sachen von Kaufleuten und anderen Einwohnern der Stadt soviel Postgeld abwerfen könnten, um davon Pferde, Wagen, Postillione und Postbedienstete zu unterhalten. Wer einen Brief zu verschicken hatte, bediente sich immer noch eines eigenen Boten. War man dazu nicht imstande, so mußte man warten, bis sich ein reisender Kaufmann, ein fahrender Schüler, ein wandernder Spielmann oder ein frommer Pilger fand, der den Ort berührte, an den die Nachricht gelangen sollte. Vor allem waren es die Fleischer, die sich dieses Dienstes unterzogen, da sie beim Viehaufkauf besonders weit im Lande herum kamen.

Erst das Jahr 1670 sollte Wandel schaffen. Wie so oft, war es auch in diesem Jahre ein hochpolitisches Ereignis, das die Änderung brachte. Das Nachbarland Polen hatte sich am 19. Januar 1669 in Michael Kornbut Wisniowiecki einen neuen König gewählt. Er war in Wien aufgewachsen und legte eine besondere Hinneigung zum Hause Habsburg an den Tag. Man fand es daher verständlich, daß er sich um die Erzherzogin Eleonore Maria, die Schwester Leopold I., bewarb und ihre Hand erhielt. Im Hinblick auf die aus dieser Verbindung zu erwartenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten wurde die von Wien bis Olmütz bereits bestehende regelmäßige Postverbindung rasch bis Czenstochau verlängert. Als neue Poststationen wurden auf österreichischer Seite eingerichtet: Sternberg, Wigtabl, Toppau, Ratibor, Rauden, Glewitz und Tarnowitz; auf polnischer Seite Czenstochau. Zwanzig Tage vor der Hochzeit, am 8. Februar 1670, wurde durch kaiserlichen Befehl und Verordnung der schlesischen Kammer der Glewitzer Bürger Johannes Laurentius Niebidtko zum Postmeister von Glewitz bestellt. Seine Dienstanweisung schrieb unter anderem vor: „die von Wien nach Tschaschachaw vnnnd wieder zurückhe lauffenden Staffeten bieß Kloster Rauden vnnnd Tarnowicz aufs fleißigste zur beserdern.“

Der Tag des Durchzugs der jungen Braut ist nicht bekannt. Auf jeden Fall wird sich aber den guten Glewitzern ein seltenes Schauspiel geboten haben, denn Leopold I. liebte Pracht und Glanz und verfehlte nicht, sich bei feierlichen Gelegenheiten als ersten Monarchen des Abendlandes zu bezeigen. In Begleitung der 17jährigen königlichen Braut befand sich die den Haupt- und Mittelpunkt des kaiserlichen Hofes bildende Kaiserinwitwe mit dem ganzen Hofstaate. Der Landeshauptmann in Ratibor erhielt Befehl, 1000 Pferde, Vorgespanne, bereit zu halten. Welche Rolle hierbei unserem Postmeister Niebidtko und dem

Magistrat zufiel, wissen wir nicht. Hoffentlich gelingt es aber, auch hierüber noch die Unterlagen aufzufinden.

Der gewöhnliche Postverkehr scheint in diesen Jahren nicht besonders rege gewesen zu sein, denn am 3. Januar 1675 klagt Nießidtko der schlesischen Kammer seinen schlechten Verdienst. Trotzdem die Post zwischen Polen und Wien nicht oft verkehrte, ständen von seinen vier Pferden jederzeit zwei Pferde bei freiem Futter zu Haus, die er sich nicht getraute, zu anderer Arbeit zu verwenden und etwas damit zu verdienen. Er bittet, ihm „zu seiner Ergözzlichkeit ein Solarium in gnaden zu verordnen“ und auf sein Haus in Gleiwitz einen *Salva guardia* Brief, damit es vom Magistrat mit Einquartierung der *Soldateska* nicht onerirt werden dürfe. Paul von Röhrscheidt, Postamtsverwalter der kaiserlichen Kammer, wurde mit Nachprüfung der Beschwerde betraut. Die Kammer also sollte nach der Meinung des Herrn Gutachters kein Opfer bringen, dagegen wünschte er dem Herrn Postverwalter oder Postbeförderer, wie er auch genannt wird, eine Vergünstigung insofern zuteil werden zu lassen, als der Magistrat sein Haus nicht mehr für Einquartierungszwecke (Einquartierungen waren damals eine regelmäßige Erscheinung) in Anspruch nehmen dürfe.

In Breslau hielt man aber zunächst auch letzteres für nicht erforderlich, aus welchem Grunde Nießidtko $1\frac{1}{2}$ Jahre später, am 4. Juli 1676, sein Gesuch wiederholt. Auf dieses erneute Gesuch hin wurde bereits drei Tage später verfügt: „Expedietz für den Supplicanten die *Salva guardia* in gewöhnlicher conformität.“ Nießidtko, der anscheinend mehr vom Ehrgeiz als von der Not der Zeit zu seinen Anträgen getrieben wurde, hätte sich wohl mit dem Erreichten zufrieden gegeben, wenn ihm nicht der böse Magistrat einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Um jedermann von der ihm erzeigten Gunst zu überzeugen, ließ sich Nießidtko eine Tafel mit dem kaiserlichen Adler anfertigen, die über der Haustür befestigt werden sollte. Dies verbot ihm jedoch der Magistrat, weshalb sich Nießidtko am 9. September 1676 bei der kaiserlichen Kammer über ihn beschwerte. Bald erschien der schon bekannte Postamtsverwalter Paul von Rörscheidt in Glewitz, um den Magistrat nach dem Grunde für sein unangemessenes Benehmen zu befragen. Letzterer vertrat den Standpunkt, daß der Postverkehr so stark nachgelassen habe, daß von einem Postmeister kaum noch gesprochen werden könne und daß deshalb Vergünstigungen nicht mehr am Platze wären. In der Entscheidung der Breslauer Kammer vom 11. November 1676 wird zwar zugegeben, daß die durch Glewitz laufende polnische Post auf einige Zeit aufgehoben worden sei. Trotzdem habe Nießidtko Befehl, die etwa aus Polen einlaufenden Stafetten und Kuriere sowie sonstige nach dem kaiserlichen Hofe oder nach Breslau gehörige Briefe bei Tag und Nacht zu befördern. Dem Magistrat wurde deshalb aufgegeben, den Schußbrief vom 7. Juli 1676 gehörig zu respektieren.

1681 schloß Johann Laurenz Nießidtko, erster Postmeister von Glewitz, für immer die Augen. An der Allerheiligenkirche wurde er zur letzten Ruhe gebettet. Nachfolger wurde sein Sohn, Paul Bernard

Niešidtko. Auch über ihn habe ich bisher nur spärliche Nachrichten auffinden können. Unter diesen sind allerdings einige Schriftstücke, die bedeutsame Schlaglichter auf die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit werfen. So schwingt sich beispielsweise eines Tages ein Gehilfe des neuen Postmeisters aufs Pferd, um einen in Gleiwitz eingelieferten, nach Schieroth bestimmten Brief zu befördern. Sein Ankunfts-signal laut schmetternd, reitet er in den dortigen Gutshof ein. Dem Empfänger scheint aber die erhaltene Nachricht wenig Freude zu bereiten; er läßt den armen Postreiter ergreifen, ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgen und zwingt ihn dann, den gebrachten Brief zu verzehren. Anstatt dem Boten das vorschriftsmäßige Kuriergeld auszuhändigen, nimmt man ihm Pferd und Posthorn weg und entläßt ihn endlich mit der Aufforderung, seinen Chef selbst nach Schieroth zu bestellen, um die Sachen abzuholen, bei welcher Gelegenheit man ihm allerdings die dreifache Portion der dem Boten verabreichten Hiebe zukommen lassen würde. Der Postmeister verschmähte es indes, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten; er wandte sich vielmehr beschwerdeführend an die Kammer, die er zugleich um ein Schmerzensgeld für den Postknecht ersuchte. Wer die zähe Struktur des damals für Briefe verwendeten Papiers kennt und sich der darauf klebenden Siegellackklumpen erinnert, wird gern glauben, daß nach der Verzehrerung des Briefes von seiten des Postknechtes etwas getan werden mußte, um die gestörte Verdauung wieder in Gang zu bringen. Die Kammer sandte die Beschwerde des Niešidtko an den Landeshauptmann Johann Georg Reichsgrafen v. Oppersdorf mit einem vom 21. Oktober 1692 datierten Anschreiben. Der Herr Reichsgraf scheint es aber nicht für notwendig erachtet zu haben, eines verprügelten Postgehilfen wegen einen Adelligen seines Landes zu belästigen, wenigstens lag das Schreiben der Kammer bei dem am 23. November 1693 erfolgten Tode des Landeshauptmanns noch unerledigt auf seinem Tische. Die Kammer beauftragte nunmehr Hans Heinrich von Skronski, der als Kammerprokurator ein Amt versah, das man etwa mit dem eines Staatsanwalts vergleichen kann, mit der Verfolgung der Angelegenheit. Aber auch der Herr Fiskal Skronski hatte anscheinend Wichtigeres zu tun, als den Beschwerden des Glewitzer Postmeisters nachzugehen. Ein Bericht ist niemals erstattet worden. Der Postmeister dürfte sich inzwischen auch beruhigt haben, nachdem er $3\frac{1}{4}$ Jahr vergebens gehofft und gewartet hatte. Vielleicht war auch der leidtragende Postknecht schon gestorben. Was aus dem Pferde und dem Posthorn geworden ist, kann allerdings auch nicht mehr ermittelt werden. Oswald Dölkel, Gleiwitz.
Ostdeutsche Morgenpost v. 14. 9. 26.

Zürfengefahr.

Im August 1683 marschierten polnische Truppen durch Rauden und nahmen hier und in der Umgegend Quartier. Die dadurch entstandenen Unkosten wurden auf die klösterlichen Untertanen der Dörfer verteilt und ihnen am 6. August 1684 bar erstattet.

Die kostbarsten und wertvollsten Gegenstände hatte das Kloster aber wegen der allgemein herrschenden Unsicherheit vorher zu Brieg im Hause des Czarnowanzer Propstes in Sicherheit gebracht.

Übrigens muß das Verhalten jener Soldaten nicht gar erfreulich gewesen sein, da ihr Andenken sich viele Jahre lebendig erhielt. Noch im Fürstentagschluß vom 29. März 1688 heißt es, daß der „Durchmarsch der Pollnischen auxiliar-Völker durch dieses Land zur entsehung der Residenz-Stadt Wien überaus kostbar“ gewesen und das „Landt davon ganz exhauriret worden.“

Dr. Potthast a. a. O.

* * *

Um dieselbe Zeit entstanden aus den Durchmärschen brandenburgischer Truppen große Kosten, deren Wiedererstattung jedoch den 26. Mai 1686 geschah.

Dr. Potthast a. a. O.

Alte Urkunden über Wasser und Land.

Wir schreiben den 3. September 1664. Vor dem Schlosse des „Hochadelichen Ritters und Stachowa — George von Kaldenborn zu Rosnochau“ steht der Roswadzer Fährmann Paul Gach mit seinen Freunden. 225 blanke Taler füllen den Beutel, der Schweiß von Geschlechtern. Heute will er die Summe seinem Grundherrn übergeben. Frei soll er werden, ein freier Mann auf eigenem Grund. Das erregte Gespräch verstummt, als eine laute Stimme die Wartenden ins Amtszimmer ruft. Die Mützen unter den Armen, treten sie mit tiefen Verbeugungen ein und küssen den anwesenden Herren die Hände. Der Fährmann zählt die Summe auf den Tisch, die Feder kraht auf dem Pergament. Scheu wandern die Blicke der Robotbauern von den hohen Herren zu den blanken Talern und dem Schreiber. —

„... Da ich nun die Bitte des Paul Gach so billig gefunden, daß ich ihm solche keineswegs abzuschlagen imstande gewesen: So habe ich das Haus nebst Garten, den ganzen Bruch, See und dem darauffstehenden Holz und Sträucherwerk mit allem Zubehör zwischen der Mechnitzer und Straduna'er Gränzen bis an die Oder an meiner Roswadzer Überfahrt belegen, für mich und meine Erben, Nachkommen und künftigen Herrn zu Roswadze für eine Summe von 225 Thl. Schlesischen Geldes, einen jeden davon zu 30 Groschen und den Groschen zu 12 kleinen Hellern gerechnet, zu einem Erb-Eigentum verkauft . . . er und seine Kinder, welche in keine herrschaftlichen Dienste gezogen werden sollen, sollen mir und meinen Nachkommen von der Unterthänigkeit vernbleiben. Einen jährlichen Zins nach dem alten Urbarium in Termino St. Martini von 8 Thl. Schlef. Geldes, die unentgeltliche Überfuhr für mich und meinen ganzen Hof /: was er sich aber von den fremden Herrn und Leuten verdienen kann, solches soll er frey genießen können:/ ferner jeden Frentag ein gutes Gerichte Fische von der halben Faste an bis St. Martini soll er zu leisten und abzuführen verbunden seyn. Von allen anderen Herr-

herrschaftlichen Robothen, Fuhren, Entrichtungen, Contributionen, Anlagen und Landes-Abgaben soll er völlig frey entbunden bleiben. . . . Zu mehrerer Sicherheit und Glaubwürdigkeit dessen habe ich mein angeborenes Petteitschaft anhängen lassen und mich eigenhändig unterschrieben.

Daben sind gewesen die Hochadeligen Ritter Herr Franz George von Schweinichen und Kolbnitz auf Walzen, Herr Johann Heinrich von Henn auf Twardawa, welche nebst mir ihr Petteitschaft bengefügt und sich eigenhändig unterschrieben haben, jedoch ihnen und ihren Erben ohne allen Schaden."

Endlich ist das Schriftstück beendet und wird dem Käufer ausgehändigt. Hochbeglückt eilt er mit seinen Begleitern der freien Scholle zu.

* * *

Die älteste Urkunde über die Krempaer Odergrafen datiert vom 9. Januar 1708. Der Fischer Georg Lipka kaufte an diesem Tage vom „Grafen Georg, Adam, Franz von Gaschin ein Häufel bey der Oder mit dem bei dem Hause befindlichen Garthen auf vier Schefel Ausaat Breslauer Maaß, auch mit zwei Stückeln Acker, auf welche Ackerstücke zwey Schefel auch Breslauer Maaß ausgesäet werden und ein Wiefel von zwey Fuhren Heu für eine Summe von 60 Thl. schlesisch . . . und blieb von allen Robothen und Schuldigkeiten frey und ledig." Der neue Besitzer und seine Erben sollten aber „auf beständige Zeiten schuldig seyn, an jährlichem Zinz sowohl vom Acker und Gründen als auch vom Fischen in der Oder 10 Thl. schles. abzuführen sowie auch die herrschaftliche Küchel zum Gebrauch sowohl für die Herrschaft als Gesinde mit tauglichen Fischen zu versehen, welche ihm aus den herrschaftlichen Aemten wie vor Altersher üblich gewesen nach Billigkeit mit baarem Gelde bezahlt oder aber auch von seinem Zinz abgerechnet werden." Dafür hätte der Käufer „frey Huttung auf den Krempaer Gründen" und das Recht „Holz zum Gebäude und trockenes zum brennen aus den herrschaftlichen Wäldern zu nehmen."

„Vermöge Instrument vom 6. Nov. 1766 muß der Besitzer Lipka im Falle gegenwärtiger herrschaftlicher Viehtrieb durch die Oder weggespült werden sollte, von seinem Grunde für das herrschaftliche Vieh einen Viehtrieb abtreten." . . . „zugleich mit der Herrschaft zum Bau der Wasserriße das benötigte Holz und Fashinen anfahren" . . . „hat Besitzer die Gerechtigkeit in den zu Krempa gehörigen Oder-Seen auch in der Oder selbst fischen zu können."

Am 7. September 1848 verzichteten die Krempaer Odergrafen „wohl überlegt auf die Hutungsrechte für immerwährende Zeiten". Dagegen überließ „das Dominium Inrowa denselben als Entschädigung neue bezeichnete Ackerstücke und Wiesen „zum vollen und unbeschränkten Eigentum."

Hante-Krempa.

Aus: Die Odergrafen von Krempa. Sundort: Aus dem Chelmer Lande, Nr. 8.

Bischof und Bürger.

Personen:

Bischof Franz Ludwig (1685—1732).
Hübner, Magistrat der Neustadt.
Marie, seine Tochter.
Selsner, Bürgermeister der Altstadt.
Bruno, sein Sohn.
Hedwig, seine Tochter.
Willeham Hellewig, bischöflicher Zeugwart.

I. Aufzug.

Einzug des Bischofs. Die große Treppe auf dem Markt, oder erhöhtes Podium vor dem Rathaus. Alles prächtig geschmückt. Das Volk drängt sich, von zwei Hellebardieren in Schranken gehalten, rechts (vom Zuschauer), von der Berliner Straße kommend. Links die Breslauerstraße.

1. Auftritt.

(Volkszene.)

1. Bürger: Was, Du host d'n Leewen vom neien Bischof noch nicht gesähn iberm Kercheneingange? Nu aberstcht schnelle! (Einer rennt weg.)

2. Bürger (fragt einen von rechts heranrasenden Jungen): Friß, kum se bald?

Friß (atemlos): Jetzt hält der Burgemeester am Berliner Thor die lange Rede und gibt ihm d'n Schlissel.

3. Bürger: Welcher tuts denn nu, der Hübner oder der Altneißer?

4. Bürger (sich einmischend): Na, der Selsner hot doch do nißt ver-luren.

1. Altneißer: Dos wull ma erscht sähn!

1. Soldat (drängt alle zurück): Hört uff mit dem Bequatsche!

2. Bürger: Wie sieht denn nu der neie Bischof aus, Friß?

Friß: Ich hab'n nicht rausgekennt den Richtigen, soviel prächtige sein er. (Alle lachen.)

1. Bürger: Im vaguldeten Wogen is a doch drinne.

Friß: Da sißen vorne zwee un hinten och zwee.

3. Bürger: Der meent a Kutscher. (Alle lachen.)

4. Bürger: Nu sähn mer hier zu guterleht gor nüschte.

2. Soldat: Do is doch die Hauptsache.

3. Bürger: Der Ehrentrunk, gelt? (Alle lachen.)

1. Bürger: Sät doch ruff auf a Ratsturm! (Ausrufe der Bewunderung und des Schreckens.)

2. Altneißer: Dos is insa Fröhlich Martin!

Friß: Jetzt schwingt a die Fahne und schießt.

1. Soldat: Da is der Bischof balle da. Platz da, weiter zurück!

1. Altneißer: Herrjeh, wenn der runterfällt!

Sicentiatius: Oh! Das ist noch gar nißt. Als Ferdinandus hier einzog, ging a Seiltänzer vom Ratsturm bis zur Zollstraße.

4. Bürger: Das hab ich schon oft getan.

3. Bürger: Nu ja, aberstcht nicht am Seile. (Alle lachen.)

1. Bürger: Der Licentiat wirds doch wull besser wiß'n.

2. Soldat: Halts Maul jeh alle, gleich sind sie da! (Von weitem hört man Freudenrufe, Vivats, die sich bis auf die Szene fortsetzen und bis zur Ankunft des Bischofs andauern.)

2. Auftritt.

Dorige. Bischof mit Gefolge.

Alle: Vivat! — Der Fürst und Bischof vivat! — Unser allergnädigster Herr vivat, vivat, vivat!

Bischof (von der Berliner Straße rechts): Der Mann da oben soll zwölf Taler haben! (Er spricht zu Hübner, der ihm zur Linken die Treppe hinaufschreitet. Der Bischof nimmt auf dem Thronstuhl Platz. Der Prälat reicht ihm ein Kreuz zum Kusse. Pagen reichen Hübner den Ehrenpokal.)

Hübner (feierlichst): Durchlauchtigster Fürst und Herr! Es erquickte Euch der Ehrentrunk Euer untertänigsten Stadt Neß! (Der Bischof trinkt.)

Felsner (reicht ihm ebenso Hafer und Fische): Gnädigster Fürst, seid auch der Altstadt in Huld gewogen!

Bischof (lachend): Fich reicht Ihr unzeitig nach dem Trunk?!

Felsner: Alter Brauch wars wohl, Euer Liebden, daß wir Altneßler zuerst kamen. Doch drängt man uns jecho an zweiter Stell zurück.

Bischof (schaut die von unten herantretende, weißgekleidete Marie bewundernd an): Ei, eine artige Heg'!

Marie (überreicht am Schlusse des Gedichtes das geschmückte Lilienwappen der Stadt):

Endlich ist der Tag erschienen,
dess' wir uns so lang gefreut!
Jubelnd strahlens aller Mienen,
prangts die Stadt im Festschmuck heut!
Fürst und Hirte Deiner Frommen,
sei begrüßt, sei hochwillkommen!

Dir, dem schon in jungen Jahren
Gott das hohe Amt vertraut,
wollen wir die Treu bewahren,
wie wir's schwören heute laut!
Huldvoll nimm aus meiner Hand
Dir das Neßler Lilienpfand!

Bischof: Komm her, du hübsches Kind, wie heißt du denn?

Marie: Hübner Maria.

Bischof: Also Euer Töchterlein, Magistrate. Wie freuts mich, in einer Stadt zu residieren, die mich so artig heut begrüßt! — — Hört mich, Bürger von Neß! All Eure alten Privilegia bestätige ich jekund. Die neuen hab' ich Euch schon von der Pfalz aus geschickt.

Alle: Vivat der Herr Bischof!

Bischof: Was ich von Eurer Stadt bis jetzt gesehn, gefällt mir gut und ich versprech, sie schöner noch zu gestalten. (Zu Hübner, aber laut:) Wo wir eingezogen sind, dort kommt mir eine Mauer lang am Neßsefluß. Das Wasser steht ja dem Bauer am Feld.

Alle: Vivat der Herr Bischof!

Bischof: Und steinerne Giebel müssen mir auf die Häuser überall. Das Ziegelwerk sei Euch geschenkt.

Alle: Vivat, vivat!

Bischof (nach linksweisend): Die Häuser dort sind unfein alt. Die müssen niedergerissen werden. (Alle sehr still.)

Hübner: Sind zwar an die fünfshundert Jahr alt, die Glöcknerhäusel, doch wie Ihr befehlt, gnädigster Herr!

Bischof (zu Hübner): Habt Ihr erfüllt, was ich von Neuburg herschrieb, daß mir die Stadt befestigt werd allerseits?

Selsner: Erlaubt, Euer Liebden, die Frag' trifft mich. Von Süden her, das ist die Altstadt, die geschleift sollt werden. Da heißt's im Brief: Mit dem Abraum soll'n die Keller angefüllt werden. Doch sind die Gemäuer über weit 300 gute Häuser . . .

Bischof (ihn zornig unterbrechend): Nun, und ist's nit abgetragen noch?

Selsner: Ist doch wohl Ironia, daß wir Besitzer bleib'n soll'n von Schutt und Trümmer . . .

Bischof (aufgeregt): Ihr wagt zu deuteln an meinem strikten Befehl¹⁾ Geschleift muß werden, wie ich's hab' gesagt! Auf daß ich baue Mauern, Gräben, Zwinger, Tor und Türme gen die ewige Hunnengefahr im Schlesing, wo stets Eure Altstadt her muß halten und noch dazu das Ganze hat bedroht.

Selsner (unerschüttert): Und Sturmböck seind garnischt und Tartischen und Leitern schon garnischt?

Bischof (immer zorniger): Also bockbeinig?! Ich ruf Euch ins Gedächtnuß: Allgemeinheit geht vor Einzelrecht!

Selsner: Wir Altstädter haben eigne Gericht' und Schöffen. Dazu sein wir ehnder und älter da als alle.

Bischof: Aber das Altnesß ist Schädlingin. Drum muß es fallen, daß sich kein Feind in ihr verschanzt.

Selsner: So leicht geht's nit mit dem Umschmeißen, Gnädigster!

Bischof (zu Hübner mit verhaltener Wut): Habt Ihr bestellt die Tarnowitzer Knapen, wie ich geschrieben? (Hübner nickt.)

Selsner (als ob er nicht gehört hätte, fest, aber doch auch ehrfurchtsvoll, wie im Folgenden stets). Wenn erst der Feind so weit wär', sind wir schon atemlos, und er verschanzt sich doch.

Bischof: Wo habt Ihr Schanzwissenschaft her? Hinterm Amboß oder der Hobelbank gelernt, he?

Selsner: Spott ist die Waffe dess', den ich nit amal aussprech'. Auch wüßt Ihr nit, Hochwürdigster, daß hier in Neß sogar die Fleischer

¹⁾ Die vollständige Schleifung der Altstadt fand erst unter Friedrich II. statt. (Wloška.)

durch List anno Eintausendvierhundertachtundzwanzig gen die Hussiten auf der Mönchswies' haben gesiegt

Bischof: Um bald darauf von Sachsen und Dänen und Schweden desto gründlicher geplündert zu werden. Die Altstadt muß fallen! War stets Gefahr mit ihren bloßen Schanzen, offen gegen Pest und Hergelichter.

Selsner: Und unser gutes Recht!? Unsre Ratsmänner sind lebenslang. Und mich kann keiner absetzen, als nur der Kaiser.

Bischof: Ist eben falsches Argumentum. Sagt, Magistrate, wann ist das erste Dekretum des Erlauchtigsten ausgeführt worden?

Hübner: Vor 40 Jahren ward die Hälfte der Häuser eingerissen.

Bischof: Längst nit genug. Ich will einen Hauptwall mit zehn Bastionen. So wird's eine Feste, die berühmteste des Kaisers. (Zu Hübner) Und habt Ihr die westseitigen Dämme ausgeführt?

Hübner: Getreu Eurem Befehl zog schon vor einem Jahr die Bürgerschaft viertelweis zu Schanzen vor dem Münsterberger bis Breslauer Thor mit Trommeln und Pfeifen.

Bischof: Recht so! Nur also die Südseite liegt bloß und ledig. (Stolz.) Hier will ich mir eine unüberwindliche Feste bau'n trotz Schwed' und Türk'!

Selsner: Ist nit Gott selbst gen die Türken gewest vor zwei Jahren mit Starhemberg und Sobieski?

Bischof (wütend): Daß Euch der Türk'! Ist nicht voluntas mea Euer Geseß?

Selsner: Wir haben selbstn drei Kirchen, die ältesten. Und seit Herzog Wenzeslaus' Zeiten ab gilt hier der Ratsherren Eid: „Daß ich der Kirche Recht wöll beschützen gen . . .“

Bischof (auffahrend): Bin ich Kirche hier oder Er da?

Selsner (unerhörten): Doch hab ich mit Mund und Hand zugesagt, daß ich die Gerechtsame dieser freien Altstadt Neß nicht preisgeb! Gebrochner Eid tut Gott leid!

Bischof: Vergiß er nit, ich stütz mich auf des Durchlauchtigsten Kaisers Dekretum

Selsner: Ist 40 Jahr schon alt und soll ein neuer Rekurs gleich morgen gehn an den Kaiser nach Wien

Bischof (sehr heftig): Kein Wort mehr will ich hören. Was ist das for ein Empfang! Unerbittliche Strafe trifft, wer mir gegenarbeitet in meine Plän'! Geldbuß for meine Kirch und Schloß zu Ottmachow. Und kommt mir wer mit Gewalt und Widersetzlichkeit, der wird gestäupt oder gehängt! Sic! Wie ich's gehalten hab als Pfalzgraf am Rhein! —

— — — (Ein markerschütternder Frauenschrei: „Jesus, mein Kind!“ von links vorn, Breslauer Straße, her. Alle entsetzt. Totenstille.) Was gib's da? — — Was drängt man dort? (Stille.)

Rufe: Rettet! — — Helft! — — Leitern her! — — Stricke!

Bischof: Hellebardier, will wissen, was dort los? (Da der Mann abgeht, drängt alles Volk ihm nach. Bischof mit mächtiger Stimme, daß alles stehen bleibt): Halt! Das Gedräng'! Jeder bleib' stehen! (Stille.)

Stimmen: Gott's Strafe! — In Brunnen gestürzt! — Ein Kind ist ertrunken!

Bischof (zu Hübner): Ein Brunnen nit bedeckt bei dem Gedäng'?

Hübner: Ist ja wohl gefaßt mit hohem Marmorsockel, Hochwürdigster. Müssen die Weibsleut draufgestanden sein.

Stimme: Das Kind hängt tief drunt!

Helleweg (rechts hinter der Bühne): Stricke noch her! Haltet die Leitern fest, ihr Männer!

Bischof (von oben alles sehend, stehend): Gott helf' dem Tapfern! Er steigt hinunter! Wer ist's?

Hübner: Unser Zeugwart, ein Westfälinger, der die Pöllerschüss' und Ehrenpfört' besorgt. (Stille.)

Stimmen: Er hats! — Er kommt herauf! — Haltet fest (Stille. Gewaltiges Geschrei eines, dann aller): Mirakel! — Gottes Lob! Heil Helleweg! — Es lebt!!

Bischof (winkt): Hierher! Ich will den Mann sehen! (Helleweg kommt, mit einem kleinen Mädchen, umversehrt, im Arm. Dahinter folgt die Schwester des Kindes, die es dann abnimmt.)

Helleweg: Gott Dank! — Just hing's drunt' an die dreißig Fuß am einzigen Haken in des Brunnens Wandgemäuer.

Bürger: Sein Schutengel! — Ein Mirakel!

Bischof: Braucht nit Mirakel gleich zu sein. Ein sonderlich Geschick und Glück, wann's sich mit dem Gewandl verfangt hat. Bringt's der da zurück! (auf die zitternde Schwester hin.) Und Ihr, Magistrate, der Brunnen darf nit länger mehr gitterlos bleiben.

Hübner: Solch Vorkommnuß soll gebührend im Gedächtnis bleiben. Als Dank und als Gedenken des hohen Tags soll uns ein würdig Stück werden for den Brunnen. Seid Ihr bereit, Helleweg, Eure Kunst zu zeigen?

Felsner: Recht so! Hört Ihr's, Stefansdorfer, Neuländer, Altstädter! Schloßer hats hier nit genug. Ein Fremder muß den Tag verherlichen. Wir all seind Lust!

Bischof: Nun gut! Ich will die Stadt mit Allerschönstem nur geschmückt. Soll meine Sorg sein, so lang' ich leb'! Drum, wer das beste Stück Gegitter for den Brunnen mir schafft, kriegt Preis und unsre Huld! (Zu allen): Für Morgen entbiet ich Euch als Euer Landesherr in meine Residenz zum Treueid auf die Klinge! Jetzt auf zum Jakobsdom!

P. Alfred Wloßka.

(Aus: Der schöne Brunnen von Neisse.)

(Bärs Druckerei Neisse.)

Graf und Pfarrer.

Ein heimatliches Bild¹⁾.

Es war im Jahre 1711. Langsam glitt ein Sonnenstrahl in das Studierzimmer des Gr.-Strehlißer Pfarrers Kaniowitz und beschaute sich

¹⁾ Dieses Bild will ein Versuch sein, in dem Rahmen der Heimatgeschichte auch das äußere Weltgeschehen zu skizzieren.

bebaglich die vielen Bücher des gelehrten Doktors der Theologie und Philosophie. In seinem Lichte blühten Titel auf: Renatus Descartes, Meditationes de prima philosophia — (Betrachtungen über die erste Philosophie) — Spinoza, Tractatus brevis de Deo et homine ejusque felicitate (Kurze Abhandlung von Gott, dem Menschen und seiner Glückseligkeit) Gemächlich hummelte der Strahl durchs Zimmer und spielte in des Erzpriesters klugen Zügen. Alles atmete Ruhe, Ruhe und Frieden. . . .

Doch nein — der Mann da in dem Lehrstuhl ist ein wilder Gast. Hager reckt sich ein starkknöchiger Leib. Heiß flackern kohlschwarze Augen. Die Linke weist auf Prediger Salomonis 1, 2 ff., während die Rechte auf den Tisch schlägt. Und es flutet stoßweise, heiser von schmalen Lippen: „Er hat doch recht! . . . Eitel ist all unser Beginnen. . . . Umsonst habt ihr robotet, geschuftet, gekämpft, geduldet, Rosniontauwer! . . . Rauchend versank im Vorjahr Eure Mühe. . . .

Wozu zogt Ihr aus. . . vor fünf . . sechs und sieben Jahren, Jäger unseres Stifts . . nach Jablonkau . . gegen aufrührerische Ungarn? . . . Wozu? . . .

Wozu schreit ihr zum Himmel, Leibeigene, werdet geschlagen, taumelt, röchelt, eßt Sur, Mus und Grütze, lebt scheußlich, schmutzig, das Schweine-lager in der Stube . . die Hütte voll Qualm . . gebärt . . stirbt . . , wozu?“

Erregt sprang der Himmelwitzer Cisterziensermönch auf, und seine Stimme schwoll zu höchster Leidenschaft:

„Warum ringt und kämpft ihr, Große der Welt? . . . Haha! . . . Ein Narr mit klirrenden Schellen und gelbem Kriegsschrei, mit blutigem Schwerte und grinsendem Totenschädel tanzt durch die Welt. Ha, wie wirbelt er euch durcheinander: Helden und Memmen, Könige und Bettler, Heilige und Dirnen! Der „kleine Kapuziner“¹⁾ siegt spielend über Türken und Franzosen. . . Wozu? . . Um einst zu modern? . . . Wacker schlägt sich Martin Sterzinger, der Tiroler, für seinen Kaiser. . . Wozu? . . . Damit der Kaiser (Josef I.) selbst stirbt?

In hellem Purpurglanze scheint noch einmal eine deutsch-österreichisch-spanische Weltmacht aufzuflammen. Wozu? . . . In hundert Jahren vielleicht ist sie tot, kalt, Asche, Nichts. . . —

Neue Gestalten tauchen mir auf: Ein Riese mit Bärenkraft und ein schlanker Zwanzigjähriger und Englands großer Mann.

Wozu schufst du sie, Welt? Wozu Peter den Großen, Karl den XII., Oliver Cromwell?

Eitel! . . . Alles eitel! . . . Narrentum! . . .“

Erschöpft sank der Mönch in den Stuhl. Tiefe Stille ward. — Dann durchdrang die ruhige Stimme des Erzpriesters den Raum:

„Lieber Bruder, laßt diese Leidenschaft! Sie ist nicht gut. —

Aufsprang der Gast zur Tür und eilte davon. Kaum noch konnte ihm der Erzpriester nachrufen: Grüßt Euern Abt Malachias Baguda!“

¹⁾ Prinz Eugen v. Savoyen wurde so von seinen Soldaten genannt. Er sollte erst Geistlicher werden.

Kopfschüttelnd schritt Kaniowiz zu seinen Büchern. Liebkosend glitt die schmale Gelehrtenhand über die Bände und entnahm dem Schrank eine Schrift von Descartes. Bald saß der Philosoph stillvergnügt über dem Werk des Mathematikers und Physikers aus La Hane. . . .

Und wieder kam der neckische Sonnenstrahl, hüpfte an dem Priester in die Höhe und fiel dann helleuchtend auf eine Urkunde, die auf dem Tische lag. Es war ein Kaufvertrag. Die ehrsame Ursula Klunk verkaufte darin dem Erzpriester ihre Mühle samt den dazugehörigen Feldern. Kaniowiz mußte dem Strahl folgen, und ein heiteres Lächeln zog über seine Züge. Der Kauf freute ihn.

Doch bald vertiefte er sich wieder in seinen Descartes.

Und während er über den klassischen Satz des Tourainers „cogito, ergo sum“¹⁾ nachdachte, brummte und summt eine Fliege am Fenster.

Brumm . . . cogito . . . brumm. . . .

Dann wurde es noch stiller. Die Fliege verstummte, grübelte, erlaubte sich an dem Satz des großen Zweiflers zu zweifeln:

„hm, ich kann nicht denken — sagen die Menschen — hm, und doch bin ich . . . hm, komisch!“ . . .

Ruhe der Seligen lagerte im Zimmer. . .

Da — — plötzlich heftige Schritte. Ein Schatten huschte über das abgeklärte Antlitz des Pfarrherrn. —

„Sollte der wüste Eisterzienjer . . . ? . . .“

Die Tür wird aufgerissen. Blaß, mehلبestaubt, aus einer Kopfwunde blutend stürzt der Müller des Erzpriesters herein. Der Mann vergift ganz und gar die geschnörkelte Anrede seiner Zeit: „Seine Hochwürden mögen geruhen . . .“

Er sprudelt erregt, außer Atem hervor:

„Gewalt . . . Unrecht . . . der Graf . . .“

Die tiefe Stimme des Philosophen mahnt:

„Beruhige Er sich! Ruhe Müller!“

Längere Zeit dauert es bis der Mann berichten kann: Graf Colonna hat das Wasser zur Klunkschen Mühle ableiten lassen, kam selbst mit Bewaffneten dahin, warf den Müller mit Gewalt heraus und ließ die Mühle verschließen.

Jäh schießt dem Priester ein Blutstrom in die Stirn.

„Herr im Himmel, sieh den Räuber!“

Ein heftiger Kampf zuckt in den Zügen des Denkers. — Endlich hat er die Herrschaft über sich gewonnen.

„Komme Er, Müller, wir wollen die Wunde waschen und verbinden, aber dann“ — hier wurde die Stimme hart — „zur Mühle!“

*

*

*

Ein sonderbarer kleiner Trupp hastet zur ehemals Klunkschen Mühle, voran der Pfarrer: erregt, doch entschlossen. Hinter ihm der Müller. Adamowitzer Untertanen des Erzpriesters folgen, mit Spießen, Ärten und Senfen bewaffnet.

¹⁾ Ich denke, also bin ich.

Halt! Da ist die Mühle.

Hart umkrampft die Hand des Priesters die Axt. Wüchtig schlägt Stahl auf Eisen. Es klirrt das Schloß zu Boden. —

Der Müller zieht wieder ein, und bald klappert das Rad den alten Takt, unbekümmert um Graf und Pfarrer.

* * *

Wir sind wieder im Studierzimmer des Theologen und Mühlenbesizers. Und wieder brummt und summt die philosophische Fliege, doch in anderem Rhythmus:

„Brumm . . . brumm . . . der Graf . . . summ summ . . . paß auf!“

Auch Kaniowicz ist unruhig und eilt erregt im Zimmer auf und ab. Er murmelt: „Alles trübe . . . graue und schwarze Wolken . . . Gewitter im Anzuge . . .“

Da ist es schon in Gestalt des Müllers, des Unglücksrabens.

„Seine Hochwürden . . . hol's der Henker! . . . Herr Pfarrer . . . Herr Pfarrer . . .“

der Graf ließ das Getreide auf den Klunkschen Feldern abmähen . . . und nahm es . . . in Sequestration¹⁾.“

Die Lippen des Priesters beben, die Fäuste krallen sich ineinander. der Mann zittert am ganzen Körper.

Er stürzt hinaus. Er raßt die Treppe des Glockenturmes empor. Er zerrt am Strick. Die Glocke tobt, schreit, wütet.

Bürger eilen heran. Sie starren zum Turm empor.

„Was ist los?“

„O Gott, ein Unglück?!“

„Wo brennt's?“

„Was — der Feind ist da?“

„Die Schweden . . .!?“

„Wie, beim Krakauer Tor sind sie schon?“ . . .

Da erscheint das hochrote Gesicht ihres Seelsorgers, und seine erregte Stimme schreit heiser:

„. . . Meine Lieben! . . . Unrecht! . . . Es geschieht mir Unrecht . . . bezeuge solches mit der Glocke! . . .“

Abgerissen, erregt erzählt der Priester von der Tat des Grafen.

* * *

„Los! Auf — nach den Klunkschen Feldern!“

„Die Felder gehören dem Pfarrer.“

„Wir wollen's dem Grafen schon geben!“

„Der Teufel hol' ihn samt seinen Untertanen!“

„Gerechtigkeit muß sein!“

„Los! Auf! Mut!“

Ein wildbewegter Haufe stürmt zu den Feldern, die ehemals der tugendsamen Ursula Klunk gehört hatten. Meister Meßger hat die Ärmel

¹⁾ Gerichtliche Beschlagnahme.

emporgekrempelt und schwingt ein Beil; Schlosser Disterwiß hebt den Hammer; Spieße, Sensen, Säbel, Flintenläufe blitzen. Hunde umbellen die Männer; Frauen und Kinder drängen sich neugier-lüstern hindurch.

Hinterher humpelt „blutgierig“ Mutter Spertz, den Kochlöffel hoch in der Linken:

„Wartet doch! Gewalt! . . . Der schlechte Kerl! . . . O Wott! Mein Bein!“ . . . Jammernd sinkt die Alte zu Boden. Ein allzuseuriger Hund hat zu früh und an falscher Stelle seine Kraft eingesetzt.

Nun sind sie am Ziel. Doch — da stehen bewaffnete Untertanen des Grafen. Feindliche Blicke hinüber und herüber. Drohende Fäuste. Zähneknirschen. Hundegebell. Wortgeplänkel.

• „Fort von den Feldern des Hochwürdigen Erzpriesters!“

• „Halt's Maul, Dummkopf!“

• „Die Felder sind ordnungsgemäß verkauft.“

• „Nein, Ochs! Es geschah wider Willen des Grundherrn.“

Der rotbärtige Schneider zischt hinter dem Rücken der andern Bürger:

„Los! Auf! Haut die Lumpen!“

Da tritt ein riesiger, schwarzbärtiger Diener des Grafen hervor. Athletisch heben sich die Muskeln der Oberarme. Blicke flammen seine Augen. Die Adern auf der Stirn schwellen erschreckend an. Alles an dem Manne sprüht bewußte Kraft, mühsam gezähmten Zorn, eingedämmte Tollkühnheit. Eine scharfe laute Stimme hämmert es den Bürgern in die Hirne: „Ihr kennt den Grafen. Ich sag's euch im Guten: Schert euch allesamt zurück, sonst läßt euch der Graf die ‚Barth Seibe‘ mit Sicheln abschneiden.“

Eingeschüchtert, unschlüssig trippeln die Groß-Strehlitz von einem Bein aufs andere. Da irrt ein Blick unsicher in die Weite. Dort wird ein Gesicht blaß. Hier senkt sich ein spießhaltender Arm. Umsonst zischt der Schneider: „Mut! Los! Auf!“

Frau Kande aber ergreift energisch ihren Mann am Arm: „Komm!“ Und willig folgt der stämmige Schmied. Die andern Bürger tun das gleiche, erst leise, dann laut auf den Grafen und seine Untertanen schimpfend. Mit eingezogenen Schweifen trotten die Hunde hinterher. In sicherer Entfernung aber machen sie kehrt und klaffen den aufgespeicherten Groll aus dem Halse.

*

*

*

Erzpriester Kaniowiß mußte noch manchen trüben Tag erleben; denn der Graf zeigte ihn beim geistlichen Amte an, das sandte eine Kommission nach Groß-Strehlitz, die den Pfarrer schuldig erklärte. Er sollte vor der Gemeinde von der Kanzel herab seine „unbedachtsame Übereilung“ widerrufen, den Grafen mündlich oder schriftlich abbitten und einen dreiwöchentlichen Arrest in Oppeln antreten. Sein Recht auf Mühle und Felder sollte ihm erhalten bleiben; „er könne seine Präensiones gegen Kolonna rechtlich anzeigen und deduzieren“.

In diesen grauen Wochen blieb Descartes im Bücherschrank stehen, der Sonnenstrahl stellte seine Besuche ein, und die philosophische Fliege war endgültig zum Pessimismus übergegangen. Auch Kaniowiz dachte häufiger als früher an den wilden Zisterzienser, den Prediger Salomonis, die Ungerechtigkeit der Welt und Zwecklosigkeit menschlichen Wirkens. Trotzdem ließ er sich aber das Urtheil der Kommission nicht gefallen, sondern beschwerte sich beim Fürstbischof. Leider ist dessen Entscheidung nicht bekannt.

Gustav Hoffmann.

Die St.-Rochuskirche bei Rosenberg (O.=S.).

Wenn der Wanderer Rosenberg von einer beliebigen Seite her zum erstenmal bemerkt und neben dem majestätischen Kirchenbau Wjssoka, welcher auf einer Anhöhe, der höchsten Erhebung im Kreise Rosenberg (O.=S.), nämlich 883 Pariser Fuß, das sind 286 Meter über der Ostsee, steht, auch das Rochuskirchlein auf dem Rochusberge prangen sieht, so hat er unwillkürlich die Empfindung, daß ein eigentümlicher Zauber über dieser Stätte ausgebreitet liegt. Über die Entstehung dieser Feldkirche haben sich manche Meinungen und manche Berichte in die früheren Beschreibungen eingeschlichen, die, wenn auch nicht unwahr, so doch entstellt sind. Aufgabe der vorliegenden Beschreibung ist es, auf Grund von unantastbaren Quellen den Ursprung der St.-Rochuskirche zu berichten.

Pfarrer Kos, der von 1706 bis 1723 Pfarrer von Wjssoka war, hat nachstehendes schriftlich aufgezeichnet:

„Am 2. August des Jahres 1708 brach in Lomowichau die Pest aus. Der Ortspfarrer Kos verstarb in der Nacht den Christoph Respondek und dessen Ehefrau, welche letztere in derselben Nacht starb.“

Die Chronik von Rosenberg dagegen berichtet, daß die Pest, die in den Jahren 1708 und 1709 in Rosenberg (O.=S.) furchtbar wütete, am 19. März ihren Anfang nahm und wie ein Würgeengel ihren Einzug in unseren Ort hielt. Am Palmsonntag nämlich ging ein Pole zum Markte in die Stadt. Als er in die Nähe unserer Stadt kam, fiel er zu Boden und starb. Der Totengräber, der ihn begrub, nahm die Kleider des Polen an sich und trug sie auf seinem Leibe und steckte so die ganze Stadt an. Die Krankheit dauerte bis zum Fronleichnamsfest und raffte 800, nach anderen Angaben 906 Menschen hinweg, so daß nur noch gegen 100 Menschen am Leben blieben, und zwar diejenigen, die sich in die Wälder geflüchtet hatten. Von den Ortsgeistlichen blieb nur einer am Leben, und zwar der, welcher gerade nach Groß-Borek gefahren war. Bei seiner Rückkehr fand er die Stadt schon gesperrt, konnte nicht mehr hinein und fuhr nach Groß-Borek zurück. Die Leichen wurden auf drei Friedhöfen beerdigt.

Einer anderen Tradition zufolge ist die Pest — die letzte in Schlesien — durch russisches Juchtenleder in unsere Stadt eingeschleppt worden. Ein Kaufmann brachte eine Fuhre Leder in die Stadt. Die Schwester des damaligen Propstes mit Namen Kosik war an einen Schuhmacher

in Rosenberg verheiratet. Diese Eheleute wohnten in dem Hause am Teiche vor dem Klostervorwerk Mlynnek (das ist am Ende des Seminar-gartens), das man Pralnia, d. h. Waschhaus, nannte. Dort wurde die Kirchen- und Klosterwäsche gewaschen. Der Schuhmacher bat seinen geistlichen Schwager, ihm die Suhre Leder zu kaufen. Dies tat auch der Propst. Als der Schuhmacher das Leder zu schneiden begann, wurde ihm unwohl, und er starb. Es folgte ihm ins Grab seine Ehefrau. Das Haus wurde sofort vernagelt. In einem Fenster hingen Korallen der Verstorbenen. Die Hirten, welche in der Nähe des Hauses Vieh hüteten, sahen dieselben. Sie schlugen eine Scheibe ein, holten sich die Korallen und starben kurz darauf. Das Haus wurde sofort niedergebrannt. Allein Pestrauch zog in die Stadt, und dadurch entstand die schrecklichste aller Krankheiten, die Pest! Um die Grenzen der städtischen Feldmark herum stand ein Kordon Dragoner. Jeder, der es nur versuchte, die Grenze der Feldmark zu überschreiten, wurde sofort erschossen.

Am Fronleichnamsfeste hörten die auf den Feldern und in den Wäldern am Leben verbliebenen Einwohner das Läuten der Kirchenglocken in der Stadt. Sie hielten dies für das Zeichen, daß der Würgeengel zu würgen aufgehört habe, und daß sie nun ohne Gefahr in ihr Städtchen zurückkehren könnten. Sie eilten frohen Mutes dahin, fanden auf den Straßen und in den Häusern die Leichen der verstorbenen Einwohner und nahmen an, daß sich die Glocken von selbst geschwungen hätten. Nun mußten die Heimgekehrten das Amt des Totengräbers versehen, wobei noch zehn von ihnen als Opfer der Epidemie starben. Nach dem Erlöschen dieser schrecklichsten Seuche waren fünfundzwanzig Familien am Leben geblieben, deren Nachkommen sich zum Teil noch bis zum heutigen Tag erhalten haben.

Nun kamen von verschiedenen Gegenden Menschen nach Rosenberg, erwarben für geringes Geld Acker und Häuser und machten sich ansässig. Diese neu eingezogenen Einwohner und die wenigen übriggebliebenen Bürger Rosenbergs machten das Gelübde, den in der Pest erkorenen Schutzpatronen, dem heiligen Rochus und der heiligen Rosalie, auf der Anhöhe bei Rosenberg, dem sogenannten Rochusberge, aus Dankbarkeit eine Kirche zu erbauen. Dies geschah auch, und zum besonderen Beweise ihres frommen Eifers haben sie das Bauholz nicht angefahren, sondern mit eigenen Händen auf den hierzu bestimmten Berg getragen. Über die Errichtung dieser Kirche besteht eine Stiftungsurkunde. Sie ist in polnischer Sprache abgefaßt und lautet in der deutschen Übersetzung:

„Wir, Bürgermeister und Rat, Vogt und geschworenen Konsuln Gemeinde-Innungsoberrmeister sowie auch Innungsmeister, in Vertretung der ganzen Kommune der vollständig unabhängigen Stadt Rosenberg, tun kund durch dieses unser Schreiben einem jeden, insbesondere jenen, die es angeht, daß, nachdem wir zur Zeit der Pest, welche bei uns im Jahre 1708 und 1709 grassiert hatte, von dem Allmächtigen Gott, aus unendlicher und ewiger Barmherzigkeit, von ihr befreit worden sind, wir für diese allergnädigste Wohlthat zur Ehre und zum Preise der Schutz-heiligen, d. i. des heiligen Rochus und der heiligen Rosalie, eine Kapelle

bei unserer Stadt Rosenberg auf Kosten unserer Stadt haben erbauen lassen, damit in jener Kapelle zum ewigen Gedächtnis Gottesdienst abgehalten werde, wobei wir — sowie auch unsere Erben und Nachkommen — uns verpflichten, für obengenannte Kapelle auf ewige Zeiten Sorge zu tragen, und wenn es nötig sein wird, sie auszubessern oder instandsetzen zu lassen, alle Kosten zu tragen und nach unseren Kräften tun wollen.

Was zum besseren Glauben durch unser Stadtsiegel bekräftigt wird. Geschehen in der Stadt Rosenberg, den 18. August 1711.“

Die Obengenannten, „Bürgermeister, Rat usw.“, haben diese Urkunde nicht mit ihrer Unterschrift vollzogen, sondern nach dem damaligen Brauch mit dem Amtssiegel bekräftigt. Das Königliche Staatsarchiv Breslau hat dies bestätigt und anerkannt, daß diese Stiftungsurkunde den urkundlichen Charakter nach Zeit, Schriftzügen und Papier ausweist und mit dem damaligen Stadtsiegel der Stadt Rosenberg besiegelt gewesen ist. Aus dem Wortlaut der Übersetzung geht hervor, daß die Stadt Rosenberg schon damals vollständig unabhängig war.

Was nun die Erhaltung der St. Rochuskirche anlangt, so gebührt besondere Anerkennung den Verdiensten des Ehrenerzpriesters Alexander. Die Kommune Rosenberg hat bekanntlich die Unterhaltungspflicht der Feldkirche St. Rochus zu bestreiten, Erzpriester Alexander hat das verbriefte Recht der Kirche zu wahren verstanden. Seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß neben der Stiftungsurkunde auch schriftliche Bemerkungen aus dem Jahre 1750 des damaligen Stiftspropstes Labor herausgefunden wurden. Eine dieser Bemerkungen lautet etwa: „Die St. Rochuskirche ist von der Stadt Rosenberg nach der Pest im Jahre 1708 erbaut worden. Die Stadt Rosenberg verpflichtet sich, sie immer zu unterhalten.“

Es gelang ihm also, der Kommune Rosenberg den Beweis zu erbringen, daß ihr stiftungsgemäß die Unterhaltungspflicht der St. Rochuskirche auf ewige Zeiten obliegt. So hat die Kommune Rosenberg am 22. September 1913 — J.-Nr. 11210 — urkundlich anerkannt, „Zur baulichen Unterhaltung der Rochuskirche in deren gegenwärtigen Größenverhältnissen gemäß Stiftungsurkunde vom 18. 8. 1711 verpflichtet zu sein.“ Jetzt erst konnten die schon jahrelang erforderlichen, sehr umfangreichen Instandsetzungsarbeiten vorgenommen und 1915 vollendet werden. Die Kommune Rosenberg trug auch dem obengenannten Anerkennungs schreiben gemäß sämtliche Kosten.

So hat Erzpriester Alexander den stärksten Anteil an der zweckmäßigen Erhaltung dieser Kirche, welche zum Himmel ragt, ein Denkmal vergangener schwerer Zeit, aber auch ein Denkmal des Glaubens an die Hilfe des höchsten Gottes.

H. Sowa, Rosenberg.

Sundort: Sonntagsbeilage der Schles. Volkszeitung. Jahrgang 1926 Nr. 34.

Wort- und Sachregister.

Aufgestellt von Georg Sackmann, Gr.=Strehliß.

Aberglaube 19, 27, 80, 82, 85, 88
 Abgaben 14, 20, 50, 57, 80, 101
 Adel 43, 49, 51, 80, 82, 92, 95, 98, 103
 112, 113, 118
 Arnsdorf 52
 Aufschwiz, Herzog Hans von, 42

 Bauern 44, 80, 88, 95, 112, 113
 Bergbau 44, 46, 96
 Beuthen 45, 46, 48, 65, 96, 103
 Bielczowiz 48
 Bieliß 29
 Bladen 24
 Blauer Montag 14
 Bolko V., Herzog von Oppeln, 10
 Bötmannsdorf 29
 Brandenburger 65, 102
 Brucksteine 41
 Buchwald 29
 Bürger 80, 88, 95, 114

 Chorzow 44
 Chrzeliß 51
 Czarnowanz 103

 Deutsch Neutirch 102
 Diethschowiz 74
 Dobradin 103
 Dollna 52
 Dombrowka 52
 Domezko 27
 Dreißigjähriger Krieg 65, 71, 75, 79, 80,
 82, 92, 96, 97, 98, 99, 100, 102, 104,
 105, 106, 107, 108
 Dupine 74

 Ellgoth 31

 Falkenberg 10, 97, 103
 Franziskaner 49, 101
 Franz Ludwig, Bischof, 114
 Friedland 18, 97, 103
 Friedrich II. 16
 Friedrich Wilhelm I. 16

Gaschin, Georg Adam Franz, von 113
 Geld 71
 Georg, Markgraf von Brandenburg-Jä-
 gerndorf, 46, 47, 51, 65, 100
 Gleiwiz 6, 10, 11, 42, 53, 66, 98, 103, 109
 Gogolin 24
 Gorzowa 98, 103
 Goslawiz 55
 Graßwiz 31
 Grodisto 52
 Groß Boref 123
 Groß Carlowitz 31
 Großmüß 98, 103
 Groß Neundorf 31, 36, 89
 Groß Staniß 52
 Groß Strehliß 12, 13, 14, 15, 51, 52, 53,
 68, 72, 100, 103, 108, 118
 Grottfau 10, 77, 98
 Gründorf 82
 Guttentag 73, 97

 Halbendorf 52
 Handwerk 12, 14
 Hannsdorf 31
 Heckenmäuzen 71
 Heinzendorf 40
 Herzesreißer 87
 Hergenwahn 19, 27, 85, 88
 Himmelwiz 48, 69
 Hohenzollernwerf 45
 Holsteiner 72, 73, 102
 Höhenplatz 3, 4, 10
 Hultschin 17, 99
 Hungerkreuze 40
 Hussiten 1, 2, 6, 9, 10, 29, 33, 97, 100,
 104, 108

 Innungen 12, 13, 15, 17, 58, 59
 Isabella, Königin von Ungarn, 48

 Jesuiten 101, 106
 Johann, Herzog von Oppeln, 46, 50

Johann, Herzog von Ratibor, 1
Johannes V., Pfaffenherzog, 49

Kalinow 55
Kasimir 3, 27
Kipper 71
Kirchenordnung 18
Kleiderpreise 17
Klein Strehliß 103, 108
Klosterleben 49
Kochlowitz 48
Kochwitz 55
Konrad der Weiße 7
Konstadt 99
Kontribution 65, 75, 76, 79, 102
Korybut 9, 10
Kosel 51, 53, 97, 103
Kranowitz 99
Krankheiten 22, 31, 80, 123
Krappitz 4, 24, 51, 99, 103
Krempa 113
Kreuzburg 10, 48, 97
Krieg, der Dreißigjährige, 65, 71, 75, 79,
80, 82, 92, 96, 97, 98, 99, 100, 102,
104, 105, 106, 107, 108
Kriegsfolgen 80, 81, 82, 85, 87, 92, 95
Kriegssteuern 65, 75, 76, 79, 102
Krippenreiter 92
Kroaten 79
Krogollnow 82

Landsknechte 65, 66, 68, 71, 72, 73, 75,
79, 80, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 102,
104, 105, 106, 107, 108

Laßwitz 30
Leobischütz 24, 63, 100, 105
Leichnitz 52, 99, 103
Leuppusch 29
Liebenau 45
Löhne 58
Loslau 52, 99
Lowschau 123
Lubekko 52
Lublinitz 52, 55, 100, 103
Lubom 1
Lübrunnen 71, 74

Mannsdorf 33
Mansfelder 66
Marklowitz 52
Michelau 100
Mieschowitz 48
Mokrolona 52
Mordjühnen 25, 36
Münzen 71
Myslowitz 100

Neisse 28, 31, 36, 39, 48, 49, 54, 62, 65,
75, 77, 87, 88, 89, 100
Neudorf 55
Neufirch 102
Neustadt 3, 4, 10, 53, 58, 103, 114
Nowag 31, 35
Nucius, Johannes, Abt 70

Oberglogau 4, 10, 24, 28, 51, 53, 54, 63,
98, 103
Ober-Teutritz 28
Oberwitz 54
Oberberg 65
Oppeln 10, 13, 14, 15, 16, 27, 28, 44, 46,
47, 48, 49, 50, 51, 53, 71, 85, 100,
103, 104, 106
Oppersdorf 34
Oppersdorff, Georg II. von, 27
Oppersdorff, Georg III. von, 28
Oppersdorff, Hans von, 53
Orden, religiöse, 49, 69, 101, 106
Ottmachau 10, 16, 30, 50, 63, 104, 117

Paniow 48
Patschkau 32, 40, 41, 63, 105
Pawlowitz 51
Peiskretscham 10, 52, 103, 105
Pest 22, 80, 123
Pfarrer 14, 34, 35, 75, 118
Piefary 48
Pilschowitz 105
Pitschen 2, 48, 74, 97, 105
Pleß 95, 106
Pohlom 52
Polen 2, 97, 99, 100, 104, 105, 106, 111
112
Polnisch Neufirch 51
Postvertehr 108
Preise 17
Protestantismus 47, 49, 80, 100
Przemko, Herzog, 11
Puchalla 7, 10
Pustyne 27

Radlin 52
Radzionkau 48
Ratibor 1, 14, 27, 28, 46, 47, 48, 49, 51,
53, 54, 55, 71, 85, 104, 106, 109
Ratmannsdorf 31
Rauden 48, 65, 66, 79, 95, 109, 111
Rechtswesen 21, 23, 24, 28, 33, 80, 92
Redern, Georg von, 52
Reformation 47, 49, 80, 100
Reinschdorf 87
Repten (bei Tarnowitz) 44, 48
Riemertsheide 31, 34
Ritterswalde 89
Robotbauern 44, 80, 112, 113
Rosenberg 73, 103, 107, 123

Rosmierz 52, 55
Roswadze 112
Rybnit 51, 107

Saleſche 52
Sandowitſ 52
Schedlau 52
Schierofau 73
Schieroth 111
Schimiſchow 54
Schurgast 52, 103, 107
Schwitz 82
Seichwiſ 74
Selbſtſchutz 24
Sengwiſ 30
Sequeſtration 121
Siebentreuze 40
Silberkopf 27
Sohrau 107
Städel 82
Steinau 4, 87, 103, 107
Strafen 25, 36, 61
Suchau 43, 55
Sucholona 52

Taboriten 7, 9
Tarnowitſ 45, 46, 47, 108, 109
Toſt 10, 52, 103, 108
Türfengefahr 111

Ujeſt 10, 51, 105

Valentin, Herzog von Ratibor, 46, 49
Verkehr 108

Wallachen 95
Wallonen 79
Wanowitſ 23
Weidenau 10
Weimarer Landſknechte 68, 72, 96, 97,
98, 100, 104, 105, 106, 107, 108
Weißenberg 31
Wierchleſch 52
Wipper 71
Wladislaus, Herzog von Oppeln 44
Wybranzen 95
Wyſſota 123

Zaudiſ 108
Zedliſ 31
Ziegenhals 10, 12, 13, 16, 108
Zifferzienſer 49, 69
Zülz 4, 10, 51, 58, 103, 108
Zünfte 12, 13, 15, 17, 58, 59
Zyglin 48
Zyrowa 113

Zeittafel

mit Entwicklungsübersicht vom Auftreten der Hussiten bis
zum Zeitalter Friedrichs des Großen.

Die Hussiten in Oberschlesien.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts verbreitete der tschechische Professor und Prediger Johann Hus Lehren, die das Konzil von Constanz (1414 bis 1418) als Irrlehren erklärte. — Da er trotz Verbotes weiter lehrte, wurde er nach dem damaligen Gesetz für Häresie, das unerbittlich die Todesstrafe gebot, am 6. Juli 1415 zu Konstanz verbrannt. Das rief einen furchtbaren Haß der Böhmen gegen den damaligen Kaiser Sigismund hervor. Raubend und mordend durchzogen die Anhänger Hus', Hussiten genannt, das böhmische Land und dehnten ihre Raubzüge auch nach Schlesien aus, weil Schlesien mit dem Kaiser hielt und ihn, nachdem auf dem Reichstage zu Breslau der Kreuzzug gegen die Hussiten verkündigt worden war, durch ein Hilfsheer unterstützten. Im Winter **1425** drang eine Schar Hussiten zuerst in die Grafschaft Glatz ein und verfuhr dort überaus grausam besonders gegen die Geistlichen. Dann richteten sie ihren Kriegszug auf Mittelschlesien, und zwar auf Grünau, Lauban und die blühende Goldbergger Gegend. 72 Mönche des Klosters Grünau wurden 1426 grauenvoll ermordet. Überall vermochten die schlesischen Kämpfer leider nicht Stand zu halten, und Hunderte von ihnen fielen unter den Arzthieben der Feinde. Im Jahre **1428** zog abermals ein Hussitenheer durch Schlesien, und vor allem durch Oberschlesien. Es verheerte die Landschaft von Kattsch bis Neustadt O.=S. und Krappitz und drang sodann in das Neißeß Bischofsland ein, wo sich aber bei den blutigen Kämpfen (vgl. die Erzählung aus Neißeß Vorzeit von Dr. A. König — Druck von F. Bär's Buchdruckerei in Neißeß) die Fleischerzunft von Neißeß ein unsterbliches Verdienst erworben hat.

Im Frühjahr **1430** brachen über 10 000 Hussiten unter Anführung des Polen Puchalla von Mähren aus in das Koseler Gebiet ein, brandschatzten wochenlang die Gegend und drangen über die Oder hinaus bis nach Kreuzburg vor. Hierbei sei an das plündernde Vorgehen des polnischen Abenteurers, des Prinzen Sigismund Kornbut, eines Bruders des Königs Wladislaw Jagiello, in der Gegend von Gleiwitz, Peiskretscham, Tost, Ujest erinnert. Auch das alte Zisterzienser-Kloster Himmelwitz verfiel samt den Stiftsgütern der Hussitenplünderung.

1431 belagerte und bestürmte ein Hussitenheer die Stadt Leobschütz, und dabei ging ein Teil der Stadt trotz energischer Gegenwehr der Bürgerschaft in Flammen auf.

Im Jahre 1433 trat Waffenruhe ein, und die darauf seitens des Reiches einsetzenden Verhandlungen führten 1435 zu dem langersehnten Frieden.

Die Folgen und Wirkungen der Hussitenkriege.

1. Der Wohlstand weiter Landstrecken war für viele Jahre vernichtet, und Handel und Gewerbe lagen darnieder.

2. Aus den Kirchen und Klöstern hatten die wütenden Horden die Kostbarkeiten geraubt.

3. Eine starke deutsche Abwanderung setzte ein und führte zu einer slawischen Reaktion.

4. Durch diese Bewegung mit ihrem scharf tschechischem Einschlag wurde der deutsche Charakter Böhmens durchaus verwischt, und die politischen Verhältnisse gestalteten sich sogar so, daß Kaiser Sigismund die Krone aus den Händen eines tschechischen Parlaments nur unter gewissen Bedingungen zurückerhielt, und daß nach seines Schwiegersohnes Albrecht II. frühem Tode für dessen zehnjähriges Söhnchen der böhmische Edelmann Georg von Podiebrad die Herrschergewalt ausübte.

Vereinlichung Schlesiens.

Der Ungar Matthias Corvinus wird vom böhmischen Adel zum Könige und damit gleichzeitig zum Herrscher von Schlesien gewählt. Vermöge seines erfolgreichen Eingreifens wird ganz Schlesien einer Ausplünderung durch das Tschechentum entrissen, indem er das Zusammenwirken von Polen und Böhmen, die sich zur gemeinsamen Ausübung der Herrschaft über Oberschlesien die Hand zu geben versuchten, 1474 vereitelte.

Der Olmüzer Friede **von 1479** zwang den polnischen Prinzen Wladislaw als Inhaber der Wenzelkrone zum Verzicht.

Schlesien mit Oberschlesien kommt an das Haus
Habsburg.

Nach Matthias' Tode im Jahre 1490 wurde sein Gegenkönig Wladislaw von Polen und Ungarn zum Herrscher gewählt und auch von den Schlesiern als König anerkannt. Er gewährte Schlesien große Vorrechte und hat noch insofern besondere Bedeutung für die oberschlesische Geschichtsentwicklung, als seine zwei Kinder Ludwig und Anna sich mit den Enkeln Maria und Ferdinand des Kaisers Maximilian verlobten. Als sodann der junge Ludwig in einer Türken Schlacht das Leben verlor, erbte Annas Gemahl Ferdinand die Länder Ungarn und Böhmen und damit auch Schlesien. So kam 1526 Schlesien an das Haus Habsburg. In dem Herrscher aus dem Hause Habsburg hatte das deutsche Ostland Schlesien endlich wieder einen deutschen Herrn.

Vom Zunftwesen in Oberschlesien.

Am ersten Sonntag nach Ostern 1610¹⁾ so berichtet die Geschichte der Stadt Peiskretscham, versammelten sich Böttcher, Schlosser, Schmiede und Tischler zu einer Vereinigung, Zunft genannt, und stellten ihre Satzungen auf. Diese wurden von den Meistern, die schreiben konnten, im Beisein des Bürgermeisters unterzeichnet. (Wie berichtet wird, konnten von den 18 Meistern nur 4 ihren Namen schreiben.) Als die Zahl der Meister zunahm, trennten sich die Böttcher, Rademacher gleich Stellmacher und Tischler und errichteten am 29. Oktober 1616 eine eigene Zunft. Vom Erbherrn Georg von Redern wurden die neuen, erweiterten Satzungen bestätigt. Der Magistrat erhielt den Auftrag, darauf zu achten, daß diese vom Lehrling, Gesellen und Meister gewissenhaft beobachtet wurden. — Schöne Erzeugnisse hat das Handwerk auch im 16. Jahrhundert hervorgebracht. Wir finden diese in alten Rathhäusern, in Kirchen und Kapellen, Burgen und Schlössern, auch hie und da in alten Bürgerhäusern. Was sogar das Handwerk aus einem scheinbar ungefügten Stoffe zu schaffen verstand, davon legen beredtes Zeugnis ab die kunstvollen Eisenarbeiten des „Schönen Brunnens“ zu Neisse. Das Meiste aus der Blütezeit des Handwerks befindet sich jetzt nur noch in den schlesischen Museen. Wir sehen da kunstvoll aus Edelhölzern gearbeitete Schränke, prächtige Öfen, reich an Figurenwerk und schön von Gestalt und Farbe, ferner viele bunt bemalte Tonkühnle und Tonkrüge, kleine und große Zinnkannen sowie Becher und Kelche aus edlem Metall.

Anfänge des Bergbaues in Oberschlesien.

Im heutigen Beuthener Kreise fand man schon zu Peter Wlasts Zeiten Silber und in der Tarnowitzer Gegend Bleierz. Diesen Anfängen des ober-schlesischen Bergbaues machte der Mongoleneinfall ein Ende. Im Jahre 1519 entdeckte man bei dem Dorfe Tarnowitz, dem heutigen Alt-Tarnowitz, bedeutende Mengen von Blei. Es eilten von nah und fern Bergleute herbei, und Ansiedlungen entstanden. Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Jägerndorf war Herr dieses Gebietes. Zusammen mit dem Herzoge Johann von Oppeln schuf er aus den neuen Niederlassungen die freie Bergstadt Tarnowitz. Von der regen Tätigkeit in dieser neuen Stadt zeugt schon der Umstand, daß in und um Tarnowitz damals 7518 Schächte, 59 Wäscheln, 24 Röststätten, 6 Hütten und ein Stollen gemutet wurden. Tarnowitz ward Sitz des fürstlichen Bergamtes, während der Berghauptmann, zugleich Landeshauptmann der Beuthener Herrschaft, im Schlosse Swierklinitz, dem heutigen Neudeck, wohnte. Je tiefer man zum Zweck der Erz- und Kohlengewinnung ins Innere der Erde vordrang, desto schwieriger gestaltete es sich, mit den damaligen Mitteln Herr des Wassers zu werden. Dazu kam noch der allgemeine wirtschaftliche

¹⁾ Anm. In Oppeln gab es schon 1531 eine Bäcker-, in Neustadt 1542 eine Weber- und 1547 eine Bäckerzunft, in Beuthen schon 1561 eine Kürschner- und eine Schneiderzunft. Die Fleischerzunft in Groß-Strehlitz wurde 1530 gegründet.

Verfall infolge des 30jährigen Krieges, so daß der Bergbau immer mehr zurückging. Schon im 17. Jahrhundert, mehr noch im 18., führte er ein kümmerliches Dasein. Die Erben von Georg Giesche, seit 1704 mit Vorrechten dazu ausgestattet, betrieben nur noch bei Scharlen und Stolaczowitz Gruben mit Galmeigewinnung. Ebenso gab es nur noch in dem an der Birawka gelegenen Jakobswalde kleine Eisensteingräbereien mit einem durchaus unrentablen Messingwerk, ferner in Ruda und im Pleßer Gebiet unbedeutende, rein zum örtlichen Verbrauche dienende Steinkohlenförderungen.

Die Kunst der Renaissance in Oberschlesien.

Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts sowie das ganze 16. Jahrhundert bis in das zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts waren trotz mannigfacher Wirren und Kämpfe ein Zeitabschnitt hoher, blühender Kultur. — Als Zeichen dafür kann der Umstand gelten, daß schon 1531 von den Tarnowitzer Bürgern das hölzerne Gotteshaus durch einen, wenn auch einfachen und turmlosen Steinbau ersetzt wurde. Ferner bietet die um 1600 in der Nähe des Bahnhofes Orzesche (Kr. Pleß) errichtete Kapelle des heiligen Laurentius bereits reiche und geschmackvolle Kunstformen. Aus dem Neißeßer Bischofslande und dem zu Jägerndorf gehörigen Leobschütz weist ebenfalls diese Zeit prächtige Bau- und Skulpturdenkmäler des sogenannten Renaissancestiles auf. Ihre Schöpfer waren eben Träger der humanistischen Bildung, um deren Verbreitung die Herrscher des Landes, die Breslauer Bischöfe und der hohenzollernische Fürst, sich sehr bemühten. Hohes Ansehen genoß damals die lateinische Schule in Neiße. Aus ihr ging unter Leitung von Cruciger 1559 die älteste schlesische Landkarte des Rektors Martin Hellwig hervor. Als herrliche Schöpfungen der Renaissancekunst in Neiße seien noch erwähnt die Bischofsdenkmäler in der Pfarrkirche zum hlg. Jakobus, ferner das jetzt als Kammereigebäude dienende ehemalige Wagehaus, sowie verschiedene ehrwürdige Bürgerhäuser in den mit großem Kunstsinne angelegten alten Stadtteilen Neißeßes, vor allem in der Bischofsstraße.

Handel und Verkehr, Münz- und Rechtswesen, Ordnung und Sicherheit in Oberschlesien.

Um den Handel war es in den schweren Zeiten des 15. Jahrhunderts infolge der Türkenkriege, welche die Wege nach Südosten absperren, nicht gut bestellt. Eine Regelung der staatlichen und privatrechtlichen Verhältnisse erfuhren die oberschlesischen Fürstentümer erst im Jahre 1562 dadurch, daß die böhmische Krone sich mit ihren Ständen über eine Landordnung einigte, durch die der mittelalterlichen Fehdelust und Rechtlosigkeit ein Ende bereitet wurde. Allenthalben zeigte sich auch mehr Sinn und Verständnis für Ordnung. 1585 richtete man in Breslau Sterberegister ein und führte sie von da ab regelmäßig. Ebenso wurden Reinigungsordnungen in verschiedenen schlesischen Städten erlassen. Um das Gedeihen von Stadt und Gemeinde zu fördern, wurden massive Stadtmauern mit festen Toren und zahlreichen Wehrtürmen errichtet

und starke Geschütze hinter den Wällen aufgestellt. König Ferdinand erließ auch eine Verteidigungsordnung mit genauen Verhaltungsmaßregeln beim Herannahen eines Feindes. Für Handel und Verkehr sorgte er, indem er der Münzverwirrung ein Ende machte. Das ganze Mittelalter hindurch hatte fast jede schlesische Stadt ihre eigenen Münzen gehabt.

Schlesien hundert Jahre unter Hohenzollernfürsten (1523—1622).

Markgraf Georg von Hohenzollern mit dem Beinamen „der Fromme“ wurde als Berater König Ludwigs von Böhmen 1524 mit der Herrschaft Beuthen belehnt, nachdem ihm schon Wladislaw die Nachfolge in Oppeln und das seit 1521 durch Tod des Herzogs Valentin freigewordene Ratibor verliehen und er selbst sogar 1523 von Georg Graf von Schellenberg die Herrschaft Jägerndorf gekauft hatte. Eine gewaltige Hausmacht vereinigte sich damit in der Hand des tüchtigen Ansbachers, der durch seine Heirat mit der Tochter des Herzogs Karl von Münsterberg seine Stellung noch weiter befestigte.

Markgraf Georg förderte seine Gebiete auch wirtschaftlich durch Annahme weltlicher Verwaltungsnormen und durch Herbeiholung geschulter Beamter aus Franken in das Beuthener Land und in die Tarnowitzer Gegend. Schon im 13. Jahrhundert wurde um Beuthen Erzbergbau betrieben, aber in wenig lohnender Weise. Markgraf Georg gründete die beiden Bergstädte Tarnowitz und Georgenberg. Auch sorgte er dafür, daß sich in Oberschlesien die lutherische Lehre ausbreitete; er wird daher der Schirmherr der Reformation in Oberschlesien genannt. — Eine Schwester Georgs war mit dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau vermählt. Der Markgraf vermittelte eine Erbverbrüderung zwischen seinem Schwager und dem mit ihm selbst verwandten Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. Bei Gelegenheit einer Doppelverlobung zwischen Kindern der beiden Fürstenhäuser kam sie **1537** zustande. Danach sollte im Falle des Aussterbens des herzoglichen Geschlechts dessen Land an Brandenburg fallen, während bei früherem Erlöschen des Hohenzollernstammes bestimmte Teile Brandenburgs an das Liegnitzer Herzoghaus kommen sollten. — Die Herrschaft Beuthen blieb fast hundert Jahre im Besitz der Hohenzollern. Weil Markgraf Johann Georg an dem böhmischen Aufstande teilnahm, wurde er 1621 von Ferdinand II. in die Reichsacht und aller seiner Länder für verlustig erklärt. Die Herrschaft Beuthen überließ der Kaiser für geliehene Geldsummen als Entgelt an den Freiherrn Lazarus I. Henkel von Donnersmark, dessen Nachkommen in Oberschlesien später noch mehr Besitzungen erwarben.

Oberschlesien in der Reformationszeit.

Mit Beginn des 16. Jahrhunderts kam es in Mitteldeutschland zur Kirchenspaltung, die ihre Wogen bis ins Oderland schlug. Die rasche Ausbreitung der evangelischen Lehre wurde in Oberschlesien zu-

nächst durch das Überwiegen der polnischen Sprache gehemmt. Außerdem verhielt sich der streng katholisch gesinnte Herzog Johannes von Oppeln (gest. 1532) ablehnend gegen die evangelische Lehre. Trotzdem breitete sich diese beim Adel und in den Städten aus. In Oppeln verließen die Dominikanermönche ihre Klöster, in Ratibor predigte ein lutherischer Geistlicher, Beuthen stellte einen eigenen Prediger an. Ebenso fand in Peiskretscham, Cosel, Krappitz sowie in Leobschütz, Neustadt O.-S. und Oberglogau die lutherische Lehre Eingang. Selbst auf den Dörfern hörte allmählich der katholische Gottesdienst auf, so in den um Tarnowitz herumliegenden Dörfern Inglin, Repten, Radzionkau, Piekarn, Kochlowitz, Mieschowitz usw. — Zu den eifrigsten Bekennern der Lehre Luthers gehörte der Markgraf Georg. In seinen schlesischen Besitzungen wußte er der Reformation Eingang zu verschaffen, insbesondere im Fürstentum Jägerndorf sowie in der freien Bergstadt Tarnowitz, deren Pfarrkirche von Anfang an protestantisch war, weil die dorthin von Georg berufenen französischen Bergleute sich zur lutherischen Kirche bekannten. Auch Georgs Sohn Friedrich (1543—1605) begünstigte die lutherische Lehre.

Mit größtem Erfolge wurde die Reformation im Kreuzburg-Pitschener Gebiete durchgeführt, das seit Anfang des 14. Jahrhunderts, allerdings mit mehreren Unterbrechungen, im Besitze der Brieger Pasten war.

Im Meißner Bistumslande ging es zur Zeit der Reformation zeitweise sehr scharf zu. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts verhinderten die Uneinigkeit und die gegenseitige Bekämpfung der Lutheraner dazu aber auch die strengen Maßnahmen der Breslauer Bischöfe Martin Gerstmann (1574—1585) und Andreas von Jerin (1585—1596) eine weitere Verbreitung der evangelischen Lehre, so daß es schließlich nach langen Kämpfen, bei denen allerdings, wie geschichtlich einwandfrei feststeht, auf beiden Seiten mehr oder weniger Vergehen zu verzeichnen sind, dem Bischof Erzherzog Karl von Österreich (1608—1624) gelang, sein Ziel zu erreichen und das Meißner Land im Glauben seiner Väter zu erhalten.

Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von Kaiser Rudolf II. (gest. 1612) hatten die Böhmen einen Majestätsbrief erhalten, der ihnen volle Religionsfreiheit zusicherte. 1609 begrüßte man in Schlesien mit Jubel die Kunde über die gleiche Verleihung der Religionsfreiheit. Rudolfs Nachfolger Matthias (gest. 1609) gewährte den Schlesiern dazu noch, daß sie nicht mehr von Prag aus regiert werden, sondern zu Breslau eine für das gesamte Land geltende oberste königliche Behörde und einen obersten Gerichtshof haben sollten. — Im Jahre 1618 brachen nun in Böhmen wegen Verletzung des Majestätsbriefes Unruhen aus. Auf den Rat des Markgrafen Johann Georg v. Brandenburg — Jägerndorf stellten die Schlesier, weil Matthias mehrere ihrer Beschwerden wegen Nichtbeachtung ihres eigenen Briefes nicht anhörte, diesen ein kleines Hilfsheer. Nach Matthias' Tode wurde der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz von dem Böhmen zum König gewählt. Nach seiner Niederlage schritt sein Gegner Ferdinand II. strafend gegen den Führer der schlesischen Truppen, Johann Georg,

ein; er zerschchnitt ihren Majestätsbrief mit eigener Hand und verurtheilte die Schlesier zu einer harten Geldbuße.

Der Krieg währte schon acht Jahre. Im Sommer 1626 erschien der protestantische Feldherr Ernst von Mansfeld mit 20 000 Söldnern an der Oder. Den Mansfeldischen Truppen folgte ein kaiserliches Heer unter Wallenstein auf dem Fuße. Die Wallensteiner saugten Nieder- und Mittelschlesien, die Mansfeldischen das oberschlesische Land aus, so daß nach ihrem siebenmonatlichen Abzug Land und Leute ganz verarmt waren. —

Im Frühling 1632 drang ein Heer, das aus Schweden, Sachsen und Brandenburgern bestand, in Schlesien ein; die Kaiserlichen eilten bald wieder aus Böhmen herbei, und es erfolgte ein abermaliges Ringen zwischen dem protestantischen und kaiserlichen Heere in Schlesien. Die Kaiserlichen wurden bei Steinau an der Oder besiegt und zogen sich daraufhin in die äußersten Winkel von Oberschlesien zurück. Die schlesischen Fürsten überließen ihre Gebiete den protestantischen Heeren. 1633 drang dann Wallenstein durch die Wälder der Grafschaft Glatz mit einem neuen Heere vor, und ein neues Ringen begann. Schlesien litt entsetzlich unter dem wütenden Vordringen der Wallensteiner. Trotz der furchtbaren Drohung des wallensteinischen Führers Schaffgotsch, leisteten die Bürger der Städte Schlesiens heldenhaften Widerstand, vor allem die Breslauer.

Neun Jahre lang rangen auf schlesischem Boden Kaiserliche und Schweden miteinander. Der schwedische General Torstenson erschien sogar selbst in Schlesien. Auf seinem Siegeszuge überließ er die Belagerung von Neisse dem Generalfeldzugmeister Eiljenhoek, dem sich Neisse nach mehrfacher Berennung und Beschießung am 15. Juni 1642 ergab. Am 24. Juli zogen die Schweden wieder ab. Da die kaiserlichen Truppen heranrückten, zündeten jene alle Thürme und Tore der Stadtmauer an und führten den Bürgermeister Wotke von Neisse und den Gerichtsvogt Duller und den Rathsherrn Adam mit sich fort, weil die Kontributionsgelder noch nicht alle bezahlt waren. Auch den Pfarrer Sebastian Rostock und einen Jesuitenpater nahmen sie als Geiseln mit. In die Hände der Schweden fielen ebenfalls die Städte Grottkau, Kosel und Oppeln. Im Jahre 1645 wurden die Fürstentümer Oppeln-Ratibor von Kaiser Ferdinand III. infolge Geldnot an den polnischen König verpfändet. — Noch viele Ruinen und Reste alter Stadtmauern sind Zeugen aus dieser Schreckenszeit. Da kam endlich 1648 die Botschaft vom Abschluß des westfälischen Friedens. Zu Münster und Osnabrück hatten sich die kriegsführenden Parteien zu einem Friedensschluß geeinigt.

Traurige Zustände in Oberschlesien nach dem dreißigjährigen Kriege.

Kosel hatte drei Viertel seiner Einwohner verloren. Die oberschlesischen Städte auf der linken Oderseite waren zum größten Theile niedergebrannt. Um 200 000 Menschen hatte sich die Bevölkerung Ober- und Niederschlesiens während der Kriegszeit verringert. Furchtbare Not herrschte

allerorts. Ohne Schulbildung war die Jugend herangewachsen, das Volk war unwissend und verwildert, religions- und sittenlos. Der Aberglaube blühte. Das zeigte sich besonders in den zahlreichen Hexenprozessen, die damals in vielen Teilen Schlesiens stattfanden. Im Fürstentum Neisse allein wurden im Jahre 1651 gegen 200 unschuldige Menschen jeden Alters, jeden Geschlechts und Standes nach qualvoller Folterung als Hexen verbrannt. Am schlimmsten stand es in dieser Zeit um die Bauern; ihre Zahl war sehr zusammengesmolzen. Weite Strecken Landes waren ohne Besitzer. Der Adel zog diese ein und wurde dadurch noch reicher. Die Lasten der noch vorhandenen Bauern gingen ins Unermeßliche. Durch die Unbilden des 30jährigen Krieges versank der schlesische Bauernstand vollständig in Unfreiheit und Armut. — Die kaiserlichen Beamten herrschten in Schlesien nach Willkür. Ihren Landesherren bekamen die Schlesier, seit Kaiser Matthias mit glänzendem Gefolge durchs Breslauer Nikolaitor eingeritten war, nicht mehr zu sehen.

Die Gegenreformation in Oberschlesien.

Wie in den meisten Gebieten Deutschlands, so war auch in den einzelnen Fürstentümern Schlesiens seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) im allgemeinen der Grundsatz durchgeführt worden, daß das Bekenntnis des Landesherren auch das der Untertanen bestimme (*Cuius regio, eius religio*). Nach dem Friedensschluß (1648) wurde der 1621 abgeschlossene Dresdener Vertrag, durch den Kaiser Ferdinand II. den schlesischen Ständen bei Anerkennung seiner Person als ihren Landesherrn ihre alten Vorrechte sowie das Vorrecht der Gleichberechtigung des lutherischen Bekenntnisses zugebilligt hatte, wegen der Teilnahme der Schlesier für die schwedische Sache als verwirkt beiseite geschoben. In den Fürstentümern Teschen, Troppau, Jägerndorf, in den Standesherrschaften Pleß und in Oberberg-Beuthen wurden alle protestantischen Kirchen eingezogen und den Katholischen überwiesen. Als am **21. November 1675** mit Georg Wilhelm das uralte Fürstenhaus erlosch und so ebenfalls Siegnitz, Brieg und Wohlau unter die unmittelbare Herrschaft des katholischen Kaiserhauses kam, wurden auch die Pfarrkirchen der Städte Kreuzburg und Pitschen mit einer Anzahl Landkirchen wieder katholisch. — Nach seiner Begründung durch Ignatius von Copola erwies sich der Jesuitenorden als besonders erfolgreicher Bekämpfer des Protestantismus. In Oberschlesien entstanden nach dem 30jährigen Kriege Jesuitenkollegien in Neisse, Oppeln und Troppau, ferner sogenannte Residenzen in dem Wallfahrtsorte Deutsch-Piekar bei Beuthen sowie in Teschen und eine Mission in Tarnowitz.

Oberschlesien im letzten Jahrhundert der habsburgischen Herrschaft.

In dieser Zeit blieb Oberschlesien von manchen Kriegswirren auch nicht verschont. Es bemächtigte sich ein gewaltiger Schrecken der Gemüter, als sich im Jahre 1663 ein Streifzug der den Südosten Europas be-

drohenden Türken bis nach Mähren erstreckte. Fremde Kriegsvölker als Verbündete des Kaisers durchzogen öfters in jener Zeit unser Land. Erwähnt sei hier unter anderem, wie 1683 König Johann Sobieski zur Befreiung Wiens aus den Händen der Türken mit 30 000 Mann Oberschlesien von Deutsch-Piekar bis Ratibor durchquerte. Als darum gestritten wurde, ob Stanislaus Leszczyński oder August III. von Sachsen, König von Polen werden sollte, zogen das erste Mal 1735 russische Truppen durch obererschlesische Landesteile. Somit war das letzte Jahrhundert der habsburgischen Herrschaft auch für Oberschlesien kein Segen. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu Österreich und seinem Herrscherhause konnte sich hier nicht entfalten; die schlesischen Gebiete wie auch viele der übrigen blieben als Einzellandschaften für sich bestehen. Die Schlesier fühlten sich nur als Schlesier, und so konnten sie sich auch innerlich schnell von den Habsburgern trennen. Und das wurde noch wesentlich erleichtert dadurch, daß Schlesiens natürliche Lage und der Lauf des Hauptstromes nach dem Norden wies, von wo im **Jahre 1740** Friedrich der Große erobernd in Schlesien einrückte.

Allmähliches Wiedererwachen in der Zeit der Gegenreformation. Neue Schönheit im Lande.

Die Gegenreformation hatte ihr Gutes für Schlesien. Die bürgerlichen Bauten dieser Zeit sind mit den vor dem Kriege entstandenen nicht zu vergleichen. Die Klöster Trebnitz, Heinrichau, Wahlstatt, Leubus und Grünau erhielten ihre heutige Gestalt. Der schöne Jesuitenbau bei den verschiedenen Jesuitenkollegien Schlesiens und manches andere schlesische Bauwerk stammen aus dem Zeitalter der Gegenreformation. Die neue Kunstart war der sogenannte Barockstil (von barock d. i. schiefmund). Man erkennt sie an den vielfach gebrochenen und üppig geschwungenen Linien der Mauern und ihren Verzierungen, den gewundenen Säulen, der reichen Verwendung von Marmor, Stuck, Gold, Farbe, den lebhaft bewegten Gewändern der Standbilder und Figuren sowie an den eigenartigen Zwiebelhelmen der Türme. Ebenso sind die Mariensäulen und die Nepomukstandbilder in manchen Gegenden Schlesiens meist Werke aus dieser Zeit. — Die Einführung der Latifundienwirtschaft durch Verteilung des Grundbesitzes unter wenige Großgrundbesitzer (Magnatentum) hatte auch sein Gutes. Die Schafzucht, die große Weiden brauchte, wurde dadurch begünstigt. Der Anbau des Flachses mehrte sich ebenso, und schlesische Leinwand ward damals bis Spanien und Amerika ausgeführt. In dieser Zeit galt Schlesien als der Fabrikant und Großhändler Österreichs.

Die Anfänge des Postwesens in Oberschlesien. Der Postverkehr im Mittelalter und in der Neuzeit.

Die Anfänge des Postwesens in Oberschlesien reichen in die Zeit vor **1670** zurück. Der erste Gleiwitzer Postmeister war Johannes Laurentius Nieschidko (gest. 1681). Zwanzig Tage vor der Hochzeit des Michael Kornbut Wisniowiecki mit der Erzherzogin Eleonore Maria, der Schwester

Leopolds I., am 8. II. 1670, erhält er durch kaiserlichen Befehl und Verordnung der schlesischen Kammer die Bestallung als Postmeister. Da man sich der neuen Einrichtung gegenüber ablehnend verhielt und ihr Schwierigkeiten bereitete, so sah sich der kaiserliche Hof in Wien dazu veranlaßt, einen sogenannten Schutzbrief zur Hebung des Postwesens zu verlassen. Der Schutzbrief war datiert **vom 7. VII. 1670**. Er weist nochmals besonders darauf hin, daß Niemandto die aus Polen einlaufenden Staffetten und Kuriere sowie sonstige nach dem kaiserlichen Hofe oder nach Breslau und Umgegend gehörige Briefe bei Tag und bei Nacht zu befördern habe.

Trotz alledem stand man der Neuerung auch weiter feindlich gegenüber. Vom Gutshofe Schieroth ist sogar bekannt, daß der dortige Briefempfänger den armen Postreiter ergreifen, ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgen und dazu noch den bestellten Brief verzehren ließ. Letzteres galt als schwere Strafe, weil ja das zu Briefen verwandte Papier aus damaliger Zeit recht zähe und auf demselben außerdem als Stempel ein Siegellackklumpen verwandt worden war. Am 21. Oktober 1692 erhob dieserhalb der Gleiwitzer Postmeister Beschwerde bei dem zuständigen Landeshauptmann Johann Georg Reichsgraf von Oppersdorf. Die Beschwerdesache scheint aber nie ihre Erledigung gefunden zu haben. Beim Tode des Reichsgrafen lag, wie feststeht, das entsprechende Schriftstück noch unerledigt auf dessen Schreibtisch. — Aus der Geschichte des allgemeinen deutschen Postwesens sei hier noch kurz folgendes erwähnt: Die ältesten Beförderungsanstalten dienten ausschließlich Regierungszwecken; die Klöster-, Universitätsboten, Mehrgarposten und Städteboten bestimmten die Interessenkreise. **1546** gründete Franz von Taxis die erste der Benutzung durch jedermann übergebene Post zwischen Wien und Brüssel. 1615 wurde Camoral von Taxis Generalpostmeister des Deutschen Reiches. Neben den Taxischen Posten entstanden zahlreiche Landesposten der einzelnen Regierungen.

Durch die Deutsch-Österreichischen Postverträge vom 1. Juli 1850 und vom 18. August 1860 wurden die Postverwaltungen der Einzelstaaten in Verbindung mit der Taxischen Verwaltung zu einem gemeinsamen Postgebiet vereinigt. Durch den Vertrag vom 1. Juli 1867 ging das Taxische Postwesen an Preußen über und vom 1. Januar 1868 ab ward für das Gebiet des Norddeutschen Bundes das Postwesen als einheitliche Staatsverkehrsanstalt eingerichtet. Nach der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 (Artikel 48—51) blieben nur Bayern und Württemberg außerhalb der Reichspost. Diese beiden Staaten behielten sich in bezug auf das Postwesen Reservatrechte vor. 1876 wurde die Postverwaltung mit der Reichstelegraphenverwaltung vereinigt. Ein internationaler Postkongreß in Bern führte zu dem allgemeinen Postvereinsvertrag vom 9. Oktober 1874, der 1878 zum Weltpostverein, mit Generalpostmeister Heinrich von Stephan (1831—1897) an der Spitze, erweitert wurde.

Dr. Schmitz.





Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000578351



II 139775

Pracownia Śląska

T2

NARODOWY
ZASÓB
BIBLIOTECZNY